

Sebastian

FixzeK

Das Geschenk

Post Controller

DROEMER®



A.R.T.U.R./VK-EU / <https://vk.com/id248335662>

Sebastian Fitzek

DAS GESCHENK  
Psychothriller



## Über dieses Buch

Milan Berg steht an einer Ampel, als ein Wagen neben ihm hält. Auf dem Rücksitz ein völlig verängstigtes Mädchen. Verzweifelt presst sie einen Zettel gegen die Scheibe. Ein Hilferuf? Milan kann es nicht lesen – denn er ist Analphabet! Einer von über sechs Millionen in Deutschland. Doch er spürt: Das Mädchen ist in tödlicher Gefahr. Als er die Suche nach ihr aufnimmt, beginnt für ihn eine alpträumhafte Irrfahrt, an deren Ende eine grausame Erkenntnis steht: Manchmal ist die Wahrheit zu entsetzlich, um mit ihr weiterzuleben – und Unwissenheit das größte Geschenk auf Erden.

## Inhaltsübersicht

- Motto
- Motto
- 1. Kapitel
- 2. Kapitel
- 3. Kapitel
- 4. Kapitel
- 5. Kapitel
- 6. Kapitel
- 7. Kapitel
- 8. Kapitel
- 9. Kapitel
- 10. Kapitel
- 11. Kapitel
- 12. Kapitel
- 13. Kapitel
- 14. Kapitel
- 15. Kapitel
- 16. Kapitel
- 17. Kapitel
- 18. Kapitel
- 19. Kapitel
- 20. Kapitel
- 21. Kapitel

- 22. Kapitel
- 23. Kapitel
- 24. Kapitel
- 25. Kapitel
- 26. Kapitel
- 27. Kapitel
- 28. Kapitel
- 29. Kapitel
- 30. Kapitel
- 31. Kapitel
- 32. Kapitel
- 33. Kapitel
- 34. Kapitel
- 35. Kapitel
- 36. Kapitel
- 37. Kapitel
- 38. Kapitel
- 39. Kapitel
- 40. Kapitel
- 41. Kapitel
- 42. Kapitel
- 43. Kapitel
- 44. Kapitel
- 45. Kapitel
- 46. Kapitel
- 47. Kapitel
- 48. Kapitel

- 49. Kapitel
- 50. Kapitel
- 51. Kapitel
- 52. Kapitel
- 53. Kapitel
- 54. Kapitel
- 55. Kapitel
- 56. Kapitel
- 57. Kapitel
- 58. Kapitel
- 59. Kapitel
- 60. Kapitel
- 61. Kapitel
- 62. Kapitel
- 63. Kapitel
- 64. Kapitel
- 65. Kapitel
- 66. Kapitel
- 67. Kapitel
- 68. Kapitel
- 69. Kapitel
- 70. Kapitel
- 71. Kapitel
- 72. Kapitel
- 73. Kapitel
- 74. Kapitel
- 75. Kapitel

- Hintergründe und Danksagung

Psychopathie (...) hat vermutlich genetische Ursachen.  
Bestimmte Gehirnareale, etwa die für Mitgefühl und Impulskontrolle,  
sind bei ihnen von Geburt an unterentwickelt.

*Fanny Jiménez, So erkennen Sie einen Psychopathen,  
Die Welt, 14.08.2014*

Alles wirklich Böse beginnt in Unschuld.  
*Ernest Hemingway*

Der Mensch ist von Natur aus böse.  
Er tut das Gute nicht aus Neigung,  
sondern aus Sympathie und Ehre.  
*Immanuel Kant, Reflexionen zur Anthropologie*

Psychopathie ist eine Persönlichkeitsstörung.  
Schätzungen gehen davon aus, dass eine von  
hundert Personen diese Störung hat.  
Männer sind viermal häufiger davon betroffen als Frauen.  
Zwillingsstudien zeigen, dass Vererbung eine Rolle spielt.  
*Hildegard Kaulen, Ein Schalter für Empathie,  
FAZ, 16.03.2018*



A.R.T.U.R./VK-EU

Wie die Welt von morgen aussehen wird,  
hängt in großem Maß von der Einbildungskraft jener ab,  
die jetzt lesen lernen.

*Astrid Lindgren*



# 1.

## Heute

Er war nackt und wurde in zwei Hälften zerteilt.

Es fühlte sich nicht nur so an. Es geschah tatsächlich. Hier und jetzt in der alten Gefängniswäscherei, auf dem Fliesenboden, direkt neben dem Industrietrockner.

Milan hörte sich selbst nur unmenschlich grunzen. Ohne den Sockenknebel hätte er die ganze Anstalt zusammengeschrien. Nicht, dass es einen Unterschied gemacht hätte. Die Truppe hatte gut dafür bezahlt, dass man sie die Nacht über mit dem Neuen allein ließ.

Es waren fünf. Zwei knieten auf seinen Schultern, zwei hielten ihm die Beine fest, und der Fünfte, ein stark keuchender 120-Kilo-Sack mit Mettwurstattem, schob ihm gerade etwas ins Rektum, das sich wie ein stacheldrahtbewehrter Morgenstern anfühlte. Womöglich war es aber auch nur eine Faust, mit der er ihn vergewaltigte.

Plötzlich hörte der Druck auf, so unvermittelt, dass Milan einen Krampf bekam und am ganzen Körper zitterte. Der Schmerz dauerte an, etwas, das heißer war als ein Saunaofen, brannte in seinem Innersten, aber wenigstens konnte er die Arme wieder frei bewegen und sich auf den Rücken rollen.

Ein neues, sechstes Gesicht schwebte über ihm. Der ältere Mann mit strengem Seitenscheitel und karibikblauen Augen hinter dicken Brillengläsern war noch nicht dabei gewesen, als sie ihn unter der Dusche zusammengeschlagen und hierher verschleppt hatten.

Er musterte ihn mit der Neugierde von Kindern, die ein Insekt unter der Lupe

grillen. »Du bist also der Polizist?«

Milan nickte, während der Mann ihm den Knebel entfernte.

»Ich bin Zeus. Du kennst mich, oder?«

Zeus, der Gefängnisgott. Milan nickte wieder. Nur Hirntote oder Komatöse wussten nicht, wer der Mann war, der den Namen der griechischen Gottheit missbrauchte und der hier in der JVA Tegel wirklich das Sagen hatte.

»Hör mir gut zu. Leute wie du stehen bei uns ganz unten in der Nahrungskette. Du hast hier weniger Rechte als die Fusseln in Plättes Bauchnabel.«

Zeus lächelte dem Fettsack zu, der sich gerade die Hose hochzog. Milan hätte sich am liebsten zum Sterben in eine Ecke verzogen. Wenn das der Penis des Kerls gewesen war, der eben noch in ihm gesteckt hatte, musste der die Größe eines Feuerlöschers haben.

»Du hast nur eine Chance – es sei denn, du willst, dass Plätte seine wahre Spezialität auspackt. Weißt du, weswegen wir ihn Plätte nennen?«

*Weil er alles plattmacht?*

»Weil er so gerne bügelt. Er liebt Plätteisen. Wie das hier.«

Zeus ließ sich von einem seiner tätowierten Handlanger ein altertümliches Bügeleisen reichen.

»Plätte wird es gleich auf zweihundert Grad hochheizen. Und während es auf Betriebstemperatur kommt, hast du die Chance, mir alles zu erzählen. Die Wahrheit und nichts als die Wahrheit, so wahr dir Gott helfe.«

Zeus ging in die Knie und testete mit der flachen Hand, ob sein Scheitel noch saß, dabei sagte er: »Du sitzt mit Zecke in einer Zelle. Der Kleine ist okay. Und du hast Glück. Er hat sich für dich verbürgt. Sagt, du weinst im Schlaf. Und dass du wirklich ein Yeti sein könntest.«

»Ein was?«

»Ein Unschuldiger. Sieht man hier drinnen so häufig wie draußen einen Yeti.«

Zeus' Schergen lachten über den Witz, den sie garantiert schon hundertmal gehört hatten.

»Erzähl mir deine Geschichte!«, forderte der Anführer ein weiteres Mal.

»Was?«

»Sprech ich Chinesisch?« Zeus verpasste Milan eine Ohrfeige. »Ich will wissen, weshalb du hier bist, *Polizist*. Aber hey, sei vorsichtig.« Der Alte nahm die Brille ab und zeigte auf seine Augen. »Weißt du, was das ist?«

Milan ignorierte die rhetorische Frage, auch weil er sich bemühte, sich nicht zu übergeben, während der Schmerz wie eine Flamme neu aufzüngelte.

»Das sind meine beiden Lügendetektoren. Wenn sie ausschlagen, sieht Plätte das. Ich muss nur ein Mal blinzeln, und er rammt dir das glühende Eisen bis in den Zwölffingerdarm. Haben wir uns verstanden?«

Plätte nickte grinsend. Milan hatte Tränen in den Augen.

Spucke sammelte sich in seinem Mund. Er musste zweimal schlucken, bis er so weit war.

So weit, seine letzte Chance wahrzunehmen, indem er Zeus alles erzählte. Die ebenso unglaubliche wie grauenhafte Geschichte, die ihn einmal quer durch die Hölle bis hierher ins Gefängnis geführt hatte.

Und um Zeit zu schinden, um wenigstens noch einige Stunden am Leben zu bleiben, begann er von Anfang an.

## 2.

### Zwei Jahre zuvor

Sind Sie allein?«

»Ja.«

»Was ist mit dem Küchenpersonal?«

»Die sind schon gegangen. Ich mache die Abrechnung. Hier ist außer mir keiner mehr.«

»Okay. Sie müssen trotzdem keine Angst haben«, sagte Milan.

Die Frau am Telefon lachte hysterisch auf. »Keine Angst? Seid ihr bei der Polizei jetzt völlig plemplem? Ihr ruft mich an, erzählt mir was von einem Psycho, der euch durch die Lappen gegangen ist und der mich in wenigen Sekunden als Geisel nehmen wird, und ich SOLL KEINE ANGST HABEN?«

Die junge Kellnerin, die sich ihm als Andra Sturm vorgestellt hatte, klang so, als könnte sie einhändig ein Stück Holz aus dem Tresen des Restaurants reißen, um sich damit einem potenziellen Angreifer in den Weg zu stellen. Aber Milan wusste, dass eine raue, kräftige Telefonstimme nicht immer so gut zum Äußeren passte wie bei ihm. Vielleicht war Andra ein zierlicher Engel und ihr Reibeisentimbre nur die Folge der Todesangst, in die er sie versetzt hatte. In jedem Fall war sie nicht auf den Mund gefallen, was Milan imponierte. Andra machte den Eindruck einer Frau, die er unter normalen Umständen gerne näher kennengelernt hätte, auch wenn das in dieser Situation natürlich ein höchst unprofessioneller Gedanke war.

»Hören Sie mir zu?«

»Nein, ich halte mir die Ohren zu. *Natürlich* höre ich noch zu.«

Milan sah durch die Windschutzscheibe zum Eingang des Diners hinüber, atmete tief durch und sagte dann, so ruhig es die Situation zuließ: »Erstens, der Täter ist uns nicht entwischt. Wir beobachten ihn seit zwei Stunden und tracken sogar seine Handygespräche. Deshalb wissen wir, dass er Sie kurz vor meiner Kontaktaufnahme angerufen hat. Ist das korrekt?«

»Ja«, sagte Andra mit einiger Verzögerung. Vermutlich hatte sie genickt, bevor ihr klar wurde, dass er das durchs Telefon nicht hätte hören können.

»Er wollte wissen, ob um diese Zeit noch jemand im Restaurant ist.«

Ein Wunder, dass die Kellnerin überhaupt an den Apparat gegangen war. Ein Anruf fünf Minuten vor Feierabend konnte eigentlich nur Ärger bedeuten, zumal das All-American-Diner kein Ort war, wo man reservierte. Die Gäste, die auf Burger, Pommes, Nachos, T-Bone-Steaks, Milchshakes und andere Diätkiller aus waren, kamen ohne Voranmeldung in das kleine Restaurant in der Seitenstraße des Rosenecks.

»Und zweitens«, setzte Milan seine Aufzählung fort, »wird der Mann Sie nicht als Geisel nehmen. Er will nur Bargeld.«

Andra lachte auf. »Woher wissen Sie das so genau, Sie Klugscheißer?«

Milan musste lächeln. Andra sprach mit der selbstbewussten Erregung einer Berlinerin, die kein Blatt vor den Mund nahm. Und das vermutlich nicht nur in solch extremen Ausnahmesituationen wie dieser. Er schätzte sie auf Ende zwanzig, Anfang dreißig. Etwa sein Alter.

»Der Täter hat schon eine Geisel«, beantwortete er ihre Frage.

»Wie bitte?«

»Ein Mädchen. Er hat sie entführt. Heute Vormittag ist die Lösegeldübergabe fehlgeschlagen. Seitdem überwachen wir ihn.«

Pause.

Offenbar musste Andra das Gehörte verdauen. Vermutlich lagen ihr diese Informationen weitaus schwerer im Magen als die fettigen Pancakes, mit denen das Diner seine Frühstücksgäste mästete.

Milan versuchte erneut, von seinem Standpunkt aus einen Blick in den

Innenraum zu erhaschen, doch die zur spärlich beleuchteten Straße ausgerichtete Fensterfront war hinter dem Dauerschneeregen kaum auszumachen.

*Verdammt schlechte Einsatzlage.*

Alles sah aus wie durch die Scheibe einer laufenden Waschmaschine betrachtet, und Milan hätte nicht einen einzigen Gegenstand im Inneren des Restaurants identifizieren können, hätte er die klischeeartigen Requisiten nicht in tausend anderen Dinern dieser Welt schon gesehen: das auf alt getrimmte Route-66-Straßenschild, die Jukebox-Attrappe im Eingang, das Stars-and-Stripes-Banner sowie mehrere Elvis- und Uncle-Sam-Plakate an den Wänden.

Milan verwettete seine ungezeugten Kinder darauf, dass die Sitzecken aus rot gepolstertem Kunstleder gefertigt waren und auf einem laminierten Fußboden mit Schachbrettmuster standen.

»Wieso schnappen Sie sich den Dreckskerl nicht, sobald er hier reinschneit?«

»Weil wir nicht wissen, wohin er sein Opfer verschleppt hat.«

»Wie bitte?«, fragte Andra erneut, diesmal klang sie regelrecht entgeistert.

»Während der Täter bei Ihnen im Restaurant ist, werden wir sein Fluchtauto präparieren, damit er uns zu seiner Geisel führt, selbst wenn wir ihn aus den Augen verlieren.«

»Ist er sehr gefährlich?«

Milan räusperte sich. Fuhr sich durch die dunkelbraunen, kurzschlafgeformten Haare, die seit Monaten keinen Friseur mehr gesehen hatten.

»Ich will nicht lügen. Ja. Das ist er. Er ist etwa eins fünfundachtzig groß, muskulös – und bewaffnet.«

»Großer Gott.« Sie schluckte hörbar.

»Bitte. Ich weiß, es ist viel verlangt. Aber solange Sie nicht anfangen, die Heldin zu spielen, besteht keine Gefahr. Geben Sie ihm das Geld aus der Kasse und was immer er noch will, vielleicht hat er ja Hunger und braucht Proviant. Wir sorgen dafür, dass Ihnen nichts passiert.«

»Wie das?« Ihre Stimme kiekste. Milan hörte Schritte durchs Telefon.

Gummi-sohlen quietschten. Vermutlich suchte die Kellnerin Schutz hinter der Bar. *Hoffentlich*. An der Tür, in der direkten Gefahrenzone, konnte er keine Bewegung ausmachen.

*Zum Glück.*

Sein Funkgerät knackte. Er griff danach, sprach einen kurzen »Abwarten«-Befehl hinein und legte es wieder weg.

»In diesem Moment sind drei Zielfernrohre auf den Resturanteingang gerichtet«, versuchte er, Andra zu beruhigen. »Bei dem geringsten Anzeichen einer Unregelmäßigkeit gebe ich meinen Männern den Einsatzbefehl.«

»Was verstehen Sie unter Unregelmäßigkeit? Eine Kugel im Kopf? Dass mein Gehirn über den Tresen spritzt?«

Milan flüsterte jetzt, nicht, weil es notwendig war, sondern weil er gelernt hatte, dass aufgebrachte Menschen dann konzentrierter zuhörten. »Der Täter tritt jede Minute durch Ihre Eingangstür. Bleiben Sie ruhig, tun Sie, was er sagt. Und flippen Sie jetzt bitte nicht aus, aber er trägt eine schwarze Skimaske.«

»Das ist nicht Ihr Ernst?«

»Sie legen jetzt auf. Er sollte Sie nicht am Telefon sehen. Der Täter ist extrem misstrauisch.«

»Okay«, hörte er Andra sagen, aber es klang nicht überzeugt.

Verständlicherweise gefiel es ihr überhaupt nicht, die Verbindung zur Polizei zu kappen.

»Tun Sie einfach, was er sagt. Und sobald er weg ist, warten Sie, bis meine Leute zu Ihnen kommen. Alles wird gut«, versprach Milan ihr ein letztes Mal, dann knackte es, und die Leitung war tot.

Er schloss die Augen.

*Alles wird gut?*

Milan hatte ein seltsames Gefühl bei der Sache.

Etwas lief hier schief.

*Abbruch?*

Er sah auf die Uhr. Atmete tief durch. Und beschloss, die innere Stimme zu

ignorieren.

Seufzend griff Milan Berg nach der Skimaske auf dem Beifahrersitz und zog sie sich über den Kopf, bevor er ausstieg, um sich auf den Weg zum Diner zu machen.

### 3.

Die Masche, deretwegen man ihm auf der Straße den Spitznamen »Polizist« verpasst hatte, hatte schon siebenmal funktioniert.

Milan suchte sich Läden mit wenig Personal und möglichst viel Bargeld aus. Cafés, Kneipen, Restaurants, einmal eine Tankstelle. Immer kurz vor Ladenschluss oder Schichtwechsel. Möglichst in Seitenstraßen, fernab vom Trubel.

Es war erstaunlich, wie kooperativ Menschen waren, wenn sie von einer einschüchternd tiefen Stimme am Telefon aufgefordert wurden, einem Räuber anstandslos die Tageseinnahmen zu überlassen. Jede drittklassige Krimiserie lehrte ihre Zuschauer, den Beamten nach dem Ausweis zu fragen. Aber das galt offenbar nur an der Haustür. Am Telefon reichte den meisten eine Vorstellung als »Hauptkommissar Stresow, Sondereinsatzleitung« oder ähnlicher Blödsinn völlig aus. Hin und wieder ließ Milan sein Spielzeugfunkgerät knacken und sprach etwas hinein. Mehr war für eine authentische Kulisse nicht nötig.

Schwieriger war es, den richtigen Moment abzugreifen. So wie jetzt, wenn die Läden geschlossen, die Feiertageinkäufe erledigt und die Straßen verwaist waren, weil man zu Hause das Essen und die Bescherung vorbereitete. Immerhin war Heiligabend, kurz vor sechzehn Uhr.

Von den drei Objekten, die Milan im Internet ausgesucht hatte, war nur dieses Diner in Schmargendorf noch geöffnet, und das wie erhofft mit Sparflammenbesetzung.

Er musste husten, die Skimaske pappte schon nach wenigen Schritten unangenehm feucht auf der Haut.

An diesem Tag, bei diesem Wetter, traf man nicht einmal auf Hundebesitzer,

und falls doch, hielten die den Kopf geneigt, um den Matsch nicht frontal ins Gesicht zu bekommen.

*Okay, es geht los.*

Die dreißig Meter von dem geklauten Wagen bis zum Eingang mit dem obligatorischen Neonlicht-Logo über der Tür hatte Milan ohne Zeugen hinter sich gebracht.

*Also dann.*

Er betrat das Restaurant. Es war schummrig, bis auf die kleinen Lampen auf den Resopaltischen war nur die Notbeleuchtung eingeschaltet. Ein Mix aus Frittierfett, Burger und Blut schoss ihm in die Nase.

*Blut?*

Das Knacken jagte ihm erst mit einiger Verzögerung durch den Kopf. Wie der Überschallknall eines Flugzeugs. Dann kam der Schmerz, und ihm wurde bewusst, dass er sich nicht geirrt hatte: Das Diner hatte wirklich einen Schachbrettfußboden. Und darauf kniete er nun – unfähig, sich wieder aufzurichten.

*Ich hätte auf mein Bauchgefühl hören sollen.*

Ein Tritt in den Magen ließ ihn um die eigene Achse rotieren. Er fiel auf den Rücken, sah erst einen Cadillac-Kühlergrill über sich schweben, den irgendein Innenarchitekt unter der Decke aufgehängt haben musste, dann eine Frau mit leicht gebogener Nase, viel hübscher als sein grober Zinken, der sich gerade mit Blut füllte.

*Andra, dachte Milan. Sie sieht wirklich so aus wie eine Frau, mit der ich mich gerne mal treffen würde.*

»Frohe Weihnachten, Penner«, sagte sie.

Dann brach sie ihm mit einem Baseballschläger den Schädel.

## 4.

### Zwei Jahre später

Wie haben Sie sich kennengelernt?«, fragte die Therapeutin. Vermutlich dachte sie, das vor ihr sitzende Pärchen würde sich gerade lächelnd an einen romantischen Schlüsselmoment erinnern. Ein erster Ansatzpunkt für eine erfolgreiche Paartherapie, zu der sie beide sich kurzfristig angemeldet hatten. *Zehn Sitzungen à neunzig Minuten. Zweihundert Euro pro Termin.* Ein Schnäppchen, sollte es Dr. Henriette Rosenfels tatsächlich gelingen, ihnen einen Wegweiser durch den Problemdschungel ihrer jungen Beziehung aufzustellen. Oder wenigstens einen Ratschlag zu geben, wie man den Tag überstand, ohne sich den Kopf einzuschlagen.

*Wobei, genau so hat es ja angefangen,* dachte Milan, und das war der Grund, weshalb auch Andra lächelte.

»Ich hab ihm mit dem Baseballschläger eins übergezogen«, beantwortete sie die Frage der Eheberaterin, und Milan ergänzte: »Es war Liebe auf den ersten Hit.«

Beim ersten Händeschütteln am Eingang der Moabiter Altbaupraxis hatte er noch gedacht, Dr. Rosenfels wäre eine Großkundin der Botoxindustrie. Für eine Frau von achtundfünfzig Jahren hatte die grauhaarige Brillenträgerin eine ungewöhnlich straffe Haut (*als hätte sie sich einen Luftballon übers Gesicht gestülpt*, war sein erster Gedanke gewesen), doch jetzt lag Rosenfels' Stirn in Falten.

»Wie darf ich das verstehen?«, fragte sie stirnrunzelnd.

»Andra ist Kellnerin. Vor zwei Jahren wollte ich an Heiligabend ihr

Restaurant überfallen. Doch ihr kluger Kopf hatte meine Masche durchschaut.«

»Sie legen jetzt besser auf?«, hatte Andra ihn höhnisch zitiert, als Milan wieder zu sich gekommen war. »Mann, mein Ex war Polizist. Nicht die hellste Kerze auf der Torte, aber selbst der hätte bei einer Geiselnahme die Verbindung zum Opfer gehalten.«

Der ungläubige Blick der Therapeutin wanderte zu Andra, die mit einem »Traurig, aber wahr«-Seufzer Milans Geständnis wortlos bestätigte.

»Ich glaube, ich kann schon jetzt sagen, dass Sie ein wahrlich ungewöhnliches Paar sind.« Dr. Rosenfels lächelte, und Milan musste ihr recht geben. Schon äußerlich passten Andra und er nicht zusammen. Er, der konservativ-unauffällig gekleidete College-Boy mit Sneakers, Jeans und Poloshirt. Sie, drei Jahre älter als er, die ihr Outfit als »Rummel-Gören-Style« beschrieb. Schwarze Biker-Boots, stahlblau gefärbte, schulterlange Haare, knallbunte Leggings, ein Faltenminirock mit Totenkopfmotiven, dazu ein grüner Hoodie mit der Aufschrift: »Jesus liebt dich. Alle anderen halten dich für ein Arschloch.«

Derselbe Hoodie, den sie am Tag ihres Kennenlernens getragen hatte.

Wobei »kennenlernen« eine durchaus euphemistische Umschreibung für »halb totschiagen und bewusstlos in ein Hinterzimmer verschleppen« war.

Laut Dr. Google hatte Andra ihm damals mit der Baseballkeule eine *Kalottenfraktur ohne zerebrale Beteiligung* zugefügt, auch wenn es sich für ihn eher danach angefühlt hatte, als hätte sie ihm zur Begrüßung die Stirnplatte durchs Gehirn gejagt. Selbst Monate später noch hatte Milan hektische Bewegungen mit tränenden Augen bezahlen müssen, und auch heute wachte er manchmal mit einer Abrissbirne hinter der Stirn auf, einfach nur, weil er in seinen Albträumen den Kopf zu heftig hin- und hergerissen hatte.

Doch immerhin hatte er den Schädelbruch ohne ärztliche Behandlung überlebt. Anders als die Kopfverletzung in seiner Kindheit. Milan war auf Rügen groß geworden. Als Vierzehnjähriger hatte er mehrere Wochen im Krankenhaus verbringen müssen, nachdem er zu Hause die Kellertreppe hinuntergefallen war.

Den zweiten Schädelbruch seines Lebens hatte er allein mit Katadolon und Kühlkissen auskuriert. *Ein Wunder*, wie seine Recherche in diversen medizinischen Foren ihm immer wieder bescheinigte. Aber kein so großes Wunder wie seine Beziehung zu Andra.

Als Milan eine halbe Stunde nach dem missglückten Überfall aufwachte – auf dem Sofa im Büro des Restaurantleiters liegend, mit einem Orchester schiefer gestimmter Instrumente im Kopf –, hatte er damit gerechnet, dass Andra das zu Ende bringen würde, womit sie angefangen hatte. Erst eine Woche zuvor hatten die Medien über einen Späti-Besitzer berichtet, der im Prenzlauer Berg einen Ladendieb totgeprügelt hatte, stellvertretend für all die anderen Halunken, die ihm all die Jahre durch die Lappen gegangen waren. Doch die überraschend zierlich gebaute Frau mit dem Engelsgesicht krümmte ihm kein weiteres Haar mehr. Auch rief sie nicht die Polizei. Andra tat etwas, womit Milan im Leben nicht gerechnet hatte: Sie machte ihm ein Jobangebot.

*»Was für eine Verschwendung. Ein hübscher Kerl wie du mit so einer kreativen Intelligenz. Wieso machst du so einen Scheiß und hast keinen normalen Beruf?«*

Es verging kein Tag, an dem er sich nicht mehrmals an ihre ersten Worte erinnerte. Und an die Antwort, die er ihr bis heute schuldig geblieben war: *»Ich bin Analphabet. Ich kann nicht lesen und nicht schreiben. Hab es nie gelernt, so wie Millionen andere Menschen in Deutschland.«*

*»Manchmal denke ich, Milan ist eine gespaltene Persönlichkeit«,* sagte Andra, die noch immer keine Ahnung hatte. So sehr schämte sich Milan für das, was ihn von all seinen Mitmenschen unterschied.

*»Ich meine, er hat mir von seinem Vater erzählt, für dessen Betreuung er sich verantwortlich fühlt. Und von den Schulden, die er hat. Das war wohl auch der Grund, weshalb Milan mit allen Mitteln versucht hat, an Kohle zu kommen.«*

*»Weswegen Sie kriminell wurden?«,* hakte Dr. Rosenfels bei ihm nach.

Andra nickte für Milan. Der eigentliche Grund für seine Karriere als Trickbetrüger war, dass Analphabetismus in Deutschland nicht als Behinderung

galt, weswegen er kein Anrecht auf Versorgungsleistungen hatte. Doch für den eigenen Lebensunterhalt konnte er selbst nur sehr schlecht sorgen. Als Mann mit zwei linken Händen kamen rein körperliche Tätigkeiten für ihn kaum infrage. Und von geistiger Arbeit, für die sein hochintelligenter Kopf geradezu geschaffen war, hatte die Gesellschaft ihn ausgeschlossen.

Irgendwann hatte Milan keine Lust mehr, selbst am Hartz-IV-Formular zu scheitern, und versuchte, seine intellektuellen Fähigkeiten für den einzigen Beruf zu verwenden, der keine Zulassungsprüfung verlangte und in dem man dennoch über Mindestlohn bezahlt wurde: der Beruf des Kriminellen.

»Die Geschichte von seinem verarmten Vater hat natürlich direkt an mein Helfersyndrom angedockt«, sagte Andra. »Außerdem tat es mir leid, ihn so grob behandelt zu haben. Ich war aufgeregt und hatte Angst.«

»Weswegen sie dann aus Mitleid mit mir geschlafen hat.«

»Arschloch«, fauchte Andra ihn an. »Das war ein halbes Jahr später, und ich hatte mich in dich verliebt.«

*Hatte.*

»Sie arbeiten jetzt zusammen?«, fragte die Therapeutin.

»Ja, im selben Diner, in dem sie versucht hat, mich zu töten.«

»In dem du versucht hast, mich auszurauben.«

Milan sah zu Dr. Rosenfels. »Wieso hat sie den Überfall verschwiegen und sich sogar bei Hulk für mich eingesetzt, wenn nicht aus Mitleid?«

»Hulk?«

»Der Geschäftsführer. Eigentlich Harald. Wir nennen ihn so, weil er am liebsten Grün trägt.«

»Du nennst ihn so, weil du es lustig findest, ein Fünfzig-Kilo-Fliegengewicht Hulk zu nennen«, korrigierte ihn Andra und schüttelte den Kopf. »Ich werde nicht schlau aus dir, Milan. Ich meine, du bist ein Kopfrechengenie, ich kenne keinen, der sich eine Bestellung von über zwanzig Leuten ohne eine einzige Notiz merken kann und nie etwas vergisst. Du bist künstlerisch unglaublich begabt, Sie müssten mal die Zeichnungen sehen, die er von den Gästen macht.

Er hat ein fotografisches Gedächtnis, ehrlich. Und dann kellnert er?«

»Moment, ich bin verwirrt«, sagte Dr. Rosenfels. »Ich dachte, Sie *wollten*, dass er mit Ihnen zusammen in dem Diner arbeitet?«

»Klar, kurzfristig«, sagte Andra. »Aber doch nicht bis zur Rente. Ich meine, ich hab mit Ach und Krach meinen Hauptschulabschluss geschafft. Milan dagegen steht alles offen. Doch er will sich gar nicht verwirklichen. Er hat keine Pläne, keine Ziele. Und er ist erst achtundzwanzig!«

*Und buchstabenbehindert*, dachte Milan.

Selbst Andras dreizehnjährige Tochter Louisa kam besser in der realen Welt zurecht, in der Analphabeten Menschen vierter Klasse waren. Ohne Schulabschluss, ohne Ausbildung, ohne Führerschein. Louisa hatte schon in der ersten Klasse die Straßenschilder lesen können, für Milan wurde ein einfacher Wochenendeinkauf zum Horrortrip.

»Schatz, hier ist mein Einkaufszettel, kannst du das erledigen?«

»Na klar. Nur eine Frage: Was bedeutet **Χοζα Χολα**? Ist das die braune, bauchige Flasche mit dem weißen Schnörkelschriftzug auf rotem Untergrund?«

In Deutschland lebten über sechs Millionen funktionale Analphabeten. Menschen, die in der Schule gerade mal so viele Sätze zu erkennen gelernt hatten, dass sie sich durchs Leben mogeln konnten.

Bei Milan war es noch schlimmer. Sicher, er war zur Schule gegangen, hatte das Alphabet gelernt, und es gab sogar einzelne Wörter und Ziffern, die er wiedererkannte. Aber er hatte nie ein Diktat geschrieben oder gar einen Aufsatz. Hatte immer kurz davor randaliert, krank gespielt oder sich die Hand verletzt, um sich zu drücken. Mit der Folge, dass er die Digitaluhr lesen, die Rechnung in die Kasse bongen und seinen eigenen Namen wiedererkennen konnte. Aber er konnte keinen Kinderbuchsatz entschlüsseln, wenn er ihm nicht vorgelesen wurde.

»Also sind es seine mangelnden Ambitionen, die Sie hierhergeführt haben?«, fragte die Therapeutin mit Blick auf die Uhr. Es waren erst zwanzig Minuten vorbei. Milan kam es vor wie eine Ewigkeit.

»Nein.«

Wenn Andra nervös war, fummelte sie unbewusst an ihrem winzigen Nasenring. »Er verheimlicht mir etwas.« Sie hob abwehrend die Hand. »Und das ist keine andere Frau, das wäre nicht mein Problem. Ich kann Sex und Liebe trennen.«

Diese Aussage schien Dr. Rosenfels weitaus weniger zu verblüffen als Milan, der das so von ihr noch nie gehört hatte.

»Jetzt schau nicht wie ein Bus. Ihr Männer seid für die Monogamie so geschaffen wie der BER zum Fliegen. Theoretisch denkbar, praktisch wird es damit nichts.«

Die Therapeutin räusperte sich. »Das ist bestimmt ein spannendes Thema, aber darf ich noch mal auf die Heimlichtuerei zurückkommen?«

»Ich verheimliche nichts«, log Milan.

Einmal hätte er es ihr fast gesagt. Als sie an ihrem Jahrestag im 893 in der Kantstraße saßen und Andra ihn bat, etwas für sie von der exotischen Speisekarte auszusuchen. Und diesmal wollte er nicht wieder seine Standard-Brillen-Notlüge benutzen. Hin und wieder trug Milan eine hässliche, klobige Fensterglasbrille, um diese immer dann »vergessen« zu können, wenn man ihn voraussichtlich mit Geschriebenem konfrontierte. »*Sorry, mit meinen schlechten Augen kann ich das gerade leider nicht entziffern.*«

Doch an jenem Abend hatte er sich nicht herausreden wollen. Er hatte ihr die Wahrheit gestehen wollen.

Noch während Milan all seinen Mut zusammenkratzte, begann Andra, ihm von dem unsympathischen Macho zu erzählen, den sie tags zuvor hatte bedienen müssen und der sie angebaggert hatte. »*Und dabei hat er sich als kompletter Idiot geoutet. Der Kerl hat mich tatsächlich gefragt, ob mein Parfum von Beh Fau El Gari ist.*«

»Was soll das sein?«

»*Ich hab es auch nicht sofort gecheckt. Aber er meinte Bulgari! Der Schwachkopf hatte einfach die Buchstaben des Logos abgelesen: BVLGARI.*«

*Ein kompletter Idiot also, hatte Milan gedacht und gezwungen mitgelacht. Ein Schwachkopf. Und selbst der Schwachkopf kann noch besser lesen als ich.*

An diesem Tag hatte Milan sich weder geoutet noch etwas gegessen, von der »Notfallpille« einmal abgesehen. Penicillin, fünfhundert Milligramm. Milan war hochallergisch, nicht einmal zwei Minuten nach der Einnahme bekam er kaum noch Luft. Weswegen er immer eine Tablette in der Hosentasche trug. Er hatte einmal von einer Analphabetin gehört, die auf einer Hochzeit gebeten worden war, spontan einen Trauspruch vorzulesen. Um sich nicht vor versammelter Mannschaft outen zu müssen, war sie kurz aufs Klo gegangen, hatte die Hand in die Tür gesteckt und zugeschlagen. Milan musste sich nicht alle Finger brechen. Ihm hatte an jenem Tag ein anaphylaktischer Schock gereicht, um nicht aufzufliegen.

»Er führt ein mentales Doppelleben«, sagte Andra und sah die Therapeutin an. »Ich kann es nicht erklären. Aber in der Öffentlichkeit, mit Freunden, wenn wir unterwegs sind, da kann Milans Stimmung von einer Sekunde auf die andere kippen. Dann wird er nervös, unsicher. Das kann aus heiterem Himmel passieren. Beim U-Bahn-Fahren oder in der Schlange vorm Kino.«

*Oder während der Paartherapie.*

»Dann flüchtet er. Buchstäblich. Er lässt mich allein, versucht das Problem, was immer es auch ist, mit sich selbst auszumachen. Und das ertrage ich nicht mehr. Ich liebe ihn, Gott weiß, warum, aber wenn er das nächste Mal aufsteht und geht, bin ich weg.«

Die Therapeutin nickte vielsagend, dann fragte sie Milan. »Was denken Sie?«

*Dass sie recht hat. Ich lüge sie an. Morgens, mittags, abends.*

*So wie jeden Menschen in meinem Umfeld. Doch ich kann damit nicht aufhören. Denn wann immer ich mich jemandem anvertraut habe, hat derjenige mich ausgelacht, mir den Job gekündigt oder mich verlassen.*

»Sie sieht Gespenster«, widersprach er Andra halbherzig.

»Nun denn.« Ein erneuter Blick auf die Uhr, dann reichte die Therapeutin ihnen jeweils ein weißes Blatt Papier. Milan nahm es mit einem Kloß im Hals

entgegen, auch wenn ein leeres Blatt weitaus weniger bedrohlich war als ein beschriebenes.

Während der folgenden Sätze der Therapeutin schwoll der Kloß auf Medizinballgröße an.

»Ich möchte, dass Sie die folgenden zehn Minuten nutzen, um für mich aufzuschreiben, was für Ihre Beziehung die absolut nicht verhandelbare Basis ist.«

*Schreiben?*

Sein Puls zog an. Ihm brach der Schweiß aus.

»Welche Werte sind für Sie wichtig? Was tun Sie dem Partner zuliebe? Und wo lassen Sie auf gar keinen Fall mit sich reden?«

Milan wurde schlecht. Er wollte sich übergeben. Oder noch besser, ohnmächtig werden. Fast schon reflexartig wanderte seine Hand zur Notfallpille in seiner Hosentasche.

## 5.

Das war's dann wohl.«

»Vermutlich.«

Milan trat in den dichten Novembernebel, der am Morgen schon für Unfälle in den Berliner Randbezirken gesorgt und nun die Innenstadt erreicht hatte. Der Frost pausierte bis zur Nacht, dafür stiegen Schwaden vom Landwehrkanal über die Gotzkowskybrücke. Obwohl man keine zwanzig Meter weit blicken konnte, sah Milan so klar wie selten zuvor in seinem Leben: Es war vorbei mit ihm und Andra. Die Lebenslüge, die sie zusammengeführt hatte, brachte sie letztlich auch wieder auseinander.

»Hab ich das richtig verstanden? Du bist einfach aufgestanden und mit wehenden Fahnen aus der Paartherapie marschiert?«

»Ja, Papa.«

Milan bat Kurt, einen Moment am Apparat zu bleiben, während er sich Kopfhörer in die Ohren stöpselte. So hatte er die Hände frei, um mit kalten Fingern sein Fahrrad von dem Brückengeländer zu lösen, an dem er es nachlässig angelehnt hatte. Andras Wagen war beim Reifenwechsel, und er hatte vorgeschlagen, mit dem Taxi zur Therapie zu fahren, aber ebenso gut hätte er vorschlagen können, ein Spaceshuttle zu benutzen. Andra hasste Taxis und weigerte sich, sie zu benutzen. Weswegen sie beide das Rad genommen hatten. Ihr neues Rennrad war mit mehreren Schlössern gesichert, sein Flohmarkt-Esel hingegen so klapprig, dass kein Fahrraddieb sich daran die Finger schmutzig machen würde. Eher nahm die Müllabfuhr es irgendwann versehentlich mit.

»Dann hättest du Andra auch dein Geheimnis gestehen können. Hätte denselben Effekt gehabt.«

»Sagt mir der Mann, der Mama verschwieg, dass er die Rolling Stones eigentlich gar nicht leiden kann.«

Sein Vater seufzte schwer. Die vom Raucherhusten gegerbte Stimme wurde theatralisch. »Ja, und glaube mir, ich habe bitter dafür bezahlt. Zu Hause, im Auto, monatelang immer dieselben Lieder. Sogar ein Konzert musste ich über mich ergehen lassen. Mick Jagers Gejaule in der Waldbühne verfolgt mich noch heute, nach dem Tod deiner wundervollen Mutter, bis in meine Albträume«, witzelte er. »Das Einzige, was diesen Schlauchbootlippenkasper für mich halbwegs erträglich machte, war, wenn Jutta mir dabei den Reißverschluss öffnete und ...«

»Papa!«

»... und ich bequem meine Jacke ausziehen konnte. Was hast du denn gedacht, mein Junge? Du hast wirklich eine kranke Fantasie.« Das dröhnende Lachen seines Vaters hallte durchs Telefon wie früher über die Krankenhausgänge. Andere Hausmeister ärgerten sich vermutlich über defekte Schließanlagen, von Patienten achtlos abgerissene Schranktüren oder verstopfte Toiletten. Kurt »Kurtchen« Berg hingegen konnte den meisten Problemen, zu deren Beseitigung er gerufen wurde, eine komische Seite abgewinnen. Das war damals in der Inselklinik auf Rügen schon so gewesen, und auch später, nach dem Umzug nach Berlin, im Unfallkrankenhaus Marzahn. Wobei Kurtchens Hang, über alles und jeden Witze zu reißen, Milans Mutter oft hochnotpeinlich gewesen war. Legendär war seine Bemerkung auf der Beerdigung seines Schwiegervaters. Der Krankenpfleger hatte lange in der Kardiologie gearbeitet und sich für seine Bestattung eine Urne in Herzform gewünscht, was Kurtchen zu der Bemerkung verleitete, man könne froh sein, dass Schwiegerpapa nicht in der Gynäkologie tätig gewesen sei.

Milan radelte über den Bürgersteig auf die Straße und hielt im für Radfahrer markierten Fahrbahnbereich direkt vor der Ampel Franklin-, Ecke Helmholtzstraße.

»Du hast zwölf Monate gebraucht, bis du ihr die Wahrheit gestanden hast.«

»Eigentlich hat deine Mutter mich nur dabei erwischt, wie ich im Reflex das Küchenradio ausgestellt habe, als der Gröldackel loslegte. Ich dachte, sie wär noch beim Einkaufen. Mann, war die sauer, als ich reinen Tisch machte. Für sie war das so, als hätte ich sie mit ihrer besten Freundin betrogen.«

»Tja, hättest du Mama beim ersten Date die Wahrheit gesagt ...«

»... hätte ich deine Mutter nie rumgekriegt. Jutta wäre nie mit einem Pilzkopffan ausgegangen. Aber bei dir geht es nicht um so was Banales wie Beatles oder Krach, Milan. Es geht um dich, Junge. Um dein Leben. Um das, was dich ausmacht und so belastet wie nichts anderes auf der Welt.«

»Eben. Und das macht meine Anfangslüge noch schlimmer.«

Wenn ein normaler Mensch sich schon hintergangen fühlte, wenn man ihn monatelang wegen seines Musikgeschmacks anlog, wie musste Andra sich dann erst fühlen, wenn er ihr so etwas Grundlegendes wie seinen Analphabetismus verheimlichte? Zumal sie im Grunde so empathisch war, dass er von ihr sicher keine Häme zu erwarten hätte. Doch er hatte den Moment verpasst, sich zu outen, und mit der Zeit war die Scham, die ihn sein Leben lang begleitete und sich wie ein Tattoo auf Dauer in seinem Gemüt festgesetzt hatte, auch Andra gegenüber immer größer geworden.

Trotz des Verkehrslärms konnte er über die Handy-Kopfhörer hören, wie sein Vater sich eine Zigarette anzündete.

»Rauchen ist auf den Zimmern verboten.«

»Klugscheißern auch. Ich steh auf dem Balkon und schau von hier oben der neuen Pflegerin in den Ausschnitt. Eine Aussicht, die du dir bei Andra wohl auf Dauer verbaut hast.«

Sein Vater lachte gequält und erkannte selbst, dass der Witz nicht den gewünschten Erfolg hatte. »Tut mir leid. Ich wollte dich nur aufmuntern.«

»Hat nicht funktioniert.« Milan blies sich etwas warme Atemluft in die Hände.

»Okay, wie wär's mit dem hier. Ich überlege, ob ich eine Kontaktanzeige schalte. Text: Wir suchen dringend jemanden für einen Dreier. *Wir* sind ein

Mann und suchen *zwei* Frauen.«

Der Abbiegefeil leuchtete auf, und das Auto, das neben Milan gestanden hatte, bog nach links in die Franklinstraße. Milan, der geradeaus musste, blieb stehen, den kalten Wind, der merkwürdigerweise den Nebel nicht vertreiben wollte, in den tränenden Augen.

»Sehr lustig, Papa.«

»Ich weiß. Hör mal, wieso kommst du nicht zu mir, und wir quatschen mal wieder bei einem kühlen Blondem. Bei mir im Heim ...«

»... ist Alkohol tabu, und ich muss jetzt zur Arbeit, tut mir leid.«

»Wollt's ja nur angeboten haben. Übrigens hat sich heute Vormittag ein Mann nach dir erkundigt.«

Milan blinzelte. Er spürte ein Zwicken im Bauch. »Wer?«

Von hinten nutzten weitere Fahrzeuge die Abbiegespur, obwohl die Pfeilampel schon gelb blinkte.

»Keine Ahnung. Er wollte seinen Namen nicht sagen. Ich hab ihn auch nicht gesehen. Er hat sich von der Rezeption mit mir verbinden lassen. Die Stimme kam mir bekannt vor, ein alter Knacker, irgendwie komisch, er ...«

»Was wollte er?« Das Magenzwicken wurde schmerzhaft.

»Deine Handynummer, einen Kontakt. Ich hab sie ihm nicht gegeben, doch ...«

In diesem Moment hielt der Nachrücker an der jetzt wieder roten Abbiegeampel, und von da an war an eine Fortsetzung des Gesprächs mit seinem Vater nicht mehr zu denken. Auch das unangenehme Gefühl in der Magengegend war in den Hintergrund gerückt. Das Auto neben ihm beanspruchte Milans volle Aufmerksamkeit.

Er wusste selbst nicht, ob er zufällig zur Seite geblickt hatte oder weil es ein unvermeidlicher Reflex war. Die grüne Volvo-Limousine war sehr dicht an ihn herangefahren und stand mit zwei Reifen auf der Markierung seines Fahrradwegs. Milans Blick war sogleich ins Innere des Fahrzeugs gefallen. Und das, was er darin sah, sollte sein Leben für immer verändern.

## 6.

Im ersten Moment dachte er, ein kleines Kind würde auf dem Rücksitz herumspielen und zum Spaß einen Werbezettel an die Scheibe pressen.

Doch als sich der Zettel für einen kurzen Augenblick löste und der Kopf dahinter zu sehen war, wurde Milan klar, dass da kein Kleinkind saß, sondern ein Mädchen, das bitterlich weinte.

*Was zum Teufel ...?*

Ihr Gesicht war angstverzerrt. Die großen Augen waren so aufgequollen wie Milans eigene, wenn er Heuschnupfen hatte oder zu wenig Schlaf bekam.

*Kakifarben*, dachte er, war sich aber nicht sicher, ob diese besondere Färbung ihrer Iris an der Tönung der Scheibe lag, hinter der das Mädchen weinte. Sie hatte weizenblonde Haare, zum Pferdeschwanz gebunden. Eine pinkfarbene Spange mit funkelnden Strasssteinen hielt den Pony aus der Stirn, die für einen so jungen Menschen schon viel zu viele Sorgenfalten aufwies.

Die Kleine war höchstens dreizehn, doch in dem Moment, in dem sich ihre Blicke kreuzten, hatte er den Eindruck, dass ihre Augen genug für ein ganzes Leben gesehen hatten. Und da war noch etwas, was er in ihnen erkannte.

Sich selbst.

In einer Fernsehdokumentation hatte er einmal von der psychologischen Theorie gehört, nach der Menschen immer dann Zuneigung füreinander empfinden, wenn sie in der Kindheit ähnliche seelische Verletzungen erleiden mussten.

Ein solches Zusammengehörigkeitsgefühl, ein gemeinsames Band, gewebt aus psychischen Grausamkeiten, spürte Milan beim Anblick der Kleinen, was extrem verstörend war, konnte er sich doch an keine seelische Verletzung

erinnern, die ihm in jungen Jahren absichtlich zugefügt worden wäre.

Die Lippen des Mädchens bewegten sich nicht. Es war ein stummes Flehen. Das, was sie angstvoll in die Welt hinausschreien wollte, hatte sie offenbar auf den linierten Zettel geschrieben, den sie nun wieder gegen die Scheibe drückte. Eine in der Mitte gefaltete DIN-A4-Seite, wie hastig aus einem Schülerblock herausgerissen.

*Ein Hilferuf?*

Milan schossen Tränen in die Augen.

»Ich bin Analphabet«, flüsterte er dem Mädchen die Worte zu, die er Andra schuldig geblieben war. Er hätte diese Worte auch laut gesagt, sie geschrien, wenn er eine Chance gesehen hätte, dass die Kleine ihn verstehen würde – bei geschlossenen Fenstern im Verkehrslärm. Denn aus jenem logisch nicht erklärbaren Gefühl der Verbundenheit heraus vertraute er ihr.

Es zerriss ihm das Herz. Sie brauchte Hilfe, und die konnte er ihr nicht geben. Er verstand ihre Not, aber nicht, was sie ihm mitteilen wollte.

**Ηλφ μρ.  
δασ σινδ νιχτ μεινε Ελτερν**

Vor Milans Augen taten die Buchstaben auf dem Zettel das, was sie immer taten, wenn er Wörter betrachtete: Sie formten sich zu unlösbaren Zeichenrätseln. Bildeten sinnlose Hieroglyphen.

Er sah nach vorne, zu Fahrer und Beifahrer; etwas, was er früher hätte tun sollen, denn nun fuhr der Volvo an, wechselte die Spur und schoss Richtung City die Helmholtzstraße hoch.

*Ein schwarzhaariger Mann am Steuer, eine Blondine auf dem Beifahrersitz.*

Zu spät kam Milan in den Sinn, sich das Nummernschild einzuprägen. Es im Album seines fotografischen Gedächtnisses abzuheften. Stattdessen beschäftigte

ihn die Frage, ob er sich nicht geirrt und einen langhaarigen männlichen Beifahrer gesehen hatte, und noch bevor ihm bewusst wurde, dass er einen miserablen Zeugen abgeben würde, verschwammen die Rücklichter im Nebel.

*Würfel am Rückspiegel.*

Das war das Einzige, was sich ihm einprägte. Angeblich ein Zeichen, dass der Fahrer ein »Player« war und sich gerne auf Wettrennen einließ.

*Und Kinder entführte?*

Milan stieg auf sein Fahrrad, trat in die Pedale; sah, wie der Fahrer an der nächsten Ecke den Blinker setzte. Dann bog der Volvo nach links, und in der nächsten Sekunde hatte die neblige Hauptstadt den klobigen grünen Wagen mit dem verzweifelten Mädchen auf der Rückbank verschluckt.

## 7.

### Heute, Tegel

Dein Vater hatte recht. Du bist ein Weichei. Warum hast du es deiner Schlampe, dieser Andra, nicht einfach gesagt?«

Milan zögerte mit der Antwort, war noch völlig in jenem schicksalhaften Moment in der Vergangenheit verfangen. Die Kälte, die ihm von den Bodenfliesen der alten Gefängniswäscherei in die Knochen kroch, verstärkte die Erinnerung an den nasskalten Wintermittag auf der Gotzkowskybrücke. Da half das klamme Laken, das Zeus ihm in einem Anflug unerwarteter Milde gegeben hatte, auch nicht viel. Es bedeckte gerade mal seinen Oberkörper und war längst rot verfärbt.

»Sie haben keine Ahnung«, murmelte er.

*Ein Erwachsener, der nicht lesen und schreiben kann?*

Das gesamte Leben wurde durch ein einziges Wort definiert: Stress. Stress am Fahrkartenautomaten, wenn hinter einem ungeduldig mit der Zunge geschnalzt wurde, während vor einem die Buchstaben und Zahlen wild durcheinandertanzten.

Stress in der Behörde, wenn man den Sachbearbeiter bat, das Formular mit nach Hause nehmen zu dürfen, um es in Ruhe ausfüllen zu können. Stress allein beim Anblick von Buchhandlungen und Bibliotheken, die man mied wie ein Dealer die Polizeiwache. Zwar hatte Milan von Betroffenen gehört, denen eine Stigmatisierung erspart geblieben war, als sie sich endlich trautes, sich als Analphabeten zu outen. Doch er hatte Pech gehabt und war wie ein Aussätziger behandelt worden, als er beim Bewerbungsgespräch für einen hirnlosen

Fabrikjob nicht einmal die richtige Tür gefunden hatte.

»Sind Sie bekloppt, junger Mann? Was stimmt denn nicht mit Ihnen?«

Um sich dem nicht weiter auszusetzen, war er ein Meister der Täuschung geworden. Hatte bereits in der Schule die Hörbuchfassungen der Deutschlektüre auswendig gelernt, um beim Vorlesen nicht aufzufliegen. In der Schraubenfabrik hatte er von über zehntausend Produkten die Lagernummer im Kopf gehabt, die sein Vater mit ihm anhand eines telefonbuchdicken Katalogs einstudiert hatte, und im Diner zeichnete er die Gäste an den jeweiligen Tischen, um sich ihre Bestellungen zu merken. Doch wie sehr er sich auch bemühte, sein Leben schien in einer Sackgasse zu stecken. Seit seinem Umzug von Rügen nach Berlin, als er all seine Freunde zurücklassen musste und in der anonymen Großstadt kaum mehr Anschluss fand, lebte er in der permanenten Angst, geoutet zu werden.

»Wieso hast du es nie gelernt?«, wollte Zeus wissen. Er lehnte sich in seinem Stuhl zurück, den ihm seine Männer gebracht hatten, bevor sie die Tür schlossen. Hinter der sie vermutlich auf weitere Befehle warteten, sobald ihr Anführer mit der Befragung des Neuen durch war.

»Wieso bist du kein Opernsänger? Ich hab mir meine Talente nicht ausgesucht.«

Milans Stimme hatte einen eigenartigen Nachhall in dem fensterlosen, weiß getünchten Raum, in dem es nach Waschpulver und Scheuermittel stank.

*Und nach Kotze.*

Schon nach den ersten Sätzen hatte er sich übergeben müssen, und Zeus hatte ihn gezwungen, die Sauerei mit einem Lappen aufzuwischen, bevor er weitersprechen durfte.

»Und du kannst überhaupt nichts entziffern? Nicht mal das, was auf meinem T-Shirt steht?«

Zeus zog ein himmelblaues Shirt mit weißem Schriftzug von seinem dünnen Oberkörper weg.

Milan schüttelte den Kopf.

Das unterschied ihn von den meisten funktionalen Analphabeten, die

zumindest die Bedeutung einzelner Wörter und oft sogar Sätze begriffen, auch wenn sie für die Entschlüsselung der Wortbilder unendlich viel Zeit brauchten. Er hingegen litt unter Alexie, dem vollständigen Unvermögen, etwas lesen zu können, obwohl sein Sehvermögen uneingeschränkt funktionierte.

»Kein einziges Wort?«

»Nein.«

Zeus seufzte und sah auf seine Armbanduhr. »Nun, ich bin froh, dass du nicht mit diesem sentimentalen Rührstück deine Geschichte angefangen hast.

Kommen wir zurück zum Thema. Was war mit dem Volvo?«

Milan blinzelte. Es bedurfte nur der Erwähnung der Automarke, und die Erinnerung an das leidende Mädchen mit dem mysteriösen Zettel war wieder präsent.

»Ich hab versucht, mir einzureden, dass da nichts gewesen ist. Ich meine, was hatte ich schon gesehen? Einen Zettel und ein weinendes Mädchen, das konnte alles und nichts bedeuten.«

»Es kommt im Leben selten darauf an, was die Augen sehen«, sagte Zeus mit seltsam nachdenklichem Gesichtsausdruck, und Milan fragte sich, ob ihm bewusst war, dass er damit den Kleinen Prinzen zitierte mit dessen Spruch, man sehe nur mit dem Herzen gut. Aus diesem Buch hatte seine Mutter ihm vorgelesen. Und tatsächlich hatte sein Herz an jenem Tag auf der Brücke die Führung übernommen, als er sich, seiner Intuition folgend, wieder auf den Sattel schwang.

»Ich hab die Verfolgung aufgenommen«, sagte Milan und fühlte sich in diesem Moment genauso erschöpft und durchgefroren wie damals. Er konnte förmlich wieder den Wind spüren, der sich gegen ihn stemmte, als er dem Wagen hinterherzuradeln versuchte. Ein schneidender, eisiger Wind, der seine Haare nach hinten drückte und an den Klamotten zerrte, je schneller er wurde. Ohne auf Ampeln und andere Verkehrsteilnehmer zu achten, schoss er quer über die Straße, über den Bürgersteig hinweg auf das Volkswagen-Gelände zu. Er hoffte, dass der riesige Verkaufs- und Wartungskomplex, der sich über einen gesamten

Straßenblock erstreckte, auch eine Ausfahrt in die Gutenbergstraße hatte, in der der Volvo um die Ecke verschwunden war. Und tatsächlich wurde sein Mut zur Abkürzung belohnt.

Einem rücksichtslos parkenden Umzugswagen verdankte Milan eine zweite Chance. Die Limousine hatte sich gerade in Gletschergeschwindigkeit durch das Nadelöhr gezwängt, das der Lkw zur Durchfahrt gelassen hatte, und nahm nun Kurs Richtung Salzufer. Von dort ging es weiter zur Straße des 17. Juni. Immer wieder verschwand der Wagen zwischen Bussen und Lastern, hinter Ampeln oder im Kreisverkehr. Und immer wieder blitzten die Rücklichter erneut im Nebel vor ihm auf, wobei das alltägliche Berliner Verkehrschaos rund um das Regierungsviertel Milan in die Karten spielte.

Die Verfolgungsjagd endete in der Nähe des Botschaftsviertels, unweit des Hotels Interconti, einer beliebten Wohn- und Ausflugsgegend mit Townhouses und Wohnungen, die sich Normalsterbliche kaum leisten konnten.

Milan hatte durch den Tiergarten abgekürzt und dadurch den Volvo auf den letzten Metern erneut aus den Augen verloren. Ziellos fuhr er nun die Straßen rund um das Café am Neuen See ab. Er wollte schon aufgeben und sich auf den Weg zur Nachmittagsschicht im Diner machen, da wäre er in der Rauchstraße beinahe in die Familie hineingerauscht.

»Familie?«, fragte Zeus, dem Milan den kurzen Abriss seiner Aufholjagd gegeben hatte.

»Ja.«

Milan seufzte schwer. Nur allzu gut erinnerte er sich daran, wie albern und dumm er sich beim Anblick von Vater, Mutter und Tochter gefühlt hatte. Völlig erschöpft und außer Atem hatte er sich mit seinem Rad hinter einem Straßenbaum versteckt und war sich wie ein Trottel vorgekommen, als er sah, wie die drei gemeinsam ihre Supermarkteinkäufe in die kleine Stadtvilla schleppten.

Durch das Waschküchenwetter kam es Milan so vor, als betrachte er die Szenerie durch eine Kamera, auf die ein Weichzeichner geschraubt war.

Der Volvo parkte in der Zufahrt eines roten Klinkerbaus. Mit seinen verspielten Erkern und einem Türmchen im Westflügel wirkte er wie ein Gebäude aus Grimms Märchen. Der Vater, ein dunkelhaariger Vertretertyp mit zerknittertem Anzug und loser Krawatte, trug einen Limonadekasten. Seine Tochter mühte sich an einem großen Pappkarton ab, während die eher zierliche, sehr blonde Ehefrau, von der er nur den Rücken sah, mit einer Tragetasche schon auf halbem Weg im Hauseingang verschwunden war.

»Haben wir irgendetwas vergessen?«, hörte Milan den Vater rufen, woraufhin das Mädchen, ohne sich umzudrehen, in leicht genervtem Tonfall sagte: »Hätten wir noch mehr eingekauft, müssten wir uns jetzt KaDeWe nennen.«

»Und was dann?«, fragte Zeus ungeduldig.

Milan zuckte mit den Achseln.

*Dann waren sie alle im Haus verschwunden.*

»Ich war mir sicher, dass ich mich verrannt hatte. Dass ich einem Hirngespinnst hinterhergejagt war und mir das freche Mädchen einen Streich gespielt hatte.«

»Und?«

Milan sah auf seine Hände. Er schloss die Finger immer wieder zur Faust, in der Hoffnung, das Blut in ihnen am Zirkulieren zu halten.

»Dann bin ich zu meiner Schicht ins Restaurant gefahren. Ich war ja schon spät dran.«

Zeus rollte die Augen und nahm seine Brille ab, um sie an einem Zipfel seines T-Shirts zu reinigen.

»Also, ich finde, du hast eine sehr merkwürdige Art, um ein Bügeleisen im Arsch zu betteln. Platte?«

Den Namen seines Befehlsempfängers hatte Zeus Richtung Ausgang gerufen, und tatsächlich öffnete sich sofort die Tür, und der Fettsack streckte den aufgedunsenen Kopf in die Waschküche.

Milan hob abwehrend die Hand. »Halt, warten Sie! Bitte! Ich muss etwas weiter ausholen, damit Sie alles verstehen, bitte!«

Instinktiv versuchte er, vor Zeus zurückzuweichen, aber er saß ja schon mit dem Rücken zur Waschmaschine. Wenn er hier rauskam, würde er nie wieder einen Fuß in die Nähe einer Waschküche setzen. Schon einmal hatte er die größten Schmerzen seines Lebens in gefliesten Räumen aushalten müssen. Im Alter von elf Jahren war er auf die grandiose Idee gekommen, sich im Wäsche-Abwurfschacht seines Elternhauses zu verstecken, der die Besenkammer der ersten Etage mit dem Waschkeller verband. Er war stecken geblieben und hatte sich bei dem verzweifelten Versuch, sich selbst zu befreien, so unglücklich verdreht, dass er sich die Schulter auskugelte. Seine Eltern fanden ihn brüllend auf den Fliesen liegend. Nie hätte er sich träumen lassen, dass die Schmerzen einer ausgekugelten Schulter um ein Leichtes potenziert werden konnten, wenn nur die geeigneten Schergen einen festhielten und bearbeiteten.

»Ich schwöre Ihnen, ich vergeude nicht Ihre Zeit«, keuchte Milan.

Zeus sah erneut auf seine Armbanduhr und kniff die Augenbrauen zusammen. Seine Lippen wurden spitz.

»Das will ich hoffen. Für dich.« Er nickte Platte zu, der kommentarlos wieder hinter der geschlossenen Tür verschwand.

»Dann leg jetzt mal einen Gang zu, *Polizist*.«

Bei der spöttischen Erwähnung seines alten Spitznamens zuckte Milan zusammen und fasste sich unbewusst an den Kopf; dort, wo Andras Baseballkeule ihn getroffen hatte.

»Ich will nicht anmaßend sein, aber *Polizist* nennt mich schon lange keiner mehr«, flüsterte er.

Das war vor Jahren gewesen. In einem anderen Leben. Das sehr viel weniger schmerzhaft gewesen war.

Zeus zuckte amüsiert mit den Mundwinkeln. »Das ist aber schade. Ich fand deine Polizisten-Masche recht originell.« Im nächsten Moment wurden seine Augen kalt, sämtliche Gesichtszüge verhärteten sich zu einer undurchdringlichen Maske, als der alte Mann sich zu Milan vorbeugte und sagte: »Ich kann dich natürlich auch *Mädchenmörder* nennen. Es sei denn, du überzeugst mich mit

deiner Geschichte schnell von etwas anderem.« Zeus sah wieder auf die Uhr.  
»Du hast noch eine halbe Stunde.«

## 8.

### Zwei Wochen zuvor

**M**ilan hatte dem Diner damals unrecht getan. Es war bei Weitem nicht so anonym und klischeehaft eingerichtet, wie er es vor seinem Überfallversuch vermutet hatte. Damals hatte er nur die Bilder aus dem Internet gekannt, und die zeigten die obligatorischen Requisiten. Dass sämtliche Tische, Stühle, Schilder, selbst die Musikbox tatsächlich aus den Sechzigerjahren stammten und von Hulk, dem Geschäftsführer, aus dem Fundus eines in Konkurs gegangenen Diners in Los Angeles aufgekauft worden waren, hatte er erst später erfahren.

Dank der Originale war der Laden so authentisch, wie es ein amerikanisches Schnellrestaurant in einem eher spießigen Stadtteil im Südwesten der Hauptstadt überhaupt nur sein konnte. Selbst die Salzstreuer hatten Patina, und Tony, der Koch, war sogar ein ehemaliger US-Soldat. Hulk hätte sich Amerikaner auch als Bedienung gewünscht, dabei war er, der zweiundsechzigjährige Cowboystiefelträger, das komplette Gegenteil. In Eisenhüttenstadt als Harald Lampert geboren, ein waschechter, im Grunde seines Herzens stolzer Ossi, der es als Kind irgendwie geschafft hatte, die Hänseleien wegen seiner mickrigen, fast schon kleinwüchsigen Gestalt zu überleben. Heute litt er am meisten darunter, dass er Russisch sehr viel besser konnte als Englisch. Wobei es bei ihm eigentlich nicht darauf ankam, in welcher Sprache er sich verständigte. Hulk war so redselig wie ein Taucher bei der Arbeit. Ein Schulterzucken konnte alles sein, was er zu einer abendfüllenden Unterhaltung beitrug. Günther dagegen, laut seiner Visitenkarte der Assistent des Geschäftsführers, war die reinste Labertasche.

»Wann ist es endlich richtig? Wann macht es einen Sinn?«

Milan war nur zehn Minuten zu spät gekommen, aber Lamperts rechte Hand wartete vor dem Diner auf ihn mit der Miene eines Henkers kurz vor der Vollstreckung der Todesstrafe. Was allerdings nur unwesentlich grimmiger aussah als der Gesichtsausdruck, den Günther bei guter Laune an den Tag legte.

»Ich + Ich«, antwortete Milan und stellte sein Fahrrad ab. »So soll es bleiben. Polydor 2007.«

Günther war ein 120-Kilo-Koloss mit der Kopfform eines American Football. Mit seinen Pfannenpranken konnte er preisverdächtige Kürbisse umfassen, und man munkelte, dass er sich seine Jogginganzüge maßschneidern ließ, weil die dicken Oberarme nicht in die von der Stange passten.

Zwischen ihnen war es zum Ritual geworden, dass Günther Milan mit Textpassagen aus deutschen Popsongs konfrontierte. Milan musste ihm Titel und Interpreten nennen sowie den grammatischen Fehler, über den Günther sich bei diesem Hit aufregte.

»Es sollte ›ergibt Sinn‹ heißen. ›Macht Sinn‹ ist aus dem Amerikanischen übernommen und wird von Sprachästheten wie dir als schlechtes Deutsch empfunden.«

»Hm«, grunzte Günther, offenbar wieder einmal zufrieden mit Milans Wikipedia-Gedächtnis, das dieser regelmäßig mit Infos speiste, die er sich von Siri, Cortana, Alice, Alexa oder anderen elektronischen Sprachassistenten vorlesen ließ.

Ihre Atemwolken trafen sich und erinnerten Milan an den Nebel, durch den er gerade noch dem Auto mit dem Mädchen gefolgt war. Hier in Schmargendorf hatte er sich bereits verzogen, dafür war es merklich kälter geworden.

»Zu spät«, grummelte Günther mit Blick auf seine Uhr.

»Die Ärzte«, witzelte Milan, wohl wissend, dass das keine weitere Quizfrage war. »1984, ihr Debütalbum Debil, CBS Schallplatten GmbH.«

»Arschloch«, sagte Günther, musste aber grinsen, was Seltenheitswert hatte. Da er bei seinem Äußeren leicht mit einem Türsteher verwechselt werden

konnte, wurde er oft unterschätzt. Er hatte in Wirtschaftswissenschaften promoviert und war nicht nur Hulks Hiwi, sondern auch der Manager seines Firmengeflechts, das Milan nur im Groben bekannt war. Angeblich betrieb Lampert neben dem Diner noch drei weitere Imbissbuden, eine Autowaschanlage und ein kleines Hotel in Bayern, dennoch schien er neunzig Prozent seiner Zeit hier im Schmargendorfer Souterrainbüro des Diners zu verbringen. Wenn er sich nicht gerade von Günther durch die Gegend kutschieren ließ. Denn neben seinen Buchhalter- und Managementtätigkeiten war Hulks rechte Hand auch dessen Chauffeur, Reisekoordinator und Sicherheitsberater.

Milan dankte noch heute seinem Schicksal, dass nicht Günther ihn damals bei seinem Einbruchversuch empfangen hatte. Der hatte nämlich Zugang zum Tresor und Waffenschrank im Keller und hätte sich vermutlich nicht mit einer Baseballkeule begnügt.

»Ist Hulk da?«, fragte Milan, während er sich an Günther vorbeizudrängen versuchte. Der schlug ihm die Hand vor die Brust und bremste ihn damit aus. »Heute ist Friedhof-Freitag, schon vergessen?«

Seit drei Jahren legte der Geschäftsführer an jedem Freitag Blumen auf das Grab seiner Frau, die er bei einem Verkehrsunfall verloren hatte. Meistens in Begleitung von Günther. Wahrscheinlich wartete der hier draußen auf seinen Chef, um ihn zum Zehlendorfer Friedhof an der Onkel-Tom-Straße zu fahren. Lamperts Familiengrabstätte lag unweit der von Götz George.

»Weißt du eigentlich, was die gerechte Strafe für einen ist, der den Boss Hulk nennt?« Günther öffnete die Tür des Diners mit einem Ruck, der sie fast aus den Angeln riss, und machte eine pseudogalante Handbewegung ins Innere des Restaurants, dann grinste er diabolisch und beantwortete seine eigene Frage: »Das, was dich da drinnen gleich erwartet, Milan.«

## 9.

### Vier Stunden später

Hey, alles okay bei Ihnen?«

Der Alte hatte sich bestimmt seit einer halben Stunde nicht mehr gerührt. Vielleicht war er eingeschlafen, aber angesichts so betagt wirkenden Menschen schlich sich unweigerlich ein unerfreulicherer Gedanke ein, wenn sie mit grauen, zerzausten Haaren leicht bucklig in sich versunken in der hintersten Ecke eines Restaurants saßen. Und sich nicht bewegten.

Mittlerweile war es halb sechs und das Restaurant wie ausgestorben. Die »Todesphase«, wie Hulk den Übergang zwischen den letzten Mittags- und den ersten Abendgästen nannte. Günther hatte vorhin nicht übertrieben, als er im Hinblick auf die bevorstehende Arbeit von einer »Strafe« für Milan sprach. Eine Junggesellenabschiedstruppe hatte zwei Drittel des Restaurants in Beschlag genommen und sich nicht die Bohne darum geschert, dass er die einzige Bedienung im Laden war. An jedem anderen Tag hätte er über diese Belastung geflucht. Heute war sie ihm ganz recht, lenkte sie ihn doch von der grandios gescheiterten Paartherapiesitzung ab, die aller Wahrscheinlichkeit nach das Ende seiner Beziehung zu Andra markierte.

Erst zwei Stunden, siebenunddreißig Softdrinks, vierundzwanzig Hotdogs, elf Nachopplatten, zehn Salate und über zwanzig Rippchenteller später hatte er die erste Verschnaufpause.

Hulk hatte noch eine Viertelstunde dem Treiben zugeschaut und war dann zu Günther nach draußen gegangen, als er sicher war, dass Milan die Lage im Griff hatte. Wie immer grußlos und wie immer mit dem spöttischen Lächeln auf den

Lippen, das er aufsetzte, wenn er sah, wie Milan Zeichnungen der Gäste anfertigte samt den Symbolen für die dazugehörigen Bestellungen. Ein Kreis für einen Hamburger, ein Strich für ein Steak, ein X für einen Shake. Zum Glück musste man bei der elektronischen Kasse nur auf die Speise-Symbole drücken, um danach die ausgedruckte Rechnung an den Tisch zu bringen. Milan kontrollierte das Wechselgeld nicht. Er wartete, bis die Gäste aufgestanden waren und das Lokal verlassen hatten, und sortierte dann Geldscheine und Münzen nach Form, Größe und Farbe in die Kasse.

Wenn es ruhiger war, so wie jetzt, gab er sich mehr Mühe und malte die Gäste so detailgetreu wie möglich. Achtete auf besondere Merkmale wie Muttermale, Grübchen, Rasiernarben oder abgekaute Fingernägel. Dann konnte auch schon mal der Dampf aus einer heißen Kaffeetasse aufsteigen oder das Licht der Außenlaterne schräg durch das Restaurantfenster von draußen auf Tisch Nummer 19 fallen, den unbeliebtesten Platz im Diner, weil er neben dem Toiletteneingang lag. Und doch hatte der Alte sich dorthin gesetzt.

»Kann ich Ihnen noch etwas bringen?«

Der Gast sah nicht zu Milan auf, obwohl er jetzt direkt neben ihm stand. Das Einzige, woran Milan erkennen konnte, dass der Mann überhaupt noch atmete, war der Löffel in dessen altersfleckiger Hand. Langsam und lautlos ließ er ihn in der Kaffeetasse kreisen, die er dreißig Minuten zuvor bestellt und aus der er noch keinen Schluck getrunken hatte.

Dieses eigentümliche, leicht verstörende Bild prägte sich in Milans fotografisches Gedächtnis. Er wusste, er würde es später einmal aufzeichnen müssen, einfach, um es aus dem Kopf zu bekommen. So, wie er die letzten zehn Minuten der Ruhe im Diner genutzt hatte, um die Szenerie von vorhin an der Ampel zu skizzieren.

Dank seiner Fähigkeit, Erinnerungen wie Bilder zu speichern, war es ihm gelungen, die Augen des Mädchens so exakt wiederzugeben wie die quecksilbrig funkelnden Tränen darin. Er erinnerte sich an jeden Knick in dem ausgefransten Zettel, den die Kleine an die Scheibe gehalten hatte, sowie an Form und Gestalt

jedes einzelnen, hastig geschriebenen Buchstabens darauf, die er exakt nachzeichnen konnte, ohne die Bedeutung der Botschaft zu verstehen.

**Ηίλφ μίρ.  
δασ σινδ νιχτ μεινε Ελτερν**

»Wollen Sie noch einen frischen Kaffee?«

Endlich rührte sich der Mann und sah mit müden, gelbstichigen Augen zu ihm hoch. Er trug einen braunen, an den Ellbogen zerschlissenen Wollmantel. Als er ihn jetzt aufknöpfte, erwartete Milan, den unvermeidbaren Gestank zu riechen, den das Leben auf der Straße mit sich brachte, und wunderte sich dann, dass keine Wolke aus Schweiß, Urin, Dreck, kaltem Tabak und Alkohol aufstieg. Sondern der Duft eines würzigen, teuren Herrenparfums.

»Nein, danke«, sagte der Alte und lächelte gutmütig. Er zog seinen Mantel aus.

»Dann etwas anderes? Vielleicht etwas zu essen?«

Der Gast schüttelte den Kopf und machte eine einladende, fast schon elegante Bewegung. »Ich möchte, dass Sie sich zu mir setzen.«

Milan sah sich um. Außer ihnen beiden war niemand mehr im Lokalbereich. Hulk saß wieder unten im Büro, und Tony, der Koch, hatte die Gelegenheit genutzt und rauchte vor der Tür. Trotzdem sagte Milan: »Angestellten ist es leider untersagt, bei den Gästen Platz zu nehmen.«

Der Mann nickte, als hätte er mit dieser Antwort gerechnet. Er fuhr sich durch die Haare, ohne sie nennenswert zu bändigen, und schnalzte mit der Zunge, was bei Milan ein Déjà-vu auslöste. Einen Moment lang war er sich sicher, den Mann schon einmal gesehen zu haben.

»Es wäre nur kurz. Ich habe extra gewartet, bis wir alleine sind.«

Milan runzelte die Stirn. »Weshalb?«

»Ich will Ihnen etwas geben.«

Der Gast hob den Saum seines rot gemusterten Holzfällerpullovers, und Milan begriff, dass der Alte seinen Mantel nicht ausgezogen hatte, weil ihm heiß war. Sondern weil er sonst nicht an die kleine Schachtel gelangt wäre, die er in einer Bauchtasche bei sich trug.

»Was ist das?«

Der Mann stellte den winzigen Pappkarton vor sich auf den Tisch. Er war so groß wie ein Zauberwürfel, weiß und ohne Aufschrift.

*Die Hutschachtel einer Elfe.*

»Ein Geschenk.«

## 10.

Milan lachte. »Womit habe ich das verdient?«

Erneut machte der Mann eine einladende Bewegung. »Machen Sie es auf.«

Milans Blick fiel durch die schlecht entspiegelte Scheibe nach draußen auf den Bürgersteig, wo Tony unter dem Vordach des benachbarten Blumenhändlers grinsend auf sein Handy sah.

»Kennen wir uns?«, fragte er.

»Bitte, öffnen Sie es.«

Milans Neugier war geweckt. Und da dieses Gespräch und seine Wendung eindeutig unterhaltsamer waren, als allein vor dem Zeichenblock am Tresen zu hocken, tat er dem Mann den Gefallen, setzte sich und öffnete die Umverpackung.

Zum Vorschein kam ein kleiner Plastikbehälter, etwa in der Größe einer Kaugummi-Vorratsdose, nur dass dieser versiegelt und unbeschriftet war.

Milan drehte sie in seiner Hand. »Was ist das?«

»Ein Medikament. Pillen.«

Hastig stellte er die Packung zurück auf den Tisch, wie einen zu heißen Teller aus der Küche, den man nicht mit bloßen Händen anfassen durfte.

»Wozu?«

Der Mann nickte, beantwortete aber nicht Milans Frage.

»Nehmen Sie davon täglich eine.«

*Ganz bestimmt*, dachte Milan. Der Mann hatte ganz offensichtlich einen an der Waffel. »Ich danke Ihnen vielmals, aber ich bin kerngesund.«

»Das sind Sie nicht.« Die fleckige Hand des Alten schoss in der Sekunde vor, als Milan aufstehen wollte, und hielt ihn zurück.

»Ich rate Ihnen, nehmen Sie diese Pillen«, sagte der Mann beschwörend. »Es hat mich große Überwindung gekostet, sie Ihnen zu bringen.«

Milan wurde ärgerlich. Gast hin, Gast her, er musste sich nicht von jedem Verrückten begrabbeln lassen.

»Nennen Sie mir einen Grund – weshalb sollte ich das tun?«, stellte er eine letzte rhetorische Frage, um die Unterhaltung endgültig zu beenden. Er wollte erneut aufstehen, doch die unerwartete Antwort des Alten ließ ihn in der Bewegung innehalten.

»Wenn Sie diese Tabletten nehmen, Herr Berg, werden Sie vielleicht wieder lesen können.«

## 11.

Es war nicht nur die Ungeheuerlichkeit, dass dieser fremde alte Mann seinen Namen und außerdem noch sein intimstes Geheimnis kannte.

Es war dieses eine Wort, das er benutzte und das sich in Milans Verstand festsetzte wie ein Splitter unter dem Fingernagel.

*Wieder.*

»Was wollen Sie damit sagen? Ich konnte noch nie ...«

Milan hielt erschrocken inne. Entsetzt, dass er beinahe einem Fremden seinen Analphabetismus gestanden hätte. Und noch dazu, dass es nie eine Zeit gegeben hatte, in der er des Lesens und Schreibens mächtig gewesen war.

*... wieder lesen ...*

»Ich glaube, Sie verwechseln mich«, sagte er und stand auf.

»Bitte, hören Sie mir zu. Es tut mir leid, was damals geschehen ist. Was Ihnen angetan wurde.«

»Ich weiß nicht, wovon Sie reden.«

»Ja, das ist ja das Schlimme. Und das will ich wiedergutmachen.«

Milan griff sich an den Hals, in dem er einen 10-Kilo-Kloß vermutete – was sonst hätte seine Kehle so zuschwellen lassen können –, doch da war nichts.

»Es ist besser, wenn Sie jetzt gehen«, sagte er. Sein Bauch witterte Gefahr, während sein Verstand noch nach einer rationalen Erklärung für den seltsamen Auftritt des Mannes suchte.

»Das werde ich. Aber nehmen Sie diese Tabletten, ja?«

*Auf gar keinen Fall.*

»Sie müssen sich irren«, murmelte er, denn natürlich war ihm klar, es konnte kaum ein Zufallstreffer sein, dass der Mann ihm seinen Analphabetismus auf den

Kopf zugesagt hatte.

*Wer weiß noch alles davon?*

*Wer, außer meinem ...*

Milan kam eine Erkenntnis.

»Moment mal ...« Er deutete mit dem Zeigefinger auf den Alten. »Waren Sie das? Haben Sie meinen Vater heute Vormittag im Heim besucht?«

*»Übrigens hat sich heute Vormittag ein Mann nach dir erkundigt ... Er wollte seinen Namen nicht sagen ... Die Stimme kam mir bekannt vor, ein alter Knacker, irgendwie komisch, er ...«*

»Milan?«

Er fuhr herum und sah zum Tresen. Dort stand Andra, direkt unter der alten Bahnhofsuhr, die exakt 18.00 Uhr anzeigte. Sie hatte ihr Outfit gewechselt und trug ein Flickenkleid über einer Jeans mit Schachbrettmuster. Ihre stahlblauen Haare waren zu einem Zopf gebunden, und zusätzlich zu ihrem Nasenring funkelte ein Augenbrauen-Piercing unter dem Thekenlicht. Der türkisfarbene Perlenstecker war neu, sie musste ihn gerade erst durchgestochen haben. Vermutlich selbst, so wie alle ihre Piercings von Bauchnabel bis Zunge.

Milan hatte nicht bemerkt, dass Andra ins Diner gekommen war, offenbar gemeinsam mit Tony, der sich gerade auf den Weg in die Küche machte. Er hatte nicht mit ihr gerechnet, zumal sie heute keinen Dienst hatte. In einer halben Stunde würden zwei Studenten die Abendschicht übernehmen.

»Kommst du bitte kurz?«, rief sie ihm zu. Ihr trauriger Blick wirkte auf ihn wie ein Magnet. Sie war verletzt, kein Wunder, hatte er sie doch vorhin allein bei der Paartherapie zurückgelassen und damit alles versaut. Vorhin, als er sich mit der Zeichnung des sonderbaren Gastes abzulenken versucht hatte, war in ihm die Hoffnung gekeimt, dass es vielleicht noch etwas zu retten gäbe. Wenn sich ihm, wie jetzt, die Gelegenheit böte, zu ihr zu gehen und sie in die Arme zu schließen.

*Um ihr die Wahrheit zu sagen!* Andererseits war die Situation ausgerechnet jetzt dafür höchst ungünstig. Er durfte den Alten, der gerade einen Zehneuroschein aus seiner Bauchtasche fingerte, nicht so einfach gehen lassen.

»Warten Sie einen Augenblick, ich bin gleich wieder für Sie da«, bat er den seltsamen Gast, ohne das Geld zu nehmen. Oder dessen Pillen.

Der Alte schenkte ihm ein Achselzucken, und Milan löste sich von ihm.

Ging wie auf Watte mit wackeligen Knien zum Tresen. Und mit jedem Schritt, den er sich Andra näherte, hörte er sein Herz lauter schlagen.

»Hör zu, es tut mir leid«, setzte er zu einer Entschuldigung an. Doch sie ließ ihn nicht zu Wort kommen. Zog ihn an sich und umarmte ihn. Das fühlte sich so gut an, so richtig.

»Nein. Mir tut es leid«, flüsterte sie ihm ins Ohr. »Ich hab dich überfordert. Diese Paartherapie – vielleicht ist es zu früh dafür.«

Er war versucht, sie von sich wegzudrücken, um ihr in die Augen zu schauen, gleichzeitig wollte er sie bei seinem Geständnis so nah wie möglich bei sich fühlen.

»Nein, nein. Es ist alles mein Fehler, meine Schuld. Ich ...«

Er wurde von dem Geräusch der Eingangstür abgelenkt, die hinter ihnen ins Schloss fiel. Milan löste sich von Andra und sah zu Tisch 19, an dem jetzt niemand mehr saß. Da stand nur noch eine unbenutzte Kaffeetasse. Und eine kleine, weiße Pillendose.

»Scheiße«, sagte er und sah durch die Fensterfront dem alten Mann hinterher, der sich gegen den Wind zu stemmen schien. Selbst von hinten wirkte er traurig und verloren.

»Hat er nicht bezahlt?«, wollte Andra wissen, während sie einen Blick auf Milans Zeichenblock warf, der ausgebreitet auf dem Tresen lag.

Milan schüttelte den Kopf. »Das ist es nicht. Tut mir leid. Ich hatte gerade eine Begegnung der dritten Art.«

»Das glaube ich gerne. Wieso steht hier ›Hilf mir‹?«

Andra nahm den Block in die Hände und zeigte auf die Zeichnung, die Milan zuletzt angefertigt hatte.

Ηίλφ μίρ.

»Ach so, das.« Er schüttelte den Kopf und lächelte schief, um ihr zu verstehen zu geben, dass das nichts zu bedeuten hatte. Tatsächlich hatte ihn die verstörende Begegnung mit dem Alten die lächerliche Irrfahrt von heute Mittag schon wieder vergessen lassen. Allein dass Andra ihm noch eine Chance zu geben schien, war jetzt wichtiger als alles andere auf der Welt.

»Das war nur ein Kinderstreich. Das Mädchen in dem Auto hat mich auf dem Weg hierher zum Volltrottel gemacht.«

Weil Andra mehr wissen wollte, erzählte Milan ihr die ganze Geschichte; wie er gedacht hatte, das Kind wäre entführt worden, dabei war es nur von einem Einkaufstrip mit Mama und Papa zurückgekommen.

»Da hätte ich aber auch die Verfolgung aufgenommen«, stimmte Andra ihm zu. »Erst recht bei der zweiten Zeile hier.«

»Wieso, was steht denn da?«, rutschte es Milan heraus.

»Was da steht?« Andra lachte und tippte auf die entsprechende Stelle der Zeichnung.

**Ηίλφ μίρ.**

**δασ σινδ νιχτ μεινε Ελτερν**

»Kannst du deine eigene Schrift nicht mehr entziffern?«

Und dann las sie noch einmal die gesamte Botschaft. Die zwei Sätze, die alles veränderten:

**»Hilf mir.**

**Das sind nicht meine Eltern«**

## 12.

Rot.«

»Bist du farbenblind?«, fragte Andra mit einem Seitenblick zu Milan, während sie noch einmal Gas gab und mit ihrem nachtschwarzen Mini über die Kreuzung schoss.

*Nein. Farben erkenne ich gut. Im Gegensatz zu Buchstaben.*

»Es war rot, und du fährst zu schnell«, kommentierte Milan.

»Es war blutgrün. Und du bist der schlechteste Beifahrer der Welt.«

»Sagt die Frau mit vier Punkten in Flensburg.«

»... dem Mann, der noch nicht einmal einen Führerschein hat. Wann willst du ihn eigentlich mal machen?«

*Wenn ich den Prüfungs-Fragebogen lesen kann. In einem anderen Leben.*

Milan hatte Andra erzählt, er wäre erst aus Geld-, später aus Zeitmangel nie dazu gekommen, sich bei der Fahrschule anzumelden. Sie wusste aber, dass er dank seiner Übungen mit »ausgeborgten« Fahrzeugen eine Fahrpraxis hatte, die die manchen Pendlers schlug.

Andra beschleunigte so stark, dass Milan in den Sitz gedrückt wurde.

Sein Kopf schmerzte leicht, und er überlegte, ob er Ibuprofen bei sich hatte, und das wiederum erinnerte ihn an die Pillen, die der alte Mann auf dem Tisch im Diner zurückgelassen hatte.

*»Wenn Sie diese Tabletten nehmen, Herr Berg, werden Sie vielleicht wieder lesen können.«*

Milan hatte sie zusammen mit den Restaurantabfällen im Hof entsorgt. Jetzt ärgerte er sich über seine Kurzschlusshandlung. Er hätte sie zum Apotheker bringen und um eine Analyse bitten können. Aber nach seinem Wiedersehen mit

Andra hatte er sie in den Mülleimer geworfen.

»Okay, dann wollen wir mal.«

Andra tippte an ihrem Lenkrad auf eine Taste, und das Navigationsmenü öffnete sich auf dem Bordcomputer am Armaturenbrett.

»Gib mal ein.«

»Was?«

Milan begann an den Händen und im Nacken zu schwitzen, wie immer, wenn er etwas schreiben sollte. Eigentlich hatte er vorgehabt, Andra noch im Diner alles zu gestehen, doch der Moment war verflogen, und jetzt erschien es ihm unpassend. Das, was er ihr zu sagen hatte, war so wichtig, dass er ihr dabei in die Augen schauen und ihre Hand halten wollte. Beides war beim Autofahren unmöglich.

»Was wohl? Die Adresse der Villa natürlich.«

Es war ihre Idee gewesen, doch sie hatte Milan nicht lange überreden müssen, noch einmal *dorthin* zu fahren. Zurück zur Villa. Zurück zu dem Mädchen mit der mysteriösen Botschaft.

*Das sind nicht meine Eltern.*

Ihm lag auf der Zunge zu fragen, weshalb sie nicht selbst das Navi programmierte. Immerhin hielt Andra sich für so multitaskingfähig, dass sie schon zweimal mit dem Handy am Steuer erwischt worden war. Allerdings gab es keinen überzeugenden Grund, weshalb sie sich nicht auf den Straßenverkehr konzentrieren sollte, wo er doch auf dem Beifahrersitz nichts Besseres zu tun hatte, als in den Schneeregen zu starren, der sein Übriges tat, um das ganz normale Berliner Verkehrschaos in eine lebensgefährliche Schlitterpartie zu verwandeln.

»Ich hab mir den Straßennamen nicht gemerkt«, log Milan. »Es war irgendwo in der Nähe vom Café am Neuen See.«

»Also am Katharina-Heinroth-Ufer. Gut, dann gib halt das ein.«

*Eher bastele ich mit dem Krimskrams in deinem Handschuhfach einen Teilchenbeschleuniger.*

»Du weißt nicht, wie du zum Tiergarten kommst?«, fragte er.

»Ich weiß nicht, ob die Lietzenburger noch gesperrt ist. Das Navi führt mich am Stau vorbei, also quatsch jetzt nicht rum. Da vorne muss ich mich entscheiden, ob es über den Hohenzollerndamm oder die Kant geht.«

»Hast du keine Spracherkennung?«, versuchte Milan ein letztes Mal, den Kopf aus der Schlinge zu ziehen.

Siri hatte ihn schon mehrfach gerettet. Sie las ihm Mails, SMS und WhatsApp-Nachrichten vor und textete seine Antworten, die er nur ins Smartphone sprechen musste. Die dabei zwangsläufig auftretenden Fehler wurden von den meisten nicht einmal kommentiert. Im Emoji-Zeitalter, in dem man seine Nachrichten hastig beim Fernsehen, Autofahren oder während des Essens tippte, achtete kaum noch jemand auf Rechtschreibung.

»Milan, ich verstehe nicht, was wir hier rumdiskutieren, tipp einfach bitte ...«

Ein eingehender Anruf, der mit dem Foto eines schwarzhaarigen Mädchens die Navigationsansicht verdrängte, rettete Milan.

»Hey, Mama, wo bist du?«

Louisa. Andras dreizehnjährige Tochter. Ein in der Blüte der Pubertät steckendes Mädchen mit Vorliebe für Krav Maga und Kickboxen. Sehr bald schon würde die temperamentvolle Teenagerin genauso hart zuschlagen können wie ihre Mutter, dessen war Milan sich sicher.

»Ich bin mit Milan unterwegs, wir kommen bald zurück, Kleines. Ist Cherry noch da?«

Cherry war Louisas beste Freundin, etwas muffelig und maulfaul, wie Milan fand, aber vielleicht bekamen dreizehnjährige Mädchen generell den Mund nicht auf, wenn sie auf Halbtote trafen – als die sie Erwachsene wie ihn vermutlich sahen.

»Ja, wir gucken Iron Man.«

Andra runzelte die Stirn, bog auf den Hohenzollerndamm und zeigte einem Lkw-Fahrer, der sie die Spur nicht hatte wechseln lassen, den Mittelfinger. Milan atmete unbewusst tief aus. Andra hatte sich entschieden, es war nicht mehr

nötig, das Navi zu programmieren.

»Wolltet ihr nicht Hausaufgaben machen?«

»Wolltest du nicht Essen in die Mikrowelle stellen?«

Milan konnte nicht ausmachen, wer von den beiden am schnellsten aufgelegt hatte, jedenfalls war Louisas Kontaktfoto verschwunden und der Landkartenausschnitt wieder im Bild.

Er tippte auf die Zielfahne auf dem Display und wurde wie erwartet von Andra zurückgepiffen.

»Jetzt brauchst du auch nichts mehr machen. Ich hab die kürzeste Strecke genommen. Bete mal lieber, dass wir nicht in den Baustellen um die Urania stecken bleiben.«

»Sonst was?« Milan lächelte.

»Sonst ...« Ein Gedanke schien Andras Miene zu verdunkeln.

Erst dachte Milan, sie hätte etwas auf der Straße gesehen, doch vor ihnen waren nur Bremslichter, die sich auf dem nassen Asphalt spiegelten und in der regennassen Windschutzscheibe Streifen zogen.

Andra schenkte ihm ein kurzes, schuldbewusstes Lächeln, was sein Gefühl, dass ihr etwas auf der Seele lag, noch verstärkte.

Milan wusste, er durfte sie jetzt nicht bedrängen. Er kannte diese Stimmungsschwankungen seiner Freundin, für die es oft keinen offenkundigen Anlass gab. Gerade eben hatte sie wahrscheinlich an die missglückte Paartherapie von heute Vormittag denken müssen und an die Probleme in ihrer Beziehung. Probleme, die so groß waren, dass sie die Frage nach einem wie auch immer in der Zukunft liegenden »sonst ...« eigentlich gar nicht aufkommen ließen.

*Probleme, die allein ich verursache.*

Den Rest der Fahrt legten sie schweigend zurück; erst als sie das Hotel Interconti an der Budapester passierten, wies ihr Milan den Weg, den er in seinem Kopf abgespeichert hatte.

Und anders als am Vormittag hielten sie jetzt keinen Sicherheitsabstand zur

Villa. Da sie ohnehin geplant hatten zu klingeln, konnten sie auch unter dem kahlen Alleebaum direkt vor der Haustür parken.

»Und das war hier?«, staunte Andra beim Aussteigen.

»Ja.«

»Hier hat die Kleinfamilie ihre Einkäufe reingetragen?«

Milan schirmte mit der flachen Hand die Augen ab und versuchte so mit wenig Erfolg, den Schneeregen von seinem Gesicht fernzuhalten. Er schüttelte sich, aber es war nicht das Wetter, das ihn frösteln ließ.

»Vater, Mutter, Mädchen, ja.«

Sein Hals wurde trocken. Eine unsichtbare Schlinge zog sich zu, mit jedem Schritt, den er auf das schmiedeeiserne Gartentor zuging, ein Stückchen mehr.

»Nimm es mir nicht übel, Milan. Aber irgendwie kann ich mir das nicht vorstellen.«

»Ich weiß«, antwortete er. Er sah nach oben, zum Türmchen der Villa, das sich in die nachtschwarze Dunkelheit reckte.

»Ich habe nicht die geringste Ahnung, was hier vor sich geht, Andra. Ich traue selbst meinen Augen kaum.«

## 13.

Die rostrote Klinkervilla stand noch an Ort und Stelle. Weder war sie verschwunden, noch war sie zerstört. Und dennoch kam es Milan so vor, als hätte sie sich vor seinen Augen in Luft aufgelöst.

»Irgendetwas stimmt hier nicht«, murmelte er, und Andra meinte, das könne man ruhig laut sagen.

»Durch diese Tür?«, fragte sie.

Milan nickte. Genau durch diese Tür hatte er sie gehen sehen.

Die Mutter vorneweg. Den Mann. Dann das Mädchen.

»Hätten wir noch mehr eingekauft, müssten wir uns jetzt KaDeWe nennen.«

Wobei »Tür« das falsche Wort war.

*Öffnung passt besser.*

Am Vormittag hatte Milan nur flüchtig hingesehen. Er war so auf die Personen konzentriert gewesen, dass er auf das Drumherum nicht geachtet hatte. Im Nebel hatte er den Hauseingang ohnehin kaum näher in Augenschein nehmen können.

*Und wieso auch?*

Doch jetzt konnte kein Zweifel daran bestehen, dass das, was er für eine offen stehende Tür gehalten hatte, in Wahrheit ein Loch war. Notdürftig verschalt mit einer Aluminiumplatte, mit der man normalerweise die Zugänge zu Baustellen sicherte.

*Oder zu leer stehenden Häusern.*

Und danach sah die Villa aus.

Kein Licht brannte hinter den vorhanglosen Fenstern. Aus den Schornsteinen der Nachbarhäuser drückte sich Rauch in den Abendhimmel, doch hier deutete

nichts darauf hin, dass es im Inneren der Villa auch nur ein Grad wärmer war als draußen, wo Temperaturen um den Nullpunkt herrschten.

Es gab keinerlei Lebenszeichen, dafür stand ein Maklerschild im Vorgarten.

### **Ζυ φερκαυφεν**

Milan konnte sich denken, was das bedeutete. Das Schild neigte sich dem schneebedeckten Rasen entgegen, als hätte es schon geraume Zeit Wind und Wetter trotzen müssen.

*Oder als wäre es hastig wieder aufgerichtet worden.*

»Bist du ganz sicher, dass es hier war?«, fragte Andra, während Milan auf den Klingelknopf an einer Säule im Vorgarten drückte. Wie erwartet funktionierte er nicht.

»Ja. Sieh dich um.« Sein warmer Atem erzeugte ein brüchiges Nebelfeld zwischen ihren Gesichtern. »Hier gibt es ansonsten nur Miets- und Mehrparteienhäuser. Das ist die einzige frei stehende Villa. Hier war es.«

»Merkwürdig.«

Er stieg die Treppe zum Hauseingang hoch und rüttelte an der Aluminiumplatte. Dabei bemerkte er, dass sie nicht einmal fest verschraubt war.

»Nur angelehnt.«

»Dann können wir rein«, stellte Andra fest, die ihr Handy gezückt und die Taschenlampe darin aktiviert hatte.

»Alles hört auf mein Kommando«, flüsterte sie. »Du gehst vor!«

Milan lächelte über den müden Witz, tat aber wie befohlen und zog die Verschalung vom Rahmen weg. Nur einen Spaltbreit, durch den sie ins Innere treten konnten.

Der Eingangsbereich, der in solchen Anwesen vermutlich Entree genannt wurde, empfing die Eindringlinge mit der größtmöglichen Abneigung. Kalt,

dunkel, muffig.

Milan versuchte sich an den Lichtschaltern, auch wenn er nicht damit rechnete, dass der Kronleuchter über der Galerie des Treppenhauses zu leuchten beginnen würde. Andere Lichtquellen konnte er nicht erkennen, auch nicht im Schein seiner Handytaschenlampe. Sie fehlten in der Villa genauso wie Möbel, Bilder, Wärme und Zeichen von Leben.

»Schau dir das mal an!«

Während Milan noch das Geländer der zweiflügeligen Treppe bestaunte, war Andra in ein Nebenzimmer gegangen, das früher vermutlich als Bibliothek genutzt worden war. Deckenhohe Einbauregale aus massivem, dunklem Holz verkleideten die Wände in einem leicht oval gerundeten Raum und ließen nur für einen toten Kamin eine Aussparung.

»Hübsch hässlich«, kommentierte Milan den für ihn wohl nutzlosesten Raum im Haus.

»Und irgendwie unheimlich. Komplett leere Regale. Abgesehen von der Antiquität hier.«

Sie leuchtete auf einen altertümlichen Telefonapparat, der neben dem Kamin in Hüfthöhe auf einem Regalbrett stand und so massiv aussah, als würde man den schwarzen Hörer kaum mit einer Hand anheben können.

»Ich glaube, so eine Wählscheibe hab ich das letzte Mal vor zwanzig Jahren bei meiner Oma gesehen«, sagte Andra, doch Milan hörte ihr nur mit halbem Ohr zu. Ein Stück Papier in der Nähe des Telefons hatte seine Aufmerksamkeit erregt.

Auch als Andra sagte: »Ich weiß ja nicht, wie du das siehst, aber ich glaube, es hat keinen Sinn, hier jedes Zimmer einzeln zu durchkämmen«, gab er ihr keine Antwort.

*Was zum Teufel geht hier vor?*, fragte er sich.

Erst der Zettel an der Autoscheibe, dann die scheinbar friedliche Familienidylle. Jetzt eine dem Geruch nach schon seit Jahren verlassene Villa?

»Irgendwie deutet alles darauf hin, dass wir im falschen Haus sind«, sagte

Andra, doch Milan schüttelte den Kopf.

»Alles, bis auf das hier.«

Er hielt ihr das Stückchen Papier hin, das sich als Foto entpuppte.

»Ach du Scheiße«, flüsterte Andra und musste ihr Handy etwas beiseitehalten, weil in den Lichtspiegelungen sonst kaum etwas zu erkennen gewesen wäre.

»Ist sie das?«

Milan nickte. Der Fotograf hatte sich offenbar mehr für den Hintergrund interessiert; für den leicht zum See abfallenden Strand und die Entengruppe, die am Ufer gefüttert wurde. Das Mädchen im Vordergrund war leicht verschwommen, ihr Gesicht lag halb im Schatten eines Laubbaums, und sie war bestimmt zwei Jahre jünger als heute, aber sie war es. Kein Zweifel.

*Dieselben weizenblonden Haare, die hohe Stirn, die kakifarbenen Augen.*

Die tiefgründige Melancholie im Blick, die dieses unerklärliche Gefühl der Verbundenheit bei Milan ausgelöst hatte.

»Sie sieht echt genauso aus wie auf deiner Zeichnung.«

Andra drehte das Foto um. »Ich weiß zwar nicht, was das hier zu bedeuten hat, Milan ...«

»Da bist du nicht die Einzige.«

»... und wo du mich hier gerade reinziehst. Aber zumindest kennen wir jetzt ihren Namen.«

Andra las glücklicherweise vor, was auf der Rückseite des Fotos stand: »Zoe, Sommer am See.«

*Zoe?*

Man hörte diesen schönen Vornamen nicht oft. Milan musste unweigerlich daran denken, wann er ihn zum ersten Mal bewusst wahrgenommen hatte. Damals, am Campingstrand auf Rügen. Aus dem Mund eines Mädchens mit einem Buch in der Hand.

Andra stutzte. »Und schau mal hier, mit Bleistift.«

»Was?«

»Keine Ahnung, eine Buchstaben- und Ziffernkombination. Sieht aus wie ein Passwort.«

ξ15α12φ2β1-2φ18β1α13φ61

»Ich kann das nicht entziffern«, sagte Milan wahrheitsgemäß.

Wie immer sah er nur ein Bild. Einen sinnlosen Hieroglyphenmix. Doch anders als sonst, wenn er auf Straßenschilder, Formulare oder Zeitungsschlagzeilen starrte, löste der Anblick dieser Zeichenkolonne kein Gefühl der Scham und Unzulänglichkeit aus. Er verstörte ihn auf eine andere Art und Weise. Ohne dass er es hätte erklären können, schienen ihm die Zeichen mit einer Kindheitserinnerung in Zusammenhang zu stehen. So, als hätte er dieses oder ein ähnliches Bild schon einmal gesehen.

Schlimmer noch: als hätte es eine Zeit gegeben, in der er in der Lage gewesen war, die kryptische Nachricht auf dem Foto zu entziffern.

»K15A12W2B1-2W18B1A13W61«, las Andra. Bei der letzten Ziffer schrie sie auf und ließ das Foto fallen. Milan konnte es ihr nicht verdenken. Auch er war vor Schreck zusammengezuckt. Mit diesem Geräusch hätte niemand in diesem toten Haus rechnen können.

Aber es klingelte.

Das altertümliche Festnetztelefon mit Wählscheibe, dessen Hörer sich nur widerstrebend aus der Angel heben ließ. Fast, als wollte er Milan davor bewahren, das Gespräch anzunehmen.

## 14.

Wer sind Sie?«

Die Stimme des Anrufers war tief und dennoch leicht nasal. Milan stellte sich einen massigen Kerl vor, der Probleme mit seiner Nasenscheidewand hatte. Vielleicht passte sie zu dem dunkelhaarigen Typ, den Milan für einen Vertreter gehalten hatte. Der war mindestens eins fünfundachtzig groß gewesen und hatte seinen Anzug gut ausgefüllt, als er – offenbar zum Schein – in diese Villa gegangen war.

»Und was machen Sie in diesem Haus?«, wollte der Mann als Zweites wissen. Andra, die den Kopf so nah wie möglich an Milans Ohr mit dem Hörer presste, wedelte mit der Hand, um ihm zu signalisieren, dass er besser auflegte.

Doch dazu war Milan viel zu neugierig.

Soweit er es beurteilen konnte, war die Stimme des Anrufers weder verstellt noch verfremdet, was ihn im ersten Augenblick beunruhigte, bis Milan einfiel, dass das auch eine gute Nachricht sein konnte. Immerhin war *er* derjenige, der in fremdes Eigentum eingedrungen war, und wenn der Anrufer durch ein verstecktes Einbruchsmeldesystem davon Kenntnis erhalten hatte, war es eher Milans Sache, seine Identität zu verschleiern. Zumal er nicht gerade das war, was die Polizei einen unbescholtenen Bürger nannte. Auch wenn sein Vorstrafenregister noch keinen Eintrag aufwies, so war er dennoch schon mehrfach vorgeladen worden und als Kleinkrimineller in der Szene bekannt.

»Ganz ehrlich?«, fragte Milan und entschied sich dazu, dem Teilnehmer die Wahrheit zu sagen. »Ich weiß es nicht. Ich habe heute früh gedacht, Zeuge einer Entführung geworden zu sein. Und die Spur führt in diese Villa.«

Aus den Augenwinkeln heraus sah er, wie Andra bei gekrauster Stirn die

Augen schloss. Offenbar war sie mit seiner ehrlichen Antwort nicht einverstanden.

»Sie waren also neugierig?«, wollte der Mann wissen.

»Besorgt trifft es eher.«

»Gut. Dann sind Sie jetzt an der Reihe.«

»Was meinen Sie damit?«

Milan hatte das Bedürfnis, sich zu bewegen, was er aber nicht konnte, wenn Andra weiter mithören wollte. Zudem war der Radius des Festnetztelefons für jemanden, der sonst nur mit kabellosen Apparaten telefonierte, ungewohnt begrenzt.

»Ich erkläre es Ihnen gleich«, sagte der Mann am anderen Ende, »aber ich bitte Sie, sich ab sofort immer an diesen Moment zu erinnern. Was auch immer von nun an passiert, es geschieht, weil Sie angefangen haben.«

»Angefangen womit?«

»Sie haben die Kette in Gang gesetzt. Sie sind uns gefolgt. Sie sind in dieses Haus eingedrungen. Zu nichts davon habe ich Sie gezwungen. Es war Ihr freier Wille. Ihre Entscheidung. Mit deren Konsequenzen werden Sie von nun an leben müssen.«

»Ich lege besser auf.«

»Das wird nicht verhindern, was als Nächstes passiert.«

»Was?«

»Ich werde sie umbringen.«

»Mich?«

»Blödsinn. Das Mädchen natürlich.«

»Zoe?«, entfuhr es Milan, dem das immer unwirklicher anmutende Gespräch vollkommen entglitten war.

»Woher kennen Sie diesen Namen?«, fragte der offensichtlich komplett skrupellose Anrufer und schaffte das Kunststück, dabei aufrichtig erstaunt zu klingen. Er lachte sogar kurz auf und sagte dann überheblich: »Wobei es mir im Grunde egal ist. Reden wir lieber darüber, wie Sie das Schlimmste verhindern

könnten.«

»Das Schlimmste?«

In Milans Stimme hatte sich ein krächzender Unterton eingeschlichen, der zu dem plötzlichen Taubheitsgefühl im Rachen passte. »Was wollen Sie von mir?«

»Nicht viel. Nur 162366 Euro und 42 Cent.«

»Sind Sie komplett durchgeknallt?«

Nun machte Milan doch eine heftige Bewegung, aber Andra hatte sich ohnehin schon einen Schritt von ihm entfernt. Ihr Mund stand offen. Er selbst zuckte wie unter Schock nur mit den Achseln. Allein die absurd hohe, noch dazu krumme Summe (für ein Mädchen, das er nicht einmal kannte) war ja wohl ein Indiz für die Unzurechnungsfähigkeit dieses Irren.

»Es gibt Leute, die halten mich für einen Psychopathen, ja. Aber das macht keinen Unterschied. Ob ich nun verrückt oder mir der Konsequenzen meines Handelns bewusst bin: Ich werde das Mädchen töten, wenn Sie mir nicht bis Montagabend, 20.15 Uhr, das Lösegeld ausgehändigt haben.«

Nun lachte Milan auf. Das Echo seines Kieksens klang in der leeren Villa wie der Schrei einer Katze, der man auf die Pfote getreten war.

»Mal abgesehen davon, dass ich bis dahin nicht einmal 162 Euro zusammenkratzen kann, geschweige denn das Tausendfache, wieso ich? Was zum Teufel habe ich damit zu tun?«

Nach einer kurzen Pause sagte der Erpresser: »Ich sagte doch, das haben Sie sich selbst eingebrockt. Es hätte jeden treffen können, der das Mädchen heute auf dem Rücksitz gesehen hat. Aber Sie waren der Einzige, der reagiert hat. Wir sind stundenlang im Kreis gefahren, an unzähligen sogenannten Mitmenschen vorbei. Alle verhielten sich desinteressiert und gleichgültig. Nur Sie nicht.«

Milan wechselte fassungslos den Hörer von einem Ohr zum anderen. »Und für meine Aufmerksamkeit soll ich bezahlen?«

»Wer sonst?«

Er tippte sich an die Stirn. »Sie haben sie nicht alle. Ich lege jetzt auf und rufe die Polizei.«

Der Mann lachte. »Um denen *was* zu sagen? Dass Sie widerrechtlich in ein Haus eingedrungen sind, das weder mir noch Ihnen gehört und seit Jahren wegen Asbestverseuchung im Dach keinen Käufer findet? Bitte, wenn Sie Ihre Zeit verschwenden wollen, nur zu. Ich an Ihrer Stelle würde mir eher Gedanken machen, wie Sie an das Geld kommen. Mein Name ist übrigens Jakob. Wie heißen Sie?«

»Wieso sollte ich Ihnen das verraten?«

»Ich fände es höflicher, wenn wir uns mit Namen ansprechen.«

»Es wird keine weiteren Gespräche geben.«

»Ich fürchte doch. Geben Sie mir Ihre Handynummer.«

Milan schüttelte den Kopf. »Auf keinen Fall. Das alles hier geht mich nichts an. Ich mache bei Ihren Psychospielchen nicht mit. Ich ...«

Ein markerschütternder Schrei grub sich durch die Leitung in Milans Ohr, so laut und so qualvoll, dass er es bis in die Zähne spüren konnte. Auch Andra, mittlerweile einen Meter von ihm entfernt, hatte ihn hören können und starrte Milan nun aus angstgeweiteten Augen an.

»Was war das?«, fragte Milan, obwohl er die furchtbare Antwort zu kennen glaubte.

»Ein Lebenszeichen«, sagte der Entführer. »Noch atmet das Mädchen. Doch das ist ein höchst veränderlicher Zustand. Also bitte«, der Mann schnalzte ungeduldig mit der Zunge, »sagen Sie mir jetzt endlich Ihren Namen, und geben Sie mir Ihre Handynummer. Es sei denn, Sie wollen, dass ich ihr eine zweite Klammer in den Daumen schieße.«

## 15.

### Zoe

Sie hatten gelogen.

»Wir tun dir nichts«, hatten sie ihr gesagt, »wir spielen nur ein Spiel.«

Aber das war so falsch wie Jakobs Anzug, den er sich für diese Aktion gekauft hatte, um einen seriösen Eindruck zu machen, sollte er von Milan beobachtet werden. So falsch wie die Schneidezähne dieses Mächtigerngigolos, der ihrer Meinung nach viel zu jung für ihre Mutter war. Mit seinem falschen Lächeln, der falschen Solariumbräune und den falschen Implantaten, die er nach einer Kneipenschlägerei eingesetzt bekommen hatte.

Nur sein Vorname Jakob, der war tatsächlich echt, so sicher fühlte sich der Blödmann, dass er am Ende alle Zeugen aus dem Weg geräumt haben würde.

Dass ihm keiner was konnte.

*Wie hat es nur so weit kommen können?* Wieso war sie nicht längst weggelaufen?

*Ich bin nutzlos und feige.*

Und deswegen lag sie jetzt hier, mit einem blutenden Daumen, in dem noch die Klammer steckte, die der Mistkerl ihr mit einem Drucklufttacker unter den Nagel geschossen hatte.

Zoe verfluchte Jakob, der sie niemals am Leben lassen würde, wenn das alles vorbei war.

Das war selbst ihr klar.

*Miss Merkwürden* oder *Zoe Seltsam*, wie die Mitschüler sie in der Schule genannt hatten.

Als Jakob sie allein gelassen hatte, natürlich ohne die Wunde zu versorgen, hatte sie sich notdürftig ein Stück von einem dreckigen Spannbettlaken um den Finger gewickelt, um die Blutung zu stoppen. In dem Wohnwagenanhänger, in dem sie eingesperrt war, hatte sie nichts anderes gefunden. Dieses hässliche, klobürstenwasserfarbene Drecksteil hätte selbst auf einem Schrottplatz noch schiefe Blicke kassiert.

»Ahhh!« Zoe saß in der braun karierten Sitzecke des Caravans und löste den Stoff von ihrem pulsierenden Daumen. Allein das trieb ihr den Schmerz durch den gesamten linken Arm von der Hand bis zur Schulter. Das Blut war überall. Viel zu viel, um die silberne Kante der Heftklammer im Nagelbett zu erkennen. Also steckte Zoe sich den Daumen in den Mund und lutschte an ihm wie ein kleines Baby.

*»Scheiße, ich war mal wieder so bescheuert wie ein Eimer Putzwasser.«*

In der Grundschule schon hatten sie sich darüber lustig gemacht, dass Zoe etwas langsamer war als die anderen in ihrem Alter. Dabei spukten in ihrem Kopf so viele Gedanken gleichzeitig herum, dass sie manchmal stehen bleiben musste, um sich zu sortieren.

Und überhaupt, wie sollte man die Maserung im Panzer eines Borkenkäfers studieren, wenn man wie ein Flummi an ihm vorbeisprang? Welchen Sinn hatte es überhaupt, durch das Leben zu hetzen, wenn am Ende niemand auf einen wartete?

*Dumm und zurückgeblieben*, urteilten die meisten, wenn sie mitten im Satz aufhörte zu reden, weil ihr eine Idee gekommen war. *Allen voran Lynn.*

Der Amtsarzt hatte Zoe ein Jahr von der Schule zurückgestellt, was ihre Mutter an ihrem siebten Geburtstag zum Anlass genommen hatte, eine Rede zu halten, die mit den Worten schloss: »Zoe ist nicht dumm. Sie hat nur etwas Pech beim Denken.«

Seitdem hatte sie sie nie wieder Mama, Mum oder Mutter genannt. Nur noch beim Vornamen.

*Wenn überhaupt.*

Zoe zog den Daumen aus dem Mund. Jetzt sah sie die Aluklammer, wenigstens für einen kurzen Moment, denn das Blut schoss sofort nach. Dennoch tippte sie mit dem Zeigefinger der rechten Hand an die Stelle, wo es ganz besonders wehtat, und löste damit eine weitere Schmerzwelle bis zur Schulter aus.

Was würde erst passieren, wenn sie mit ihren abgekauten Fingernägeln versuchte, sich die Klammer zu ziehen.

*Scheiße.*

*Meine Schuld. Das ist alles meine Schuld.*

Natürlich war es völlig bescheuert gewesen, Jakob zu vertrauen. Zu ihm und Lynn in den Wohnwagen zu steigen. Mit in die leere Villa zu gehen. Dem Versprechen zu vertrauen, dass sie ihr nichts tun würden.

*Zoe Seltsam.*

Wobei sie sich alle in einem Punkt irrten.

Zoe mochte vielleicht mehr Zeit für einen Gedanken brauchen, den andere sehr viel schneller dachten. Doch sie dachte gründlicher. Und Angst beflügelte ihre Denkprozesse. Nicht die Geschwindigkeit, aber die Intensität.

Wenn Zoe sich fürchtete, wenn ihr der Angstschweiß wie eine zweite Haut im Nacken klebte (so wie jetzt), dann kam sie auf Ideen, die andere nicht einmal im Traum haben würden.

Wie zum Beispiel darauf, den Code auf dem Foto zu hinterlassen. Sie hatte dafür nur das blöde Bild in ihrer Tasche und einen Kajalstift gebraucht.

Natürlich hätte sie auch eine eindeutige Nachricht daraufschreiben können. So wie auf dem Zettel im Auto.

*Hilf mir. Das sind nicht meine Eltern.*

Aber wenn Lynn oder Jakob das herausgefunden hätten, hätten sie ihr mehr als nur einen Schlag gegen die Schläfe verpasst, um sie bewusstlos aus dem Haus in den Wohnwagen tragen zu können.

*Nein.* Der Code war unverfänglicher gewesen.

Also hatte Zoe so getan, als wäre sie wieder ein hysterisches Kleinkind.

»Ich mach bei eurem Scheiß nicht mehr mit!«, hatte sie geschrien und war abgehauen. Wohl wissend, dass es kein Entkommen gab. Aber sie hatte Zeit geschunden. Für einen Moment war sie unbeobachtet gewesen, passenderweise in der Bibliothek der Villa, wo sie ihre Nachricht neben dem dinosaurieralten Telefon hinterlegt hatte. Und jetzt hoffte sie, dass ihr Retter die Ziffern auf der Rückseite entschlüsseln konnte.

*Er muss es lesen*, dachte Zoe und fing vor Schmerz, Angst und Übelkeit an zu weinen, als sie spürte, dass Jakob den Motor des Wohnwagens startete.

Was einerseits gut war, weil dadurch die Heizung wieder lief. Allein in der kurzen Zeit, die Jakob für seinen Drohanruf gebraucht hatte, hatte die Kälte sich mit eisigen Klauen im Inneren des Anhängers ausgebreitet. Andererseits wusste Zoe, dass die Kilometer auf dem letzten Weg ihres Lebens gezählt waren. Lange würde es nicht mehr dauern, bis sie von den Menschen getötet würde, denen sie vertraut hatte.

Jakob. Lynn.

*Mein Gott. Lynn.*

Zoe schloss die tränenden Augen, als der Anhänger wieder anfuhr, konzentrierte sich auf das Pochen in ihrem linken Daumen. Schob den zerfransten Nagel ihres Zeigefingers direkt unter den ihres linken Daumens. Ins Zentrum des Schmerzes hinein.

Und während sie laut aufwimmern musste, dachte sie an ihre letzte Chance.

*Lieber Gott, lass ihn meine Nachricht lesen und verstehen.*

Nicht weniger als ihr klägliches Leben hing davon ab.

## 16.

### Milan

Wann immer Milan seinen Vater im Seniorenstift an der Rehwiese besuchte, hatte er im ersten Moment das Gefühl, als würde er eine geschrumpfte Version ihrer alten Weddinger Familienwohnung betreten. Es roch nach seiner Jugend, diese unvergleichliche Mischung aus Politur, Parfum und Tabak, die sich über die Jahre in den unverwüstlichen Möbeln festgesetzt hatte: der wuchtige Esstisch, farblich passend zum edelholzbraunen Schrank, die lederne Couchgarnitur, das Ehebett mit dem Messingrahmen. Nur das Wohn-, Schlaf- und Esszimmer jetzt in einem einzigen Raum Platz finden mussten. Mehr konnten Milan und Kurt sich nicht leisten. Nicht mit der kargen Hausmeisterrente seines Vaters; von dem Witz an Altersrücklagen, die Jutta vor ihrem Tod als Putzfrau erwirtschaftet hatte, ganz zu schweigen.

Selbst dieses kleine Zimmer, immerhin mit Balkon zum Park, wäre für sie eigentlich unerschwinglich, hätte Andra Milan nicht darauf aufmerksam gemacht, dass ehemalige Krankenhausangestellte einen Sonderrabatt in dem Luxusseniorenheim in Nikolassee bekamen. Andra wiederum wusste das, weil hier die Mutter von Hulk untergebracht war, weswegen Milans Vater und die Mutter seines Arbeitgebers jetzt quasi Nachbarn waren.

»Gut, dass du da bist«, sagte sein Vater, und das war nicht das Einzige, was Milan etwas aus dem Konzept brachte.

*Hat er mich erwartet?*

Er war unangemeldet gekommen, noch dazu außerhalb der Besuchszeiten, was beinahe zu einer handfesten Auseinandersetzung mit dem Pförtner geführt

hätte. Der hatte unten von ihm verlangt, sich in einer Besucherliste einzutragen, was ab zwanzig Uhr angeblich Vorschrift wäre.

*Schwachsinn.*

Die Imitation einer Unterschrift hätte Milan ja noch hinbekommen, aber Namen, Datum und Uhrzeit? Genauso gut hätte ihn der Pförtner bitten können, mit brennenden Kreissägen zu jonglieren. Im ersten Impuls war er versucht gewesen, den Hampelmann am Polyesterschlips aus dem Glaskasten am Eingang zu ziehen und ihm seine Unterschrift mit der Faust zu verpassen.

Dann war er über sich selbst erschrocken.

*Jähzorn?*

Eine für ihn völlig untypische Reaktion. Milan hatte noch nie ein Problem damit gehabt, sich zu beherrschen. Er war mittlerweile so darauf trainiert, nicht aufzufallen, dass er einem Streit bereits aus dem Weg ging, bevor es überhaupt einen Anlass dazu gab. Doch die merkwürdigen Ereignisse des Tages hatten ihm zugesetzt. Er hatte sich regelrecht dazu durchringen müssen, den Pförtner mit einer seiner Standardausreden abzuspeisen:

»Hören Sie, ich hatte vor vier Wochen eine Streptokokken-Infektion. Keine Sorge, ich bin nicht mehr ansteckend, aber mich hat eine seltene Nebenwirkung erwischt. Rheumatisches Fieber. Ich kann die Finger kaum noch bewegen. Es ist die Hölle.«

»Wem sagen Sie das.« Der Pförtner hatte verständnisvoll genickt und ihm von seinen Rückenproblemen erzählt. Eine Minute später hatte er für seinen Leidensgenossen das Formular ausgefüllt und ihn nach oben gelassen.

Wo sein Vater erstaunlicherweise nicht im Bett lag und *Wer wird Millionär* guckte, sondern im Schneidersitz auf dem Boden saß. Um ihn herum lagen zahlreiche Fotos, die er aus einem alten Album herausgelöst hatte. Sie alle zeigten eine einzige Person. Jutta, Kurts erste und einzige Liebe, die viel zu früh und völlig sinnlos ums Leben gekommen war.

»Was tust du da?«, fragte Milan und trat näher. Zu seinem Erstaunen standen seinem Vater die Tränen in den Augen. In der ersten Schrecksekunde dachte er,

er hätte den Todestag seiner Mutter vergessen, aber der jährte sich erst wieder im Sommer – zum fünfzehnten Mal schon.

*Was für eine Ironie.*

Alle hatten erwartet, dass es Kurtchen als Ersten erwischte. Osteoporose, Schilddrüsenunterfunktion, Fettleber, Wirbelsäulenverkrümmung, Bluthochdruck ... Die Liste seiner Krankheiten und Risikofaktoren war schon in den mittleren Jahren länger gewesen als der Einkaufszettel einer Großfamilie.

Jutta hatte nahezu hellsichtige Qualitäten bewiesen, als sie Milan zur Seite nahm und ihm mit einer Mischung aus Heiterkeit und Sorge in der Stimme sagte: »Sollte ich früher gehen, dann pass auf deinen Vater auf. Noch ist er wie ein solide gebautes Haus. Etwas schlicht vielleicht, aber verlässlich und gemütlich. Doch als alter Zausel wird er sich nicht allein um sich kümmern können, und dann mag es sein, dass im Winter die Heizung ausfällt. Oder ...«, er sah das schelmische Zwinkern immer noch vor sich, mit dem seine Mutter den Scherz vorbereitet hatte, »... oder dass es bei ihm durchs Dach regnet, was es bei dem Verrückten ja heute schon hin und wieder tut.«

Als es dann viele Jahre nach ihrem Tod tatsächlich so weit war, dass Kurt immer größere Probleme hatte, den Alltag allein zu meistern, hatte er zu Milans Erleichterung eingewilligt, sich in die Obhut von erfahrenem Pflegepersonal zu begeben, das im Falle des Falles nur zwei Zimmer entfernt auf ihn wartete. So würde er am Ende zumindest nicht das Schicksal seiner großen Liebe teilen, für die damals jede Hilfe zu spät gekommen war.

*Damals.*

Es war ein außergewöhnlich kühler Sommertag auf Rügen gewesen. Jutta hatte sich irgendetwas eingefangen und vergessen, das Kaminfeuer zu löschen, bevor sie einen Erkältungstrank zu sich nahm und sich hinlegte.

Als Kurt von der Spätschicht nach Hause kam, hatte der Funkenflug aus dem Kamin bereits auf das gesamte Wohnzimmer übergegriffen und war von dort aus nach oben gewandert. Die Feuerwehr war bereits alarmiert, vermutlich von einem Nachbarn, der jedoch seinen Namen nicht genannt hatte. Sie konnten nur

noch Milan aus den Flammen retten, der mit einer schweren Rauchvergiftung und einem Schädelbruch ins Krankenhaus kam. Er hatte im Qualm die Orientierung verloren und war die Kellertreppe hinuntergestürzt. Bei der Versorgung der Kopfverletzung gab es Komplikationen, die zu mehreren Operationen und einem langen Klinikaufenthalt führten. Als er nach Wochen endlich entlassen wurde, brachen sie noch am selben Tag mit dem Umzugswagen nach Berlin auf. Die Frau tot, das Haus abgebrannt ... Es hatte nichts mehr gegeben, was Kurt noch auf Rügen gehalten hätte. Und er war, ebenso wie Milan, niemals dorthin zurückgekehrt.

»Sie haben mir meinen *Playboy* weggenommen. Also hab ich nach einer anderen Onanie-Vorlage gesucht«, versuchte sein Vater von seinem emotionalen Ausbruch abzulenken, während er sich eine letzte Träne von der Wange rieb. Als Jutta noch lebte, hatte sie ihm für jeden obszönen Kalauer eins auf den Hinterkopf gegeben. Er selbst witzelte, dass das wohl der Grund für seinen Kahlschlag war.

»Wieso hast du geweint?«, fragte Milan.

»Das sind Freudentränen, dich zu sehen, Junge.«

»Wieso, Papa?«

»Wirklich. Im Ernst. Ich hab mir Sorgen gemacht. Du hast vorhin mitten im Satz aufgelegt. Ich dachte, dir sei etwas zugestoßen.«

Er zog die Nase hoch, und das schlechte Gewissen klopfte bei Milan mit der Brechstange an.

»Mensch, Papa. Wieso hast du mich nicht angerufen?«

Kurt lächelte verlegen. »Ich wollte dich nicht stören. Ich ... ich hab mich eh zu sehr in dein Leben eingemischt, weißt du. Vorhin, als ich sagte, du müsstest Andra die Wahrheit sagen. Dazu habe ich kein Recht.«

Sein Vater stand auf, vorsichtig bemüht, dabei keines der Fotos zu berühren. Er zögerte einen Moment, entschied sich dann aber doch dazu, seinen Sohn zu umarmen. »Mann, bin ich froh, dass es dir gut geht.«

Milan schluckte schwer.

Das war es also. Sein alter Herr hatte Angst gehabt, auch noch seinen Sohn zu verlieren.

Räuspernd löste sich sein Vater von ihm. »So, nachdem ich unter Beweis gestellt habe, was für ein sentimentaler Trottel ich bin, stellt sich nur noch die Frage: Wieso überfällst du mich so spät noch? Wenn es Schnaps ist, muss ich dich enttäuschen, der ist leider alle.«

Sie setzten sich. Milan auf die Couch, sein Vater fand in seinem Lieblingssessel Platz, einem karierten Ungetüm mit farblich passender Fußbank davor.

»Ich muss etwas von dir wissen, Papa. Und ich bitte dich, ehrlich zu mir zu sein.«

»Nur zu.«

»Woran erinnert dich das?«

Milan reichte ihm das Foto des entführten Mädchens, das er in der Villa gefunden hatte.

»Wer ist das?«

»Schau dir die Rückseite an.«

Kurt zog skeptisch die Mundwinkel nach unten, tat aber, was Milan wünschte.

»Zoe, Sommer am See?«, las er vor.

»Es geht um das, was darunter steht.«

Kurts Augen wurden groß. »Ach du Scheiße. Woher hast du das?«

Milan zuckte mit den Achseln. Wo sollte er nur beginnen?

»Ich hab das Mädchen heute zum ersten Mal gesehen. Sie wurde entführt.«

Jetzt drohten die Augen seines Vaters aus den Höhlen zu springen. »Was sagst du da, Junge?«

Milan gab ihm einen kurzen Abriss der mysteriösen Erlebnisse, angefangen von dem Zettel an der Scheibe bis zu dem Erpresseranruf in der Villa.

»Er fordert was?«

Kurts Körper erinnerte Milan jetzt an eine Feder, die komplett unter

Spannung stand. Noch eine weitere Enthüllung, und sein Vater würde aufspringen.

»162366 Euro und 42 Cent.«

Milan hatte das Gefühl, dass sein Vater noch bleicher wurde, als er diese absurd hohe, absurd krumme Summe hörte.

»Für ein Mädchen, das du gar nicht kennst?«

»So ist es.«

Kurt warf wieder einen Blick auf die Vorderseite des Fotos. »Wie alt ist die Aufnahme?«

»Nicht älter als zwei Jahre«, schätzte Milan. Eher neueren Datums, wenn er das Bild des Mädchens im Auto richtig im Kopf hatte.

»Aber wie kann das sein?«

»Du siehst es also auch?« Milan beugte sich zu seinem Vater.

Der nickte. Seine Lippen zitterten, bevor er Milan fragte: »Das ist eure Geheimsprache von damals, richtig?«

K15A12W2B1-2W18B1A13W61

Milan musste an seine erste Liebe denken. An Yvonne, das blonde Mädchen aus Binz, das jedem klassischen Schönheitsideal widersprach und dennoch eine Anziehungskraft hatte, die mit ihrer flippigen Verschobenheit einherzugehen schien. Ungeschminkt, ungestylt, unvoreilhaft gekleidet, ganz anders als die anderen, die »herkömmlichen« Mädchen in seiner Klasse, die versuchten, mit engen Jeans und weitem Ausschnitt die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Sie war kleiner als die anderen und stach doch selbst auf einem überfüllten Schulhof für ihn aus der Menge heraus. Es waren vor allem ihre Augen, die ihn anzogen. Ihre großen, klugen, Kap-Arkona-türkiswasserfarbenen Augen, deren Blick bei jeder Begegnung den Eindruck vermittelte, sie würde ihn zum allerersten Mal sehen und immer wieder etwas Neues an ihm entdecken. Noch Jahre später, als ihn einmal der Geschmack eines Kaugummis um Lichtjahre zurück in die Vergangenheit warf und ihn an ihr wildes Rumgeknutsche im Strandkorb erinnerte, fragte er sich, weshalb er dieser Außenseiterin so hoffnungslos

verfallen gewesen war. Vielleicht, weil Yvonne zu der seltenen Spezies von Menschen gezählt hatte, die sich nicht dadurch definierten, was die Welt in ihnen sah. Sondern wie sie selbst die Welt betrachteten. Und die war voller Geheimnisse und Rätsel, die es zu erkennen oder selbst zu erschaffen galt.

*Wie den Code.*

»Yvonne und meine Geheimsprache. Ganz genau.«

»Aber wie kann das sein?«, wiederholte sich sein Vater und stellte damit die Frage, die Milan im Kopf herumspukte, seit er das Foto in der Villa gefunden hatte:

*Wie kann es sein, dass ein entführtes Kind versucht, mit mir in einer Geheimsprache zu kommunizieren? Einer Geheimsprache, die sich meine erste große Liebe ausgedacht hat? Und die sich nur mithilfe eines Buches entschlüsseln lässt, das ich vor vielen Jahren, Hunderte Kilometer von Berlin entfernt, aus der Bibliothek einer Schule auf Rügen geklaut habe?*

## 17.

### Andra

Wie hat er reagiert?«

»Nicht ganz so, wie ich es erwartet hätte.«

Andra biss sich auf die Unterlippe, und ihr Blick wanderte über den leeren Schreibtisch, hinter dem Lampert saß. Keine Unterlagen, Abrechnungen, Bücher. Nicht einmal Stifte. Sie hatte den Geschäftsführer noch nie an dem Tisch etwas arbeiten sehen. Wie schon bei ihrem Einstellungsgespräch stand lediglich ein einsamer Fotorahmen mit dem Bild seiner verstorbenen Frau darauf, dem Lampert hin und wieder einen traurigen Blick schenkte.

Wie immer, wenn sie den Chef hier unten besuchte, hatte sie das verstörende Gefühl, als veränderte das Souterrainbüro ihn physisch. Dabei war das Zimmer schlicht und völlig unspektakulär eingerichtet, mit zweckmäßigen Funktionsmöbeln. Brauner Schreibtisch, schwarzer Sessel, passende Couchgarnitur. Nur eine gerahmte Von-Hassel-Fotografie an der Wand, die bronzestichige Außenaufnahme eines Diners in Los Angeles, fiel auf. Das Foto und Lampert selbst, den in seinem Reich wohl niemand »Hulk« genannt hätte. Auch Milan nicht, obwohl dieser Spitzname hier unten kaum noch ironisch aufgefasst worden wäre. Denn hinter seinem Baumarkt-Schreibtisch wirkte Lampert in der Tat wie verwandelt und alles andere als klein und dürr. Sein grünes Hemd schlackerte ihm zwar noch immer um die sperrigen Schulterknochen, und dennoch war es, als wäre er gewachsen und kräftiger geworden. Hatte man im Restaurantbereich oft das Gefühl, neben einem Kind zu stehen, strahlte er hier unten eine Präsenz und Autorität aus, die andere Chefs

mit goldgeränderten Visitenkarten, Empfangssekretärinnen und einem Eckbüro mit Ausblick über das Brandenburger Tor nicht erreichten.

»Ich meine, Milan war natürlich verstört«, ergänzte Andra. Sie musste blinzeln. Obwohl Lampert sich ihr zuliebe keine Zigarette angesteckt hatte, meinte sie, den Rauch der letzten Glimmstängel noch in den Augen zu spüren.

»Aber nicht so sehr wegen des Professors.«

»Sondern?«

Lampert lächelte ihr aufmunternd zu, was die Sache nicht besser machte. Er konnte noch so freundlich sein, hier unten, in seinem Reich, fühlte sie sich stets wie die kleine Schulchaotin, die mal wieder zum Direktor gerufen worden war. Vermutlich lag das an ihrer ersten Begegnung in diesem Zimmer. Damals hatte er ihr den Vorschlag gemacht, wie sie ihre Schuld begleichen konnte.

»Es ist etwas passiert. Etwas, das wir nicht vorhergesehen haben.«

Sie erzählte Lampert von dem Vorfall mit dem Mädchen im Auto und dem Besuch in der leeren Villa.

»Und du willst der Sache nachgehen?«, fragte Lampert ungewohnt redselig. Eine weitere Veränderung. Außerhalb seines Büros erlebte man kaum, dass er einen ganzen Satz sprach, geschweige denn eine Unterhaltung führte.

»Du weißt, ich hatte immer meine Zweifel, ob Milan der richtige Kandidat ist«, stellte er fest. Er rieb sich das schlecht rasierte Kinn.

Andra nickte. Sie hatte Milan ausgesucht. Sie hatte sich für ihn eingesetzt. Und als sie etwas mit ihm angefangen hatte, hatte sie die Regeln gebrochen.

»Wir sind nun schon seit Ewigkeiten an ihm dran. Was, wenn alles außer Kontrolle gerät?«

»Das wird es nicht.« Doch so zuversichtlich war sie längst nicht mehr.

Lampert musterte sie intensiv. Dann beugte er sich zu seinem Safe, der in den Schreibtisch eingelassen war, wie Andra wusste. »Wie ist der Plan?«

»Keine Ahnung. Ich soll ihn bei seinem Vater abholen.«

Lampert seufzte. »Also gut. Du hast drei Tage. Bleib an Milan dran. Ich pass derweil auf deine Tochter auf.«

Er entnahm dem Safe ein Geldbündel, ein neues, vermutlich nur schwer zu verfolgendes Prepaidhandy und eine Pistole.

»Hier.«

Andra steckte alles ein, ohne weitere Fragen zu stellen. Auch die Waffe mit dem silbern glänzenden Lauf. Sie wusste, wie sie funktionierte, falls es hart auf hart kommen sollte.

Wonach es sich verdammt noch mal anfühlte.

»Ach, und noch was«, sagte Lampert, als sie alles in ihrem Rucksack verstaut hatte. Er schob ihr die Pillenpackung hin. *Das Geschenk*, das der Alte mitgebracht und das Milan vorhin in den Müll geschmissen hatte.

»Sorg dafür, dass er täglich eine davon nimmt!«

## 18.

### Milan

Milan öffnete die Hutschachtel, deren samtbezogene Oberfläche in den Jahren im Kleiderschrank, wo Kurt sie verwahrt hatte, noch blasser und rissiger geworden war. Fast so wie die Haut seines Vaters über dessen Handrücken.

Als Milan den Deckel löste, roch er sofort den Rauch. Die Flammen hatten Kurts Arbeitszimmer verschont, der Qualm aber hatte sich in jeder Ritze festgesetzt und hing noch heute in den Gegenständen, die sie beim Umzug nach Berlin mitgenommen hatten.

Als Erstes fiel Milan ein Kranz aus bemalten Tannenzapfen auf, der die Zeichenblätter darunter beschwerte.

Seine Eltern hatten über die Jahre hinweg diesen Hutkarton mit Andenken an Milans Kindheit gefüllt. Winzige Babyschühchen, die ersten Krakelbilder, Schwimmbadabzeichen, Sportpokale, Fotos, Einladungen zum Kindergeburtstag, die Kasette mit den verlorenen Milchzähnen. Er hielt kurz inne, als er auf eine handgemalte Postkarte stieß, die er seinem Opa Wilhelm aus dem Ferienlager geschickt hatte. Ohne Text, nur ein Strichmännchen, das ziemlich übellaunig auf einen Hügel glotzte, womit Milan zum Ausdruck hatte bringen wollen, wie sehr er die Wanderungen mit der Grundschulklasse hasste.

Er hatte damals keine Adresse von Willy gehabt, und Kurt, der immer darum bemüht war, den Kontakt zwischen Enkel und Großvater auf ein Minimum zu beschränken, hatte sie nicht weitergeleitet. »Er ist ein Psychopath erster Güte«, hatte Kurt Milan in einem der seltenen Momente anvertraut, in denen er über seinen Vater redete. »Er hat täglich meine Hausaufgaben kontrolliert. Wenn ich

auch nur einen Fehler gemacht habe, hat er mir etwas weggenommen, um es zu zerstören. Süßigkeiten oder ein Spielzeug. Einmal, als ich mit einer Fünf in Mathe nach Hause kam, hat er sich meinen Hasen aus dem Stall geschnappt und ihm das Genick gebrochen.«

Milan hatte diese Schauergeschichten nicht glauben können. Denn bei den seltenen Familientreffen, meistens um Weihnachten herum, hatte er Willy stets als liebenswürdigen, verständnisvollen Opa erlebt, der ihm durchs Haar fuhr, ihn an sich drückte und ihm unter den finsternen Mienen seiner Eltern zum Abschied mit eierlikörgeschwängertem Atem ins Ohr flüsterte: »Lass dich nicht unterkriegen. Wir sind aus demselben Holz geschnitzt.«

Er legte die Karte weg, die Willy bis zu seinem Tod nie zu Gesicht bekommen hatte, und konzentrierte sich auf das, weswegen er gekommen war.

*Auf das Buch!*

»Du hast es aufgehoben«, stellte Milan zufrieden fest. Es steckte hochkant an der Seite, eingewickelt in Küchenpapier. Er legte es auf den Esstisch, an den sie sich gesetzt hatten.

Vorsichtig zeichnete Milan die erhabenen Buchstaben nach, die auf dem grauen, bildlosen Einband prangten.

»Das Geschenk«, las sein Vater, auch wenn Milan den Titel natürlich kannte. Yvonne hatte ihm oft daraus vorgelesen. Er konnte sogar noch den Rückseitentext auswendig:

*»Das spannende Abenteuer zweier Kinder, die eine Geheimsprache erfinden. Denn niemand soll erfahren, mit welcher mysteriösen Talenten sie gesegnet sind.«*

»Hieß das Mädchen in dem Buch nicht auch Zoe?«

Milan nickte. Aus diesem Grund hatte er auf den Namen des entführten Mädchens, der auf der Rückseite des Fotos stand, so heftig reagiert. Im Buch hatte die Hauptfigur sich selbst so genannt, weil sie ihren eigentlichen Namen hasste und die sich aus dem Altgriechischen ableitende Bedeutung von Zoe so schön fand: »Die einfache Tatsache des Lebens, welche allen Lebewesen gemein ist.«

Yvonne und er hatten oft darüber gesprochen, was diese Tatsache sein könnte. Und während Yvonne für Liebe plädiert hatte, war er sich nicht sicher gewesen, ob nicht das genaue Gegenteil alle menschlichen Seelen miteinander verband.

K15A12W2B1-2W18B1A13W61, fragte Milans Vater und schlug die Seite 76 auf, nachdem er sich mit einem Blick auf das Foto mit dem Mädchen am See noch einmal vergewissert hatte.

Der Schlüssel des Codes war ganz einfach; selbst für einen Analphabeten wie Milan, der, wenn auch nur mit großer Mühe, einzelne Buchstaben und Zahlen unterscheiden konnte. K war das Kapitel, A stand für Absatz, W für das Wort im jeweiligen Absatz und B für den (oder die) Buchstaben im angegebenen Wort. Die Zahlen besagten, wie viele Absätze, Wörter oder Buchstaben man jeweils abzählen musste.

Kurt nickte, während er mit einem Bleistift auf einem Notizblock die ersten Buchstaben notierte, die den Chiffren auf dem Foto entsprachen.

**J**

**A**

»Du und Yvonne, ihr habt das Buch nachgespielt. Das war so niedlich.«

»Nicht das ganze Buch. Wir haben nur den Code daraus benutzt.«

Es war Yvones Idee gewesen, und Milan hatte sich natürlich nicht getraut, ihr zu sagen, dass ein Buch so ziemlich der sinnloseste Gegenstand in seinem Besitz sein würde. Doch seine Freundin hatte sich in die Idee verliebt, dass sie beide mit einer identischen Ausgabe dieses Abenteuerromans den Schlüssel zu ihren geheimen Liebesbotschaften in Händen hielten. Denn so hatten sich die jungen Helden in »Das Geschenk« verständigt. Also hatte Milan das Buch aus der Schulbibliothek entwendet und wäre dabei beinahe von seiner Klassenlehrerin erwischt worden.

»Wann immer Yvonne dir in der Schule einen chiffrierten Zettel unter der Bank zugesteckt hat, konntest du es gar nicht erwarten, nach Hause zu kommen.

Deine Mutter hat dir dann geholfen, die Nachrichten zu entschlüsseln.«

Milan sah auf. »War es so, Papa?«

Kurt hielt in seinen Notizen inne. So wie es aussah, hatte er bereits vier Zeichen des möglichen Codes entschlüsselt. Ob sie einen Sinn ergaben, konnte Milan nicht sagen.

»Wie meinst du das?«

»Ich kann mich nicht daran erinnern, Papa. Ich weiß nur noch, wie ich Stunden mit diesem Buch zugebracht habe. Aber ...«

»Aber was?«

»Konnte ich lesen?«

Sein Vater kniff die Augen zusammen und musterte ihn über den Rand einer imaginären Lesebrille.

»Gab es eine Zeit, zu der ich das konnte?«

Wenn er an früher dachte, an die Zeit auf Rügen, war es so, als starrte er in seiner Erinnerung auf eine Raufasertapete. Nach einiger Zeit schälten sich Grafiken, Formen und Symbole aus dem Zufallsmuster. Bilder, die man nur mit einer gehörigen Portion Fantasie erkennen konnte und die schon bei der geringsten Kopfbewegung aus dem Bewusstsein gewischt wurden. Szenen, bei denen man sich nach kurzer Zeit nicht mehr sicher war, ob man sie überhaupt jemals gesehen hatte.

Milan wusste nicht, ob er sich wirklich daran erinnerte, einmal mehr als nur einzelne Wörter und Buchstaben erkannt zu haben. Es blieb ein diffuses Gefühl.

»Konnte ich lesen?«, wiederholte er mit Nachdruck.

Sein Vater schüttelte den Kopf. »Nein. Jedenfalls nicht richtig.«

»Was soll das heißen?«

»Du hattest schon immer eine Leseschwäche. Du brauchtest Stunden, um die Bedeutung eines Satzes zu entziffern. Nach dem Unfall wurde es dann schlimmer.«

*Um nicht zu sagen aussichtslos.* Milan griff sich an den Kopf, an die Stelle, an der er immer noch die Beule spürte, die er Andra zu verdanken hatte.

»Ich hatte heute Nachmittag Besuch im Restaurant. Ich vermute, es war der Mann, der sich bei dir nach mir erkundigt hat.«

»Was wollte er?«

»Er hat mir eine Pillendose gegeben und behauptet, wenn ich täglich eine Tablette nähme, könnte ich *wieder* lesen.«

»Also ein Spinner.«

»Ein Spinner, der weiß, dass ich Analphabet bin.«

Kurt zuckte mit den dürren Schultern. »Das kann ich mir ebenso wenig erklären wie die Geschichte von der Entführung. Meinst du, das hängt zusammen?«

»Keine Ahnung. Aber bitte beantworte meine Frage, Papa.«

Kurt seufzte und legte seinen Stift weg. »Nein. Du konntest noch nie wirklich lesen. Deine Mutter und ich haben uns große Vorwürfe gemacht, dass wir dich nicht schon früher haben untersuchen lassen. Wir hätten hellhörig werden sollen, als deine Erzieherin in der Kita meinte, wir sollten mit dir mal zum Augenarzt gehen, weil du Schwierigkeiten mit den Buchstaben hast.« Sein Vater lachte freudlos. »Hättest du dich uns nicht in der fünften Klasse anvertraut, hätten wir es selbst nicht bemerkt. Du hattest dich ja bis dahin erfolgreich durchgemogelt.«

Milan nickte. Er war schon damals ein Hochstapler gewesen. Seinen Freunden hatte er Geld gegeben, damit die für ihn die Hausaufgaben erledigten. Schriftliche Klassenarbeiten gingen natürlich gar nicht, aber selbst wenn er in einem Fach schriftlich auf sechs und mündlich auf zwei stand, rettete er sich mit einer Vier noch über die Runden.

»Also nein, du konntest noch nie richtig lesen, Junge. Und ich fürchte, es gibt keine Wundermedizin, die das ändern kann. Nicht einmal deine eigene Willensstärke, leider.«

*Alexie.*

So lautete die Diagnose der Neurologen nach endlosen Blut-, Seh- und Gehirnschans, die sie nach dem Umzug in der Berliner Charité gemacht hatten. Sein Kopf war falsch verdrahtet. Den verschiedenen Sprachzentren fehlte eine

biochemische Brücke. Wie sehr er sich auch anstrenge, bis auf wenige Ausnahmen würde er es niemals lernen können, in Wörtern und Sätzen mehr als eine sinnlose Anhäufung von Buchstabenklumpen zu sehen.

*Und dennoch.*

»Manchmal habe ich einen komischen Traum, Papa. Ich bin wieder ein Kind. Ich stehe auf dem Flur unseres Häuschens auf Rügen, und da ist überall Rauch.«

»Oh nein«, sagte sein Vater, der sich wieder an die Entschlüsselung des Codes gemacht hatte und durch die Seiten des Buches blätterte.

»Und vor meinem Zimmer steht jemand. Ich kann nicht sehen, wer. Aber die Gestalt entschuldigt sich bei mir. Und sie weint. Und weißt du, was das Merkwürdigste ist, was mich immer schreiend aufwachen lässt? Es ist nicht der Schmerz der Flammen, der Rauch in der Lunge oder die Angst vor der Kellertreppe, die ich hinunterfalle, als es um mich herum unerträglich heiß wird. Ich sehe das T-Shirt der Gestalt. Und ich kann *lesen*, was darauf steht.«

»Was steht da?«, fragte Kurt, ohne von dem Buch aufzusehen.

»Das ändert sich von Traum zu Traum. Mal nur ein Wort, mal ein ganzer Satz wie: ›*Es tut mir leid.*‹ Oder: ›*Ich hab das nicht gewollt.*‹« Milan musste sich räuspern. »Aber verstehst du nicht? Es sind nicht die T-Shirt-Texte. Es ist die Tatsache, dass ich in meinen Träumen *lesen* kann.«

Kurt hob den Kopf und sah Milan an. Um seine Augen hatte sich ein trauriger Schatten gelegt. »Das ist unmöglich.«

»Ich weiß.«

Sein Vater schüttelte den Kopf. »Ich rede hiervon.«

Er tippte auf das Blatt Papier, auf dem jetzt sieben Buchstaben untereinanderstanden. Kurt war fertig.

»Was steht da?«

Mit brüchiger Stimme sagte sein Vater ihm, was er anhand der Buchstaben- und Zahlenfolge auf dem Foto mithilfe des Buches entschlüsselt hatte. Es war ein einziges Wort.

Milan sog die Luft ein und hielt sie für einen Moment in den Lungen, dann

sagte er: »Womit bewiesen ist, dass es wirklich der Code ist.«

Kurt nickte. Der Zettel in seiner Hand zitterte. »Aber die Botschaft, Junge. Das ist unheimlich. Sehr unheimlich.«

»Ich weiß.«

»Wenn ich du wäre, würde ich sie ignorieren. Da geht etwas nicht mit rechten Dingen zu.«

»Allerdings«, stimmte Milan ihm zu.

*Erst das Mädchen mit dem Hilferuf im Auto. Dann die leere Villa. Der Erpresser. Die aberwitzige Summe Lösegeld. Und jetzt diese Nachricht. Entschlüsselt mit einem uralten Kindercode.*

»Aber du wirst nicht auf deinen alten Herrn hören, richtig? Du wirst dich auf den Weg machen, oder?«

Milan sah seinem Vater in die alterstrüben Augen, dann stand er auf, drückte ihn an sich und gab ihm zum Abschied einen Kuss auf die Stirn.

Kurt seufzte traurig.

»Dann nimm wenigstens das hier mit, Junge.« Er nestelte seine Brieftasche aus der Hosentasche und drückte sie Milan zum Abschied in die Hand.

»Ich hab Geld«, wollte er widersprechen, aber sein Vater duldet es nicht, dass er ihm das Portemonnaie zurückgab.

»Ist eh kaum was drin. Betrachte es mehr als Glücksbringer. Dort, wo du hingehst, kannst du Glück sicher gut gebrauchen.«

## 19.

Jasmund?«

»Ja.«

»Das hast du mit dieser Schwarte entschlüsselt?« Sie zeigte auf das Buch in Milans Schoß.

»So ist es.«

»Hm.«

Andra stellte die Sitzheizung für ihn auf höchste Stufe. In ihrem Mini, in dem sie vor dem Heim auf ihn gewartet hatte, war es mollig warm, aber sie schien zu spüren, dass Milan noch fröstelte.

»Und? Kennst du jemanden, der Jasmund heißt?«, fragte sie.

»Nicht *jemanden*. Sondern *etwas*. Eine Halbinsel.«

Sie fuhren Richtung Spinner-Brücke zur Avus. Es hatte aufgehört zu regnen, doch der Wind rüttelte weiter an ihrem Kleinwagen.

»Wo soll die sein?«

»Im Nordosten von Rügen. Ein Naturschutzgebiet. Es ist wunderschön da.«  
*Eigentlich.*

Die meisten Menschen dachten bei dem Namen Jasmund an die weltberühmten Kreidefelsen, die in karibikklares Türkiswasser abfielen, an dichte Buchenwälder um den mystischen Herthasee, an Sümpfe, Moore und Wiesen und was sonst noch alles diese zum Weltkulturerbe erhobene Landschaft definierte.

Bei Milan gesellten sich zu diesen Bildern noch seine Erinnerungen an Feuer, Rauch und Schmerz.

*Und Tod.*

»Wir lebten dort bis kurz vor meinem fünfzehnten Geburtstag. In einem winzigen Häuschen in Lohme, nur einen Steinwurf von meiner Schule entfernt. Die Arkona-Gesamt. Sie lag nah an den Felsen, weswegen sie Klippschule genannt wurde.«

»Und da willst du jetzt hin? Nach Jasmund?« Sie seufzte, als wäre ihr gerade ein tragischer Zusammenhang klar geworden. »Das entführte Mädchen ist kein Zufall. Es hat etwas mit dir zu tun. Und du willst jetzt nach Rügen, um sie zu suchen?«

Er nickte.

»Wie lange fährt man denn da?«

Milan deutete auf das Navi und entschloss sich, auf keine ihrer Fragen zu antworten. Stattdessen war es endlich an der Zeit, etwas klarzustellen. »Ich muss dir was sagen.«

Andra schenkte ihm einen Seitenblick. »Ich weiß.«

»Nein. Du weißt nicht, dass ich ...« Er stockte und nahm erneut Anlauf. »Ich bin ein ...«

»... Analphabet?«

Verblüfft drehte er sich zu ihr, so weit es ihm in der Enge des Fahrzeugs möglich war. »Woher ...?«

Sie tätschelte ihm lächelnd das Knie. »Na, wer sagt's denn? Hat sich die Paartherapie bei Frau Rosenfels heute doch gelohnt. Danke, dass du endlich ehrlich zu mir sein willst.«

Andra trat hörbar das Gaspedal bis zum Anschlag durch und schoss mit deutlich mehr als hundert Sachen auf die Stadtautobahn.

»Aber ... wie ... wie hast du es herausgefunden?«

Ein jahrelang in ihm aufgetauter Druck löste sich, das damit verbundene Gefühl war keine Erleichterung. Jedenfalls nicht sofort. Es war eher wie eine Nachwehe, ein überwältigendes Schmerzecho, das ihm die Tränen in die Augen trieb. Erst nach einer Weile, die Andra ihm offenbar ließ, um sich zu sammeln, fühlte er sich auf eine glücklich entspannte Art zur Ruhe gekommen.

»Ich bitte dich. Die Anzeichen waren überdeutlich«, sagte sie.

*Na wunderbar. So viel zum Thema »Meister der Täuschung«.*

Sein Hochgefühl war im Begriff, sich wieder aufzulösen.

»Weiß es Hulk?«

»Er war es, der mir einen Tipp gegeben hat, weshalb du unsere Gäste porträtierst.«

Milan verschränkte die Arme hinter der Kopfstütze und stöhnte.

»Hey, mach dir keinen Kopf. Er ist selbst Legastheniker. Hulk kennt die Probleme, mit denen du konfrontiert bist. Und es interessiert ihn nicht die Bohne, ob du Analphabet bist oder einen Literaturnobelpreis gewonnen hast. Hauptsache, du machst deine Arbeit.«

»Und was ist mit Günther?«

»Keine Ahnung.«

Sie wechselte, ohne zu blinken, die Spur.

»Mich stört es übrigens auch nicht, falls es dich interessiert.« Sie lächelte.

»Ich finde es viel schlimmer, dass du mir die Frau verschwiegen hast, die dir die Unschuld raubte. Wie, sagtest du vorhin, hieß sie noch mal?«

»Yvonne.« Er hatte Andra von ihr erzählt, nachdem sie ihn abgeholt und er sie über die Bedeutung des Geheimcodes auf der Rückseite des Fotos ins Bild gesetzt hatte.

»Wusste diese Yvonne damals, dass du buchstabenblind bist?«

»Nein.«

»Und wie hast du Romeo ihr dann verschlüsselte Liebesbotschaften schicken können?«

Er zuckte mit den Achseln, während sie einem zu langsam vor ihr fahrenden Kombi Lichthupe gab.

»Einiges habe ich auswendig gelernt. K4A3W1W20A23W17 zum Beispiel heißt ›Ich liebe dich‹.«

»Aber was, wenn sie dir eine konkrete Frage gestellt hat. Wie: Willst du heute mit mir schlafen, mein pubertierender Superhengst?«

»K4A3W1W20A23W17 hätte da auch gepasst«, grinste er und winkte ab.  
»Wir haben nur gefummelt. Weiter ging es nie.«

Noch heute, vierzehn Jahre später, versetzte es ihm einen Stich, wenn er daran dachte, wie sehr er sie begehrt hatte und wie es dennoch nie dazu gekommen war, obwohl Yvonne durchaus aufgeschlossen dafür gewesen schien.

»Gut, dann habt ihr euch eben über Kunst und Kultur ausgetauscht. Ich frage mich nur, wie?«

Milan sah aus dem Seitenfenster zu den S-Bahn-Gleisen neben der Autobahn hinüber und wurde ernst. »Ganz ehrlich? Ich weiß es nicht. Ich glaube, meine Mutter hat mir geholfen.«

»Was heißt denn hier ›Ich glaube‹?«

Die Bahn schnitt sich parallel neben ihnen Richtung Funkturm durch den Grunewald. Die hell erleuchteten Waggons waren fast leer. Nur vereinzelte Gestalten hatten sich in die einsamen Abteile verirrt; zwischen ihren Silhouetten klafften große Lücken. Nicht anders verhielt es sich mit den Kindheitserinnerungen in Milans Gedächtniszug.

»Du musst dir vorstellen, dass ich mein ganzes Leben lang schauspieler, Andra. Ich mache anderen was vor. Ständig. Ich will nicht für blöd, bekloppt oder behindert gehalten werden. Die meisten können sich nicht vorstellen, was es heißt, nicht in der Schriftwelt zu leben. Dabei ist alles Schriftwelt! Ich konnte in keinem Fußballverein mitmachen, weil man da Anmeldeformulare ausfüllen und Turniertabellen lesen können muss. Ich bin nicht zu Geburtstagen gegangen, weil ich die Adresse auf der Einladung nicht entziffern konnte. Das war schon auf Rügen schwierig, vor meinem Treppensturz. Und in Berlin ging dann gar nichts mehr.«

Er atmete tief ein.

»Ständig Täuschungsmanöver, Legenden, Tricks und Schummeleien. Für jeden bin ich etwas anderes. Ich habe meine Identitäten so oft gewechselt und unangenehme Situationen so oft verdrängt, dass ich gar nicht mehr sagen kann, wer ich wirklich bin. Welche Erinnerung an mein Leben real ist oder nur

ausgedacht.«

»Und wer bist du für mich?«

Er lächelte. »Im Moment Passagier der schönsten Taxifahrerin Berlins.«

Sie verzog den Mund, und er entschuldigte sich dafür, das Unwort »Taxi« in den Mund genommen zu haben. Er hatte längst den Verdacht, dass ihre Abneigung nicht nur mit den Gerüchen in den Autos und Irrfahrten von ortsunkundigen Fahrern zu tun hatte, die ihr zu viel Geld abknöpften, wie sie behauptete. Er befürchtete, dass sie etwas sehr viel Traumatischeres in einem Taxi erlebt hatte.

»Kannst du mich am Hauptbahnhof absetzen?«

»Vergiss es. Ich lass dich doch jetzt nicht alleine.« Sie tippte sich an den Kopf. »Ich hab mir freigenommen – und dich bei Hulk krankgemeldet. Er ist fuchsteufelswild, aber er kommt schon klar. Muss er halt selbst mal ran. Und Louisa schläft bei Cherry.«

Eine Zeit lang fuhren sie stumm auf die Lichter des Funkturms zu.

»Wieso tust du das für mich?«, fragte Milan dankbar.

Andra schenkte ihm ein weiteres herzerwärmendes Lächeln. »Unsere Therapeutin sagt, dass man bei Problemen die Nähe des Partners suchen sollte. Außerdem, wie willst du weitere Botschaften ohne mich entschlüsseln? Apropos. Eins verstehe ich nicht.«

»Nur eins?«

Sie passierten die Avus-Tribünen und fuhren weiter Richtung Norden.

»Kannst du mir erklären, weshalb der erste Hilferuf von Zoe im Klartext, die zweite Botschaft aber verschlüsselt war?«

Er überlegte. »Dieser Jakob meinte, sie seien ziellos durch die Gegend gefahren. Es hätte mich zufällig erwischt, weil ich der Einzige war, der auf den Zettel reagiert hat.«

»Also haben er und seine Partnerin das Mädchen gezwungen, den Zettel an das Fenster zu halten?«

»Anscheinend.«

»Die Nachricht auf dem Foto in der Villa aber hat Zoe dann heimlich selbst versteckt?« Andra gab sich selbst die Antwort mit einem Kopfschütteln, das ihre Haare durcheinanderbrachte. »Ne. Das passt nicht mit der These zusammen, dass du ein Zufallskandidat für die Erpressung bist.«

Milan nickte, auch wenn ihm die Konsequenz dieser Überlegungen nicht gefiel.

»Die Frage lautet also: Woher kennt das Mädchen den Code?«, murmelte er und schaltete die Sitzheizung aus. Endlich war ihm warm geworden.

*Und wieso trägt sie den Vornamen der Heldin aus dem Buch?*

Auch das konnte kein Zufall sein. Oder doch? In den angelsächsischen Ländern und Griechenland war er immerhin sehr verbreitet.

»Wo lebt Yvonne heute?«, wollte Andra wissen.

»Ich habe keine Ahnung.«

Nach ihrem Umzug nach Berlin hatte Milan jeglichen Kontakt zu seiner Vergangenheit abgebrochen. Im Grunde hatte das tödliche Feuer im Wohnzimmer sämtliche Brücken zu seiner Kindheit zerstört.

In der Nacht, in der seine Mutter starb, hatte es Milan beinahe noch zur Tür hinausgeschafft, doch dann hatte er im dichten Qualm die Kellertreppe mit dem Ausgang verwechselt. Er war die steinerne Treppe hinuntergestürzt, wo ihn die Feuerwehrleute mit gebrochenem Schädel bewusstlos aufgefunden und aus dem Haus geschafft hatten. Zweimal hatten sie ihn am Kopf operieren müssen. Ein Wunder, dass nach Andras »Begrüßung« im Diner die alten Wunden unter ihrem Baseballschläger nicht wieder aufgeplatzt waren, aber er hatte wohl wieder einmal mehr Glück als Verstand gehabt.

»Wer kannte sonst noch euren Code?«, fragte Andra weiter.

»Ich hab es damals meiner Mutter erzählt. Und die meinem Vater. Mit wem Yvonne alles gequatscht hat, weiß ich nicht.«

»Tja, irgendwie muss es diesem Jakob zu Ohren gekommen sein.«

Sie drehte die Heizung herunter und lockerte ihren bunt gefleckten Schal, der ihr danach wie eine Kette um den Hals hing.

»Du meinst also, diese Nachrichten sind gar nicht von Zoe?«

*Der Zettel an der Scheibe. Der Code auf dem Foto.*

»Schwer vorstellbar. Ich glaube eher, sie locken dich in eine Falle, Milan. Das entführte Mädchen ist nur Mittel zum Zweck.«

Sein Handy begann in der Hosentasche zu vibrieren. Milan zog es hervor, und ihm brach der Schweiß aus.

»Zu welchem Zweck?«, fragte er, den Blick starr auf das Display gerichtet.

Er erinnerte sich an das Wortbild. An die Abfolge der Buchstaben.

### **ΥΝΒΕΚΑΝΝΤΕΡ ΤΕΙΛΝΕΗΜΕΡ**

»Genau das gilt es herauszufinden«, hörte er Andra noch sagen. Und als wäre ihre Antwort ein Befehl, nahm er Jakobs Anruf entgegen.

## 20.

### Jakob

Sie gehen beim ersten Klingeln ran. So lob ich mir das.«

Jakob gab Zoe ein Zeichen, still zu bleiben und sich nicht zu bewegen.

Sie saß auf der unteren Hälfte des Etagenbetts an der hinteren Seite des Wohnwagens und lutschte an ihrem verletzten Daumen.

*Das Baby.*

»Was wollen Sie?«, hörte er Milan fragen, eine Spur zu selbstbewusst für seinen Geschmack.

Das graue, blickdichte Plissee, das er nachträglich in das Fenster eingesetzt hatte, ließ am unteren Rand noch einen winzigen Spalt offen, und auch wenn es unmöglich war, von außen dadurch etwas im Inneren zu erkennen, zog er es lieber ganz herunter.

Dann setzte er sich auf die Polsterbank neben der verdreckten Miniaturspüle, aus der das Wasser noch armseliger tröpfelte als in der Klokabine neben dem Einstieg.

»Ich will immer noch die 162366,42 Euro. Haben Sie das Geld schon organisiert?«

»Können wir mit dem Schwachsinn aufhören?«

*Oho.* Was war passiert? Der Kerl war nicht nur selbstsicherer geworden, sondern regelrecht angriffslustig.

»Ich bin Kellner in einem Diner. Ich verdiene mein Geld mit Burgern und T-Bone-Steaks. Nicht mit Hedgefonds oder Waffengeschäften. Wo also soll ich so viel Cash herbekommen?«

»Müssen Sie nicht, Milan. Sie können das Mädchen auch sterben lassen. Ihre Wahl.«

»Lassen Sie den Scheiß. Wer ist die Kleine? Was hab ich mit ihr zu schaffen? Und kommen Sie mir nicht wieder mit der Zufallsnummer. Wieso wurde ich ausgewählt?«

*Viel zu selbstsicher.*

Jakob sah auf seine Hand, die den Akkubohrer hielt, den er für seinen zweiten Besuch bei Zoe anstelle des Drucklufttackers mitgenommen hatte.

»Wie kommen Sie darauf, dass wir Sie ausgewählt haben, Milan?«

»Ich hab die Nachricht gefunden.«

Ein sensorisches Kribbeln, wie eine elektrische Entladung, überzog Jakobs Rücken.

»Wie war das?«, fragte er etwas beunruhigt, wie er sich eingestehen musste.

»Auf dem Foto von Zoe am See. Es lag neben dem Telefon in der Villa. Was wird hier gespielt?«

*Das wüsste ich auch gerne.*

Jakob sah zu Zoe, und sein Blick verfinsterte sich.

»Was hast du angestellt?«, zischte er.

Er stand auf, ging zu Zoes Bett und griff sich den Rucksack, den sie auf dem Kopfkissen abgestellt hatte. Kurz vor der Abfahrt hatte er ihn nach Handys, Scheren, Nagelfeilen und anderem Zeug durchsucht, was ihnen gefährlich werden könnte. Jetzt schüttete er den Inhalt erneut auf dem brandfleckigen Teppichboden aus.

Den Wohnwagen hatte er vor Tagen schon gefilzt und sämtliches Besteck, Gasflaschen, Seile, Streichhölzer, Radio, Taschenlampen und sogar die Haushaltsreiniger entfernt. Und auch Zoes Tascheninhalt, den er mit dem Fuß auf dem Boden verteilte, gab weder für einen Fluchtversuch noch für einen Hilferuf etwas her. Kein Handy, Gameboy oder Fitnessarmband. Nur ein Stummelbleistift, Kajal, ein Kamm, Kleingeld, eine Monatsmarke, ihr pinkfarbenes Portemonnaie mit den Glitzersteinen und dieses alte Buch, in dem

sie Tag und Nacht blätterte. »Das Geschenk« – was für ein langweiliger Titel. Aber wenn Zoe darin las, war sie wenigstens ruhig, und ein Buch konnte ja kaum zur Waffe werden.

Vorsichtshalber nahm Jakob Bleistift und Kajal an sich, öffnete das Portemonnaie und sah bei den Geldscheinen nach.

*Leer.*

»Wo ist es?«, fragte er. Zoe wich vor ihm zurück. Kroch in die hinterste Ecke des Etagenbetts, die Angst hatte sich in ihrem Gesicht festgesetzt. Sie zitterte, schwitzte, aber sie hielt sich noch immer daran, keinen Laut von sich zu geben. Auch wenn sie vermutlich wusste, dass das nichts an den Schmerzen ändern würde, die er ihr gleich zufügte.

Jakob hatte weiterhin das Handy am Ohr, ignorierte aber Milans Nachfragen, der sich wundern musste, wieso sein Erpresser auf einmal mit einer anderen Person flüsterte, anstatt mit ihm zu reden.

»Wo ist das Foto?«, fragte Jakob, so wütend wie lange nicht mehr.

Es war Zoes Glücksbringer. Ihr Talisman. Sie bewahrte es im Geldscheinfach auf, geschützt von einer zurechtgeschnittenen Klarsichthülle. Und jetzt war es weg.

*Der verdammte Hurensohn sagt die Wahrheit.*

Zoe hatte sie verarscht, da konnte sie noch so sehr den blonden Kopf schütteln. Sie hatte die ganze Aktion in Gefahr gebracht.

*Und das muss bestraft werden.*

Zu gerne hätte er gewusst, was das Luder Milan für eine Nachricht auf dem Foto hinterlassen hatte, aber damit würde er eingestehen, dass ihm die Dinge entglitten waren.

Jakobs Faust schloss sich wütend um die Bohrmaschine.

»Okay, Milan. Sie zweifeln daran, dass wir es ernst meinen?«, fragte er und packte Zoe bei den Füßen. Er zog so fest, dass sie kaum aufschreien konnte, so schnell hatte er sie vom Bett auf den Boden gezerrt.

»Sie glauben, wir albern hier nur rum?«

Er riss Zoe an den Haaren zu sich nach oben und schlug ihr den Bohrer ins Gesicht, sodass sie für einen Moment benommen und wehrlos war. Dabei ließ er die Spitze auf geringer Geschwindigkeit rotieren.

»Schön, dann tun Sie mir doch bitte einen Gefallen und fahren zum Rastplatz Eldetal Ost. Das Behindertenklo.«

»Was finde ich da?«, hörte er Milan fragen. Die Stimme nicht mehr so selbstsicher wie zu Beginn des Gesprächs.

»Einen weiteren Hinweis.« Jakob lächelte, schaltete den Bohrer drei Stufen höher und legte mitten in Zoes gurgelnden Schreien auf.

## 21.

### Milan

Was hast du?«

Milan griff an den Gurt, der ihm mit einem Mal viel zu eng am Körper lag, und löste ihn von der Brust.

»Ich glaube, ich habe einen Fehler gemacht«, sagte er tonlos, den Blick auf das tote Handydisplay gerichtet, in dem sich sein müdes Gesicht spiegelte. Ausgezehrt und unrasiert.

»Was hat er gesagt?« Andras Stimme war sanft. Genau das Gegenteil von Jakobs.

»Er klang völlig überrumpelt. So, als hätte er wirklich nichts von der Nachricht gewusst.« Er hob den Kopf, sah zu Andra. »Wenn das stimmt, dann habe ich das Mädchen in große Gefahr gebracht.«

»Das kannst du nicht wissen.«

»Du hast ihn nicht gehört. Du hast *sie* nicht gehört.«

Zoe.

»Doch.« Er sah, wie Andras Finger sich um das Lenkrad verkrampften, als bräuchte es ihren vollen Körpereinsatz, um den Wagen auf der Spur zu halten. »Ich habe ihre Schreie gehört.«

Sie fragte ihn, ob er nach Hause wolle, da erkannte Milan erst, dass sie kurz vor der Ausfahrt Spandauer Damm waren, nur noch eine Viertelstunde von Andras Moabiter Wohnung entfernt.

Er schüttelte den Kopf, und während sie die Ausfahrt passierten, sagte er: »Davor hat Jakob mit ihr geredet. Hat erst geflüstert. Sätze wie ›Was hast du

*angestellt?« und »Wo ist das Foto?«.*

*Mein Gott, er hat es wirklich nicht gewusst.*

Zoe musste die Nachricht heimlich platziert haben.

»Und was jetzt?«

Milan sah auf seine Armbanduhr. 21.44 Uhr. »Wie weit ist es bis zum Rastplatz Eldetal?«

»Bin ich Google Maps?« Andra aktivierte ihr Navigationssystem und tippte die Adresse ein.

*A19, Eldetal Ost.* Laut Computer brauchten sie exakt 79 Minuten.

»Dann ist das wohl unser Ziel«, sagte Milan und schloss für einen Moment die Augen, was ein Fehler war. Die Lichter der Stadt hatten ihn wenigstens etwas abgelenkt. Die Wohnzimmer der Häuser, die ein sadistischer Stadtplaner direkt neben die Autobahn gesetzt hatte und in denen die Flachbildfernseher um die Wette blinkten. Die Rücklichter der Vordermänner und -frauen. Die Reklame für Konzerte in der Mercedes-Benz-Arena, elektrische Zigaretten und andere Dinge, die Milan sich entweder nicht leisten oder nicht gebrauchen konnte. Doch jetzt, in der selbst gewählten Dunkelheit, erzeugten seine umherwirbelnden Gedanken ein fluoreszierendes Licht hinter den geschlossenen Lidern wie Quallen in der Tiefsee.

*Wieso ich?*

*Wer ist das Mädchen?*

*Woher kennt sie den Code?*

*Und was wird ihr gerade angetan?*

»Hier, trink was«, hörte er Andra neben sich. »Du kriegst sonst noch Kopfschmerzen bei der Anspannung.«

Er öffnete die Augen und sah die kleine, silberne Thermoskanne, die sie wer weiß wo hervorgeholt und zwischen die Sitze gesteckt hatte. Der Deckel war bereits aufgeschraubt.

»Was ist das?«

»Kalter Tee. Hilft mir gegen Reiseübelkeit.«

Milan, der jetzt erst merkte, wie durstig er war, nahm einen Schluck und verzog das Gesicht. »Schmeckt eher so, als würde ich davon welche bekommen. Verdammt, wieso ist das so bitter?«

Andra, die beinahe die Abzweigung Tegel verpasst hätte und in letzter Sekunde über eine durchgezogene Linie rasen musste, bedachte ihn mit einem »Was für ein Weichei«-Blick. »Sorry, hab ihn vielleicht etwas lang ziehen lassen. Aber trink trotzdem noch was. Ingwer ist gesund.«

»Hilft er nur bei körperlichen Problemen? Oder auch gegen real gewordene Albträume?«, fragte Milan und leerte die Kanne trotz des merkwürdigen Geschmacks in einem Zug.

## 22.

### Zoe

Sie hatte versucht, bis zehn zu zählen. Bei vier hatte sie sich vor Schmerz übergeben, zum Glück war in dem beengten Wohnwagen die Spüle immer in Reichweite.

Danach suchte sie in den Oberschränken nach Schmerzmitteln. Tatsächlich war hier noch immer die Reiseapotheke ihrer Mutter deponiert. Pflaster, Mullbinden, Nasenspray, Imodium und sogar Paracetamol. Vermutlich wusste der Idiot nicht, dass man sich damit das Leben nehmen konnte, aber vielleicht war es Jakob auch egal, und er hatte die Tabletten mit Absicht nicht entsorgt.

*Wie auch immer.*

Zoe hielt den Kopf schräg unter die Spüle, aus der vermutlich bakterienverseuchtes Wasser tröpfelte, denn sie konnte sich kaum vorstellen, dass in diesem Drecks mobil die Wassertanks regelmäßig desinfiziert wurden. Aber irgendetwas brauchte sie, um die Pillen runterzuschlucken.

Obwohl ihr Ibuprofen 800 lieber gewesen wäre. Von Morphium mal abgesehen.

Sie versuchte, die Hand nicht mit dem Wasser in Berührung kommen zu lassen. Zoe hatte keine Ahnung, wie lang die letzte Impfung her war; ihr Immunsystem war wohl kaum auf das Schlachtfeld vorbereitet, das die Bakterien an ihrer linken Hand vorfinden würden.

Es hatte zwei Stunden gedauert, bis Jakob mit ihrem Ringfinger fertig gewesen war.

Zwei Stunden, in Schmerzzeit gerechnet. In herkömmlichen Zeiteinheiten

waren es vielleicht nur zwei Atemzüge gewesen, bis er mit dem Elektrobohrer den Knochen durchtrennt hatte.

- Eine Metallklammer unter dem Nagel des rechten Daumens,
- nur noch vier Finger an der linken Hand.

So die Bilanz der Qualen für diesen elenden Tag.

Nachdem sie den Rubikon des Schmerzes überschritten und das Bewusstsein verloren hatte, war Jakob immerhin so schlau gewesen, den Stumpf mit einem Wundverband zu umwickeln; so fest, dass die Blutung nicht durch den Stoff suppte.

*Noch nicht.*

Zoe trat von der Spüle zurück, hob den Arm mit dem pulsierenden Rest von Hand am Ende hoch und fühlte erneut eine übelkeitsgeschwängerte Dunkelheit in sich aufsteigen.

*Zum Glück*, dachte sie und musste hysterisch kichern, da *Glück* nun eigentlich die letzte Vokabel sein sollte, die ihr heute in den Sinn kam, *zum Glück habe ich meine nächste Nachricht schon vorbereitet*.

Wobei das auch nur die halbe Wahrheit war, *wie der halbe Finger an meiner Hand*.

Ihre Gedanken wurden wirr, sie musste sich auf die Zunge beißen, um sich zu konzentrieren. Schweiß tropfte wie Regen auf die Arbeitsplatte der Küchenzeile.

*Verdammt.*

Zwar hatte sie die entsprechenden Kapitel- und Absatzummern aus dem Buch herausgesucht, als sie dazu noch in der Lage gewesen war. Doch um die codierte Nachricht für Milan zu hinterlassen, benötigte sie einen Stift. Und Papier. Und die Gelegenheit, die Information so zu deponieren, dass er darauf stoßen musste.

*Unmöglich.*

Dabei kannte sie sogar den Ort, den ihr Retter aufsuchen würde: das Behindertenklo, exakt auf diesem Rastplatz hier! Und noch fuhr der Wohnwagen

nicht weiter!

Dennoch war die Toilette da draußen in etwa so erreichbar für sie wie der Mars für eine Eintagsfliege.

Erschöpft sank Zoe auf die Sitzbank.

Sie würde hier nie mehr rauskommen.

Jakob und Lynn hatten ganze Arbeit geleistet.

Hielten sie gefangen. Quälten sie. Und würden sie vermutlich wie Abfall irgendwo an der Autobahn entsorgen. Und wofür?

*Für Geld?*

Zoe hatte eine Eingebung, einen klaren Gedanken, der irgendwo im Treibsand ihres Bewusstseins geschlummert hatte und von einer Schmerzwelle wieder ausgegraben worden war.

*Es geht nicht nur um Geld. Das ist nicht der Plan.*

*Aber worum dann?*

Was trieb Lynn an, Jakob so zu manipulieren, dass er die gesamte Drecksarbeit für sie erledigte? Sie als Testkörper für Heimwerkermaschinen missbrauchte? Menschen quälte, erpresste, verstümmelte und danach fröhlich pfeifend aus dem Anhänger zur Tür hinaus...

Zoe hielt inne.

Unbewusst hatte sie ihre Blicke den Gedanken folgen und durch das Innere des Wohnwagens gleiten lassen. Über das Bett, von dem Jakob sie heruntergerissen hatte, zu der dunkel verfärbten Stelle des Teppichs, wo er ihr den Finger durchbohrte, bis zu der Stelle, an der Jakob ...

*Oh Gott.*

*Das gibt es doch gar nicht.*

Zoe wollte ihren Augen nicht trauen und hielt die Luft an. Lauschte, ob sie etwas hörte.

Und betete, dass Jakob seinen Fehler noch nicht bemerkt hatte.

## 23.

### Jakob

*Menschen hassen Einbahnstraßen.*

Es gab nicht viel, was Jakob in seinem zweiunddreißigjährigen Leben begriffen hatte. Aber die Tatsache, dass Menschen es auf den Tod nicht ausstehen konnten, wenn man ihnen keine Wahl ließ, war ihm schon als kleiner Junge bewusst geworden. Immer dann, wenn ihn sein Vater mit Sätzen gequält hatte, die mit »Du musst ...« begannen:

»Du musst dein Zimmer aufräumen.«

»Du musst den Schmerz aushalten.«

»Du musst ihr das Kissen aufs Gesicht drücken. Schnell, bevor deine Mutter wieder zu sich kommt.«

Das hatten all die Terror- und Weltuntergangsideologen nicht gerafft.

Wenn man den Menschen sagte: »Du bist schuld an der Klimakatastrophe, am Artensterben, an der Flüchtlingswelle, du musst dich und dein Leben schleunigst ändern«, dann schalteten die meisten auf stur. Viele gingen sogar rückwärts; einfach, weil sie keinen Bock darauf hatten, von irgendeinem Fremden in eine Richtung geschubst zu werden. Selbst wenn es die richtige sein sollte. Nach dem Motto: *»Dann mach ich mit meinem Drecksleben halt so weiter und scheiß auf alles, wenn wir eh dem Untergang geweiht sind.«*

Und jetzt war Jakob schon wieder in so einer beschissenen »Du musst«-Situation.

Jakob öffnete die Fahrertür des Volvos, an dem der Wohnwagen hing, stieg zu Lynn in den Wagen und legte den Bohrer in das Staufach zwischen ihren Sitzen.

*Du musst ihr von Zoes Verrat erzählen.*

*Du musst Lynn sagen, dass dieses Luder eine geheime Nachricht für Milan hinterlassen hat.*

*Du musst ihr beichten, dass du weder weißt, was auf der Nachricht stand, noch, wie Zoe das hinbekommen hat.*

Scheiße, einen Dreck würde er tun. Sie würde ihn fertigmachen. Als Idioten beschimpfen, der die Sache nicht im Griff hatte.

»Warum hat das so lange gedauert?«, erkundigte sich Lynn, die sich die Lippen nachzog und das Ergebnis im Spiegel der Sonnenblende begutachtete.

»Milan wollte ein weiteres Lebenszeichen«, sagte Jakob mit einem gekünstelten Lächeln und betrachtete seine Hände. Sie waren voller Blut, auch die Gore-Tex-Jacke hatte einige Spritzer abbekommen. Nichts, was man nicht mit den Hygienetüchern aus der Mittelkonsole abwischen konnte. Hier auf dem Rastplatz würde er einen Teufel tun und sich mit dem verkeimten Klowasser die Hände waschen.

»Also habe ich etwas Motivationsarbeit leisten müssen.« Er grinste und zeigte ihr auf seinem entfalteten Taschentuch das Ergebnis seiner Arbeit mit dem Bohrer.

Lynn nickte anerkennend.

»Gib mir mal den Gefrierbeutel und das Tape«, sagte er, und Lynn reichte ihm das Gewünschte aus dem Handschuhfach. Sie standen mit dem Wohnwagen in der Nähe der Ausfahrt, abseits von den Toilettenanlagen auf den Lkw-Parkplätzen. Um diese Uhrzeit war hier nichts los, ein einziges Fahrzeug stand mehrere Haltebuchten entfernt und wirkte verlassen. Ohnehin war es weit außerhalb des Radius, in dem man Zoes Schreie rund um den Anhänger hätte hören können.

»Weiß Milan, was du mit ihr gemacht hast?«

»Er hat sie kurz schreien hören. Mehr nicht. Und gerade deshalb hängt er an unserer Leine. Nichts ist so motivierend wie ein Geheimnis.«

Jakob verschloss den Gefrierbeutel, in dem er Zoes Ringfinger deponiert

hatte, und wunderte sich über Lynns gönnerhaftes Lächeln. »Lachst du mich aus?«

»Nein, aber ich finde es süß, wenn du mir meine eigene Strategie erklärst.«

Er öffnete den Mund, um etwas zu erwidern, schluckte dann aber zusammen mit seinen Worten auch die aufkeimende Wut hinunter. Mit Lynn brauchte man wahrlich kein Google. Sie wusste ohnehin immer alles besser. Wobei sie sehr oft recht hatte mit ihren spöttischen Bemerkungen, und genau das war es, was ihn rasend machte.

Er allein hätte niemals einen so klugen Plan ausarbeiten können. Lynn hatte die Villa ausgekundschaftet und den Einfall mit dem Zettel an der Autoscheibe gehabt. Sie hatte sogar Zoe zum Mitmachen überreden können. Anfangs. Irgendwann hatte das Luder natürlich den Braten gerochen und war regelrecht ausgeflippt. Hatte geschrien, getobt, war völlig ausgerastet und hatte versucht, sich in der Villa zu verstecken.

*Tja, selbst schuld.* Am Ende hatte er Zoe mit einem gezielten Schlag beruhigen müssen. Nicht zu heftig, eher zaghaft, gegen die Schläfe, danach hatte sie eine halbe Stunde geschlafen, bevor sie hinten im Wohnwagen wieder zu sich gekommen war.

Zu dem Zeitpunkt hatten sie den Hänger noch am Mittelstreifen kurz vor der Siegessäule geparkt, während er in sicherer Entfernung im Wagen auf die Ankunft von Milan bei der Villa gewartet hatte.

»Ich hoffe, sie macht uns nicht noch mehr Ärger«, meinte Lynn. »Wieso töten wir sie nicht gleich?«

Wenn Jakob es nicht besser gewusst hätte, hätte er gedacht, sie würde scherzen. Aber Lynn war tatsächlich so kaltblütig.

»Ich meine es ernst«, bekräftigte sie. »Milan wird sowieso machen, was wir von ihm verlangen. Er hängt an der Angel. Nimm den Bohrer und geh zurück. Jetzt sofort. Wir brauchen Zoe nicht mehr.«

## 24.

### Milan

Das monotone Summen der Reifen auf dem feuchten Asphalt hatte eine einschläfernde Wirkung. Immer wieder fielen ihm die Augen zu, und jetzt, wo sie auf dem Rasthof standen, fiel es ihm doppelt schwer, wach zu bleiben. Er kurbelte das Fenster herunter und streckte die Hand in die kalte Nachtluft hinaus. Dabei suchte er mit den Blicken das Supermarkthäuschen der Tankstelle ab und hoffte, dass Andra schon an der Kasse stand.

Sie war ohne Vorwarnung direkt hinter der Stadtgrenze abgefahren und hatte auf dem riesigen Areal mit bestimmt zwanzig Zapfsäulen diejenige gewählt, die dem Eingang am nächsten lag.

*Gute Idee*, hatte er gedacht, aber nicht schnell genug reagiert. Sie hatte seine plötzliche Schläfrigkeit bemerkt und ihn aufgefordert, sich auszuruhen, was ihm im Nachhinein peinlich war.

Sie hatten eine klare Aufgabenteilung. Andra weigerte sich, von ihm Miete zu nehmen, seitdem er bei ihr eingezogen war, dafür bezahlte er alle Einkäufe und das Benzin. Milan tastete in seiner Hosentasche nach dem Portemonnaie, das sein Vater ihm mitgegeben hatte.

Tatsächlich waren nur wenige Scheine und gar kein Kleingeld darin. Mit fünfundvierzig Euro würden sie nicht weit kommen. Aber er kannte die Geheimnummer für die EC-Karte. 1310. Das Geburtsdatum seiner Mutter. Vor dem Umzug ins Heim hatte sein Vater ihm die PIN für den Notfall verraten, falls ihm im Sanatorium irgendetwas zustoßen sollte und er Geld benötigte. Viel konnte das nicht sein, aber vermutlich genug, um den Sprit zu bezahlen und

einen Kaffee für sie gleich mit.

*Koffein.* Milan würde seinen halben Arm dafür geben.

Und ein Königreich für ein Gerät, das ihn in die Tankstelle beamte. Zum Laufen fühlte er sich nicht mehr imstande.

Er überlegte, Andra eine Sprachnachricht zu schicken, damit sie etwas Proviant für die Fahrt kaufte, und griff nach seinem Handy in der Ablage unter dem Radio.

Mit müdigkeitsbedingter Zeitverzögerung merkte er, dass der Bildschirmschoner mit dem etwas gezwungen lächelnden Teenager nicht der seines Telefons war, er folglich das falsche Handy anstarrte. Er wollte es schon weglegen, als eine eingehende Nachricht aufplopte.

**Λαμπερτ: Ηει, Παρτνερ. Λουισα σχληφτ σχεινβαρ. Φιε μαχτ σιχ Μιλαν?**

Milan blinzelte irritiert. Sah sich nach Andra um, konnte sie aber hinter den reflektierenden Scheiben der Tankraststätte weder an der Kasse noch zwischen den Warengängen sehen.

Er wunderte sich. *Nein.* Er war regelrecht konsterniert.

Nicht wegen der Nachricht, die er ja nicht lesen konnte, sondern wegen des Profildfotos des Absenders.

*Was will Hulk so spät noch von Andra?*

Und hatte sie ihm nicht gesagt, der Geschäftsführer gebe niemandem seine Handynummer? Weil er keine Lust habe, in seiner Freizeit vom Personal gestört zu werden. Wenn man etwas von ihm wollte, musste man über Günther gehen. Doch es war eindeutig Lampert, den Andra da abgespeichert hatte.

Milan starrte auf das Handy und fragte sich, ob er Andra überhaupt vertrauen durfte.

Was wusste er denn schon von ihr, abgesehen davon, dass sie sich in der Not gut selbst verteidigen konnte und den Spleen hatte, den Fuß niemals in ein Taxi zu setzen?

Nur ein paar nachprüfbare Fakten wie die, dass sie die Schule mit fünfzehn abgebrochen hatte, ein Jugendalkoholproblem nach einer Therapie in den Griff bekommen und keinen Kontakt mehr zu ihren Eltern hatte, die angeblich in Thailand lebten. Selbst ihren Ex-Mann kannte er nur von Fotos, allerdings gab es mit Louisa einen lebenden Beweis seiner Existenz.

Milan war sich immer im Klaren gewesen, dass es bei ihm erhebliche Wissenslücken gab bezüglich Andras Vergangenheit. In Anbetracht seiner eigenen Geheimnisse aber hatte er sich wohlweislich zurückgehalten, seine Freundin zu bedrängen. Daher störte es ihn nicht, dass sie ihm etwas verheimlichte, sondern dass sie ihn angelogen hatte. Denn schon früh hatte sie ihm im Vertrauen erzählt, dass Hulk seit dem Verlust von Frau und Kind mit niemandem mehr privat verkehre.

*Lampert ...*

Das beunruhigende Gefühl, etwas Wesentliches zu übersehen, schaffte es gerade noch, durch den Nebel seiner Müdigkeit zu dringen. Dabei war Milan die Ironie seiner Eifersucht (ein besseres Wort fiel ihm gerade nicht ein) durchaus bewusst, war er es doch, der Andra jahrelang etwas vorgespielt hatte.

*Und dennoch.*

Es störte ihn, dass es offenbar eine sehr komplexe, entscheidende Ebene zwischen seiner Freundin und ihrem Chef gab, zu der er keinen Zugang hatte. Allerdings war das negative Gefühl dann doch nicht stark genug, um ihn bei Bewusstsein zu halten.

Als Andra zurückkam, ihm mit sorgenvollem, leicht erschrockenem Blick das Handy aus der Hand nahm und noch eine Minute später beim Anfahren wiederholt »Scheiße« murmelte, war Milan bereits wieder eingeschlafen.

25.

Zoe

Zuerst hatte sie ihren Augen nicht getraut.

Dann hatte eine zweite Windböe die Tür ergriffen, und Zoe hatte es wieder gesehen, und diesmal gab es keinen Zweifel.

*Jakob, du dummes Schwein.*

Lynn wäre das nicht passiert, aber diesem Idioten? Er hatte vergessen, die Tür von außen zweimal abzuschließen. Zoe musste sich nur mit ihrem gesamten Körpergewicht dagegenfallen lassen und würde damit den Schlossriegel aus der Zarge reißen.

Und dann wäre sie ... *ja, wo?*

Irgendwo im Niemandsland auf einem verwaisten Rastplatz. In ihrer Situation eher das Gegenteil von Freiheit.

*Scheiße.*

Zoe fühlte sich doch schon hier im Wohnwagen völlig verloren. Blutend, irr vor Schmerzen, fiebrig. Allein der Gedanke, durch die nasskalte, motorenlärmgepeitschte Finsternis zu rennen, ließ sie erschauern. Auf der anderen Seite war das halb offene Schloss eine Chance. Vielleicht die einzige und letzte, die sie hatte. Sie musste sie nutzen. Aber wenn sie die Tür aufbrach, würden die beiden es vorne hören. Und selbst wenn nicht, hätte sie nur wenige Minuten Zeit, um sich zu verstecken, vielleicht nicht einmal Sekunden.

Die Uhr tickte. Sehr bald würde Jakob den Motor starten, und dann würde ihm beim Anfahren vermutlich auffallen, dass der Wagen nicht richtig verschlossen war; vielleicht leuchtete sogar eine verräterische Warnmeldung auf

dem Armaturenbrett auf, wobei das bei einem so alten Teil eher unwahrscheinlich war. Aber was wusste sie schon?

So oder so, ihr lief die Zeit davon.

*Bewaffnen. Abhauen. Hilfe holen.*

Ihr Gehirn arbeitete im Stakkato-Modus. Ihre Motorik auch.

Erst riss sie die Einbauschränke der Kombüse auf.

Nur Töpfe, Lappen und eine leere Limonadenflasche. Kein Proviant.

Dann tat sie das Gleiche mit den Schränken der Toilette.

Seife, Klopapier, Handcreme, Tampons.

Nichts, was sich als Waffe zweckentfremden ließ. Oder wenigstens als Stift, um den Code für Milan zu notieren, sobald sie hier raus war.

Hinter einem Sack Wäscheklammern stand eine alte Haarspraydose, die sich vielleicht zum Miniaturflammenwerfer umfunktionieren ließe, aber nicht ohne Streichhölzer oder Feuerzeug.

*Wobei ...*

Zoe kam ein Gedanke.

Sie wusste, sie würde nicht weit kommen. Nicht in ihrem Zustand. Aber wenn sie es bis aufs Behindertenklo schaffte und wenn sie dort das fand, was sie sich erhoffte, dann hatte sie eine reale Überlebenschance. Und wenn nicht, konnte dieses Haarspray den entscheidenden Unterschied zwischen Leben und Tod bedeuten.

Also packte sie die Dose, verließ das Klo und versuchte, ihren verzweifelten Witz von einem Plan in die Tat umzusetzen.

## 26.

### Jakob

Und wieso nicht?«, fragte Lynn sichtlich verärgert, dass Jakob ihr widersprach. Sie schmollte wie ein Kleinkind, wie immer, wenn sie nicht sofort ihren Willen bekam.

»Weil Milan misstrauisch geworden ist. Wir können Zoe nicht so einfach töten. Er wird nicht weitermachen ohne Lebenszeichen.«

»Die könnte ich doch faken«, schlug sie vor.

»Dann hätten wir das von Anfang an so machen müssen. Jetzt wird er den Unterschied in den Stimmen bemerken.«

»Sie hat doch bislang gar nicht mit ihm geredet. Nur geschrien.«

*Ja. Aber er könnte dich nach der Nachricht fragen, und darauf wüsstest du keine Antwort, weil ich einen Teufel tun werde, dir davon zu erzählen. Sonst killst du Zoe womöglich sofort, und wir können uns das Geld in die Haare schmieren.*

»Sag mal, hast du wirklich kein Problem damit, dass Zoe das nicht überleben wird?« Jakob stellte diese Frage nicht aus Unsicherheit, sondern tatsächlich aus Neugier.

»Keine Sorge.« Lynn lachte trocken. »Es gibt Dinge im Leben, die sind einfach wichtiger als eine intakte Mutter-Tochter-Beziehung.«

In diesem Moment hörte Jakob ein Geräusch wie von splitterndem Kunststoff. Kurz darauf sah er einen Schatten im Seitenspiegel.

»Wie zur Hölle ...«

»Warst du zu blöd, die Tür hinter dir zu schließen?«, keifte Lynn, die

ebenfalls gesehen hatte, was da draußen vor sich ging.

»Du bescheuerter Idiot!«, schrie sie noch, da war Jakob bereits aus der Fahrerkabine gesprungen.

Zoes Schatten hinterher.

27.

Zoe

Die Kälte empfing sie wie eine Ohrfeige. Schlug ihr ins Gesicht und brannte sich ihr erst in die Wangen, dann in die Fußsohlen.

Zoe war barfuß, was ihr erst bewusst wurde, als sie den frostigen Asphalt berührte.

Getrieben von ihrer Angst, rannte sie weg von dem Wohnwagen, hinein in die Hoffnungslosigkeit.

Das, was Zoe in ihrer Panik überhaupt erkennen konnte, war zu allen Seiten von todbringenden, monotonen Flächen begrenzt. Die Autobahn, die alles Licht und Leben verschluckenden Felder, die in Zoes schmerzverzerrter Fantasie zu dunklen Moorlandschaften wurden. Einzig das Toilettenhäuschen mit der Beleuchtung auf dem Spitzdach ragte vor ihr auf wie ein Leuchtturm aus der Finsternis.

*Ich schaffe das. Ich schaffe das ... nicht.*

Schon jetzt von Seitenstechen geplagt, hörte sie Lynns aufgeregte, fast panische Schreie hinter sich. Und Schritte. Laufschrirte. Turnschuhe auf verdrecktem Asphalt.

*Jakob, der Idiot.*

Aber leider ein Idiot mit einem gut gefüllten Werkzeugkoffer, den er an ihr ausprobieren würde, sobald er sie wieder einfing. Und das konnte sich nur noch um wenige Augenblicke handeln. Augenblicke, die sie nutzen musste.

Sie trat auf Rollsplitt und vereiste Zigarettenstummel und empfand den Schmerz beinahe als Wohltat, verglichen mit dem in ihrer Hand.

Sie jagte an einem überquellenden Mülleimer vorbei auf die mittlere Tür des Toilettenhäuschens zu, die Haarspraydose wie einen Staffelstab in der Hand.

»Hilfe!«, schrie sie, was reine Vergeudung von Atemluft war, denn hier war niemand. Nicht heute, an einem Freitagabend bei diesem elendigen Wetter. Morgen würden sich die Lkw wegen des Sonntagsfahrverbots hier stauen, aber jetzt gab es nur die Nacht, die Kälte und ihren Verfolger.

Jakob, immer dichter hinter ihr. Seine Schritte lauter und sein Atem gleichmäßiger als ihrer.

*Wumm.*

Zoe knallte gegen die nach außen öffnende Klotür. Zog sie auf. Drückte sie hinter sich zu.

*Scheiße, scheiße, wo ist der Riegel???*

Fand ihn, drehte ihn. Atmete. Gegen die Angst. Und gegen die unbeschreiblichen Schmerzen in ihrer Hand, in der ein stechendes Brennen den Raum ausfüllte, wo früher mal ein Finger gewesen war.

»Hilfe!«

Keuchend schreckte sie zurück, als die Tür erzitterte, doch sie hatte Jakob und seine Wutschreie ausgesperrt.

Pause.

Sie beugte sich nach unten, atmete ihre schmutzstarrenden Füße an. Den eigenen Herzschlag im Ohr, schneller als das Trommelfeuer der Fäuste von außen gegen das Aluminiumblatt der Tür.

Weiter.

Sie durfte sich nicht ausruhen. Ihr blieb vielleicht eine Minute, kaum Zeit genug, um sich an den Ausscheidungsgestank zu gewöhnen, der sich über Jahre hinweg regelrecht ins Mauerwerk tätowiert hatte. Urin, Kot, Chlorreiniger und Erbrochenes. Eine völlige Abwesenheit von Frischluft.

Wenigstens das Licht funktionierte. Daran hatte sie gar nicht gedacht: dass sie hier völlig verloren wäre, wenn sie nichts sehen könnte, aber die Lampe im Gitterrost der Deckenplatte beleuchtete die Trostlosigkeit des WCs mit

zitterndem Neonlicht. Ein verschmiertes Klobecken ohne Brille, wackelige Haltegriffe für Rollstuhlfahrer, genügend Raum zum Rangieren, aber kein Notruf.

*Scheiße!*

Zoe hatte es befürchtet. Hatte geahnt, dass es nicht so einfach sein konnte, aber die Gewissheit saugte ihr dennoch den Großteil ihrer Kraft aus den Muskeln.

Diese beschissenen Kinder. Oder Jugendlichen. Oder wer auch immer hier die Zugschnur aus der Decke gerissen hatte. Samt Stromversorgung. Der Behindertennotruf war komplett zerstört, so wie auch Klo, Spiegel und Armaturen längst dem Vandalismus zum Opfer gefallen wären, wenn man sie nicht aus beinahe unzerstörbarem Stahl gefertigt hätte.

*Scheiße.*

Blieb nur noch Plan B.

Zoes Augen fotografierten die Wände des Klos, und immerhin in diesem Punkt hatte sie sich nicht getäuscht. Sie waren beschmiert, meistens mit Edding oder Kugelschreiber, aber einige Kids hatten hier auch mit Spraydosen gearbeitet.

*Gott sei Dank.*

Vor Erleichterung spürte Zoe etwas, was entfernt an Euphorie erinnerte, bis sie den Bohrer hörte.

Auch damit hatte sie gerechnet: dass Jakob nicht rasten und ruhen und sie hier drinnen allein lassen würde, sondern dass er sich sein Werkzeug holte, um das Türschloss aufzubohren.

Zoe zog einen Stoß Papierhandtücher aus dem Spender, sprühte mehrere Stöße Haarspray darauf, bis sie gut durchfeuchtet waren. Zeitgleich suchte sie sich die passende Klomalerei aus.

Eine dunkelblaue gewaltige Welle mit einem Totenkopf auf dem Gischtkamm.

*Schnell. Schnell. Schnell.*

Das Surren in ihrem Rücken wurde zum Kreischen. Bald würde Jakob das Schloss zerstört haben.

Hektisch wischte sie über die Wand. An den entsprechenden Stellen. So lange, bis es hinter ihr noch kälter wurde.

Nicht allein, weil die Tür jetzt offen stand. Sondern weil der Tod ihr fluchend in den Nacken atmete. Bevor er sich ans Werk machte und sie nach einem kurzen, schreiend schmerzhaften Blitz hinter den Augen in die Dunkelheit riss.

## 28.

### Jakob

Er fragte sich, ob er zu kräftig zugeschlagen hatte. Das Knacken ihres Kopfes, als Zoe mit der Stirn auf die Kante der Toilettenumrandung aufschlug, hatte sich alles andere als gesund angehört. Ein Geräusch, das ihn seit seiner Kindheit begleitete.

Zum ersten Mal hatte er es gehört, als er Steffen auf dem Schulweg vom Fahrrad stieß. Unvermittelt und ohne Vorwarnung, weil der sich tags zuvor in der Klasse über seine zu langen Hosen lustig gemacht hatte. Damals trug man noch keinen Helm, und die Bordsteine waren genauso hart wie heute.

*Damals.*

Jakob hatte es gewusst, bevor es den anderen aufgefallen war. Dass mit ihm etwas nicht stimmte. Dass er anders war als der Durchschnitt. Wobei er keinen großen Spaß daran hatte, in dem ausgebaggerten Teich der stillgelegten Kiesgrube Frösche zu fangen, ihnen Strohhalme ins Maul zu stecken und sie so lange aufzupusten, bis sie platzten. Das tat er nur aus Langeweile. Nicht aus Begeisterung. Da war er neun Jahre alt gewesen, und Steffen, die Memme, war schreiend weggerannt, um ihn bei seinen Eltern zu verpetzen. Das hatte Jakob eine gehörige Tracht Prügel eingebracht. Nicht wegen der Tierquälerei, sondern weil er sich dabei hatte erwischen lassen.

»Du bist eine Schande«, hatte sein Vater ihm mit den Schlägen eingebläut.  
»Eine Schande für die ganze Familie.«

*Musste der gerade sagen.*

Tierquälen, Bettnässen, Zündeln. Die psychopathische Ader hatte er doch von

ihm vererbt bekommen. *Wenn überhaupt.*

Denn anders als seinem alten Herrn bereitete es ihm im Grunde kein großes Vergnügen, andere zu quälen. Es rief nicht das Lustgefühl hervor, das er in den Augen seines Vaters gesehen hatte, allein wenn der nur zum Gürtel griff.

Gewalt war ein gutes Mittel zum Zweck, und es war von Vorteil, dass ihm das Leid seiner Opfer am Arsch vorbeiging.

Auch Zoes Schreie hatten ihn weder aufgegeilt noch gestört. Selbst wenn sie dabei gestorben wäre, hätte es ihn nicht sonderlich berührt.

Aber sie atmete ja noch, hier auf dem dreckverschmierten Fliesenboden des Behinderten-WCs. Sie würde wieder aufwachen, auch wenn sie die zweite Bewusstlosigkeit, so kurz hintereinander, bestimmt nicht so leicht wegstecken würde.

Allerdings vermutlich immer noch besser als ihren amputierten Finger.

*Wegstecken.*

Jakob musste über seine Formulierung lächeln, immerhin war er gerade auf der Suche nach einem geeigneten Platz für den Plastikbeutel mit Zoes Ringfinger. Lynn hatte gesagt, er solle ihn so tief wie möglich in der Kloschüssel versenken. »Befestige ihn mit einem Tape-Streifen an der Klobrille, dann kann man ihn daran aus dem Wasser ziehen.«

Im Grunde ein guter Plan, wenn in der braunen Kackbrühe nicht irgendwelche schmierigen Brocken geschwommen wären, die im besten Falle von Erbrochenem rührten und von denen man schon beim Hinsehen Cholera bekam. Nie im Leben würde er das Becken mit bloßen Händen berühren.

Also klebte Jakob den Beutel direkt an den Metallspiegel.

*Wozu die Spielereien?*

Milan *sollte* ihn ja entdecken. Und um zu verhindern, dass es ein anderer vor ihm tat, hatte Jakob einen Zettel mit der Aufschrift DEFEKT vorbereitet, den er gleich außen an der Tür anbringen würde. Er glaubte zwar kaum, dass um diese Uhrzeit jemand eine Behindertentoilette nutzen wollte, aber man konnte ja nie wissen.

Als Nächstes tastete er Zoe ab. Vermutlich hatte sie gehofft, hier drinnen den Notalarm betätigen zu können; und sie konnten wirklich von Glück sagen, dass der Vandalismus nicht ausgerechnet vor diesem Klo haltgemacht hatte. Aber womöglich hatte das Luder ja auch einen Plan B gehabt.

*Eine weitere Nachricht für Milan?*

Allerdings wüsste Jakob nicht, wie Zoe die verfasst haben sollte. Gut, Papier hätte sie aus dem Handtuchspender ziehen können, aber das auf dem gefliesten Boden zusammengeklumpte Bündel war so durchnässt, dass es nie und nimmer eine lesbare Botschaft enthalten konnte. Und weitere Zettel lagen weder herum noch waren sie irgendwo versteckt. Auch nicht in der braunen Brühe in der Kloschüssel, die Jakob mit der Bürste einmal durchstocherte, so gut es eben ging, ohne sich die Hände dreckig zu machen.

*Fehlanzeige.*

Logisch.

Denn womit hätte Zoe das Papierhandtuch beschriften können? Sie hatte keinen Stift, wovon er sich nun noch einmal durch eine Leibesvisitation überzeugte. Aus dem Wohnwagen hatte sie nichts außer einer fast leeren Dose Haarspray mitgeschleppt, die ihr aus der Hand gefallen war, als Jakob die Toilette gestürmt und ihr mit der Faust mitten ins Gesicht geschlagen hatte.

*Weiß der Geier, was sie damit wollte.*

Zur Sicherheit sprühte Jakob einen Stoß aus der Dose auf eine Stelle der Toilettenwand, die nicht bereits von Sprayern oder durchgeknallten Schmierfinken verunstaltet worden war. Wie erwartet ohne Effekt.

*Hm.*

*Was übersehe ich?*

Die einzigen Botschaften, die er finden konnte, hatten Spinner vor langer Zeit zurückgelassen. Wie die eines »Magic Mike«, der auf gut gebaute Kerle stand und für ein Treffen auf diesem Rastplatz seine Telefonnummer hinterlassen hatte. Direkt neben dem Aufkleber einer unbekanntenen Death-Metal-Band aus Cottbus und einem relativ kunstvoll aufgesprühten Penis, der an expliziter Stelle

mit zwei Handgranaten bestückt war.

Ansonsten fanden sich nur die üblichen unleserlichen Tags und Kritzeleien; einige wirkten wie altertümliche Symbole, andere wie komplett sinnlose Hieroglyphen.

Nichts, was auch nur im Entferntesten als Nachricht von Zoe an Milan zu deuten gewesen wäre.

Jakob beschloss, dass seine Arbeit hier erledigt war. Also band er Zoes Hände und Füße mit dem Paketklebeband zusammen, schulterte sie und trug sie aus dem WC-Häuschen. Draußen legte er sie auf den vereisten Bodensteinen ab. Es gelang ihm, die Tür mit einer Bierdose zu verkeilen, die er im Müll neben der Toilette gefunden hatte. Zum Abschluss zog er den verknitterten DEFEKT-Zettel aus seiner Hosentasche und hatte ihn gerade mit einem Streifen Klebeband in Sichthöhe an der Tür befestigt, als ihm eine helle Frauenstimme den Schreck in die Glieder fahren ließ:

»Oh Gott, was ist denn hier los? Brauchen Sie Hilfe?«

29.

## Milan

»YVONNE PAMA?«

Er hatte wieder einen seiner Spiegelträume. So nannte Milan jene fast übersinnliche Erfahrung, in der sich Realität und Traum überlappten, so wie die beiden unterschiedlichen Stimmen, die ihm im selben Moment etwas zuriefen:

»SCHEISS WACH AUF.«

In seinen Spiegelträumen wandelte Milan gleichzeitig in zwei Welten, von denen er wusste, dass nur eine tatsächlich existierte und die andere erträumt war. Das Problem lag mitunter darin, die jeweiligen Sinneswahrnehmungen den passenden Bewusstseinssebenen zuzuordnen. Diesmal war Milan zumindest relativ sicher, dass er tatsächlich in einem Mini Cooper neben Andra saß und mit etwa hundertsechzig Stundenkilometern über eine Brandenburger Autobahn schoss, während er sich den Geschmack des Rauches im Mund und den Qualm vor den Augen nur einbildete.

»LASS MICH GEHEN WER BIST DU?«

Doch zu wem gehörten die zwei unterschiedlichen Stimmen, die in seinem Spiegeltraum zur Unverständlichkeit verschmolzen?

Im Grunde fühlte Milan sich in seinen Spiegelträumen nicht anders als beim

Betrachten von Texten im Alltag. Nur, dass sich hier nicht nur die Buchstaben, sondern sämtliche Sinneswahrnehmungen zu einer Kakophonie verschoben.

Er hörte unterschiedliche Geräusche, fühlte widerstreitende Gefühle und sah transparente, einander überlagernde Bilder. Im Moment zum Beispiel näherte er sich mehreren Baustellenlaternen, die eine Spurverengung anzeigten, aber gleichzeitig im Flur seines ehemaligen Elternhauses auf Rügen standen. Sie wiesen ihm den Weg von der Treppe bis zu seinem Kinderzimmer im ersten Stock.

Milan lief barfuß im Schlafanzug über die Holzbohlen auf eine Gestalt am obersten Treppenabsatz zu, auf die er schon in anderen Traumwelten getroffen war. Doch irgendetwas – vielleicht das Geräusch des unten im Wohnzimmer prasselnden Feuers, das mit dichtem Qualm vom Erdgeschoss hochdrängte, in dem die Beine des unbekanntem Eindringlings wie ein Baum im Bodennebel versanken, oder vielleicht die Hitze, die seine Wangen rötete – fühlte sich in dieser Vision echter, realistischer an als sonst. Letzteres mochte auch an der wieder eingeschalteten Sitzheizung des Minis liegen.

»Wer bist du? Und was willst du hier?«, fragte Milan und musste husten.

Der Kerl, es war eindeutig ein Mann, trug wie sooft in seinen Träumen ein T-Shirt. Und wieder hatte Milan dieses fast außerkörperliche, bizarre Gefühl, das mit der Erkenntnis einherging, dass er die Aufschrift *lesen* konnte.

Diesmal bestand der T-Shirt-Spruch nur aus zwei Wörtern: »KOMM ZURÜCK.« Gleichzeitig hörte er es den Fremden auch sagen: »KOMM ZURÜCK.«

Die Stimme gehörte einem jungen Erwachsenen. Sie war hart und kantig, passend zu dem eckigen Kopf. Die Worte klangen so, als würden sie mit einem Meißel geformt.

»ES TUT MIR LEID! ICH WOLLTE DAS NICHT.« Im nächsten Moment begann der Fremde zu Milans Erstaunen und Entsetzen zu weinen. Gleichzeitig veränderte sich auch die T-Shirt-Beschriftung, als wäre es ein elektrisches Laufband, bei dem man den Text per Knopfdruck ändern konnte.

ES TUT MIR LEID. ICH WOLLTE DAS NICHT, stand nun auch auf dem T-Shirt und wurde sogleich von ICH MACH ES WIEDER GUT ersetzt, während die unbekannte Gestalt »ICH MACH ES WIEDER GUT« sagte. Mit jedem Schritt, den sich Milan näherte, wurde der Mann jünger, das Gesicht jugenhafter. Milan erkannte Pickel im Oberlippenbartflaum, keinerlei Stirnfalten oder Augenringe. Er musste etwas älter sein als er selbst, wenn der Traum am Tag des großen Brandes spielte, damals, als er vierzehn war und in einer Nacht seine Mutter und seine Heimat verlor.

»Was wolltest du nicht?«, schrie Milan im Traum und spürte, wie sich in dem die Spur wechselnden Auto seine Hände zur Faust ballten. Er zeigte auf die rechte Hand des Fremden, die so groß war, dass Tinka, ihre braun-weiß gescheckte Katze, die der Mann am Nackenfell gegriffen hatte, wie ein kleiner Spielzeughase wirkte.

VERMISST. 200 EURO BELOHNUNG, stand jetzt auf dem T-Shirt.

»DU MUSST HIER RAUS. TINKA AUCH«, sagten T-Shirt und Mund des Fremden wieder gleichzeitig.

»Aber ...« Milan trat noch näher. »Aber Tinka ist tot!«

»ECHT?«

Der Fremde besah sich die reglose Katze, deren Augen seltsam weit offen standen.

»NEIN, NEIN, NEIN. DU MUSST DICH IRREN. SIE IST NICHT TOT. KOMM HER, ICH ZEIG'S DIR.«

Im Traum stand Milan jetzt im Erdgeschoss vor dem Eingang. Plötzlich wurde er von dem Mann gepackt, der eben noch am Treppenabsatz gewesen war und dessen Gesicht kurz wie eine große, graue Dunstwolke aussah, gleich darauf die Konturen eines jungen Mädchens annahm, um dann wieder maskulin zu werden.

»ICH ZEIG DIR DEN TOD«, sagte der Unbekannte, und vermutlich stand es auch auf seinem T-Shirt, aber das konnte Milan nicht mehr erkennen, denn er befand sich schon im freien Fall. Die Kellertreppe hinab, gestoßen von dem

lachenden Mann, der auch schon Tinka getötet hatte und der ihm nachschrie:

»SO IST ES, WENN MAN STIRBT!«    »WIR SIND DA.«

Was Milan bis auf »... *man stirbt*« nicht verstehen konnte, da sich das Lachen seines Traummörders mit Andras Weckruf in der realen Welt vermengte.

Erst als er mit dem Kopf auf der ersten Stufe aufschlug, sortierten sich die Stimmen wieder in seinem Kopf.

»SO IST ES, WENN MAN STIRBT!«    »WIR SIND DA.«

Und mit dem Aufprall seines Kopfes auf der harten Steinkante schleuderte es Milan in die Realität zurück, er öffnete die Augen und hörte Andra neben sich zum wiederholten Male »Wir sind da!« rufen.

*Auf dem Rastplatz Eldetal Ost.*

Leer, verlassen, kalt und trostlos.

*Wie geschaffen für eine Verabredung mit dem Tod.*

## 30.

**B**is auf einen alten, vermutlich hier entsorgten japanischen Kleinwagen deutete nichts darauf hin, dass dieser Parkplatz jemals zuvor von einem Menschen besucht worden war oder in Zukunft besucht werden würde.

Milan konnte den Architekten, Landschaftsplanern und Bauingenieuren keinen Vorwurf machen. Wie sehr auch immer sie sich bemühten, ein Rastplatz würde niemals mit Attributen wie behaglich, anziehend, wohlig oder gar gemütlich in Verbindung gebracht werden. Nicht einmal im prallen Sonnenschein unter wolkenlosem Sommerhimmel, und natürlich erst recht nicht nachts bei minus zwei Grad Außentemperatur.

Das lag an seiner Bestimmung. Wenn ein Rastplatz wie dieser hier unbewirtschaftet war – ohne Tankstelle, Restaurant oder zumindest einen Kiosk –, blieb er Durchgangsstation; eine kurze, lästige Unterbrechung auf dem Weg zum eigentlichen Ziel der Reise.

*Eigentlich ein Sinnbild des Lebens*, musste Milan denken, während er mit Andra auf das schwach erleuchtete Toilettenhäuschen zuing. Waren sie nicht alle Reisende, die wussten, dass die eigene Existenz im Angesicht des Universums so flüchtig war wie ein Boxenstopp an der Autobahn?

Milan schüttelte sich; nicht weil er fror, sondern weil sein Körper sich intuitiv gegen derart trübsinnige Gedanken wehrte. Dabei waren sie eine passende Einstimmung auf das, was sie gleich erwartete, sollten sich Milans schlimmste Befürchtungen bestätigen. Das Dröhnen einer Lkw-Hupe mischte sich in einiger Entfernung in das stetige Verkehrsrauschen der Autobahn. Ein unheimlicher Soundtrack, der Andra und Milan zu dem Ort begleitete, an den Jakob sie befohlen hatte.

»Defekt«, sagte Andra und zeigte auf den Zettel an der Aluminiumtür des Behinderten-WCs, auf dem das Wort vermutlich stand. Milan sah nur:

### ΔΕΦΕΚΤ

Es knirschte, als er versuchte, die Tür aufzuziehen. Beim Bücken sah er die Bierdose, die als Hindernis zwischen Türblatt und Steinboden gequetscht worden war.

»Der Kerl improvisiert«, stellte Milan fest. »Das ist ein gutes Zeichen. Er hat das hier nicht geplant. Und wer seine Taten nicht bis ins Kleinste plant, macht Fehler.« Er griff sich an den Kopf. »Das wissen wir beide aus eigener Erfahrung.«

Normalerweise konnte Milan Andra mit Anspielungen auf ihr schmerzhaftes »Kennenlernen« immer ein Grinsen entlocken. Diesmal war ihr offenbar nicht danach.

Und nachdem Milan die Tür vollständig geöffnet hatte, war auch er sich nicht sicher, ob er jemals wieder einen fröhlichen Gedanken haben würde.

»Scheiße, ist sie ...?«

»Tot?« Milan wagte es, das Wort auszusprechen, das Andra in der Kehle stecken geblieben war. Er beugte sich zu der leblosen, in einen dunklen Stoffmantel gehüllten Frauengestalt hinunter, die unmittelbar vor dem Toilettenbecken saß. In sich zusammengesunken, das Kinn auf der Brust, die Beine ausgestreckt in einer nach Kot und Urin stinkenden Pfütze.

Milan schob ihre Haare beiseite, prüfte den Puls der Halsschlagader und zog die Finger zurück, als er das Plastik auf der kalten Haut spürte.

»Ja.«

»Und ist es ...?«

Wieder musste Andra ihren Satz nicht vollenden, damit Milan wusste, was sie wissen wollte.

»Nein. Das ist nicht Zoe. Die Frau hier ist älter.«

Er vermutete, dass der schrottreif aussehende Kleinwagen da draußen ihr gehörte.

»Sie muss Jakob in die Quere gekommen sein. Und das hat sie mit dem Leben bezahlt.«

»Was hat er ihr angetan?«

Milan hob den Kopf der Toten an, und die Frage erübrigte sich. Blutgefüllte Augäpfel pressten sich golfballgroß aus ihren Höhlen. Jakob hatte sie mit einem Kabelbinder erdrosselt. Die arme Frau musste sich im Todeskampf entleert haben.

»Ich muss kotzen«, sagte Andra, tat es aber nicht. Sie presste sich lediglich die Hand vor den Mund, weswegen ihr nächster Satz kaum verständlich war. »Ist das ihre Zunge?«

Auch Milan hatte es bemerkt und schüttelte den Kopf.

»Nein.«

*Das ist keine Zungenspitze, die ihr da aus dem Mund schaut.*

Noch während er mit den Händen die Lippen der Toten berührte, wusste er, dass es falsch war und er sich wenigstens die Einweghandschuhe aus dem Verbandskasten hätte holen sollen. Allerdings waren seine Fingerabdrücke ohnehin auf der Leiche, da er nach ihrem Puls gesucht hatte. Weswegen er weitermachte und den Fingerstumpf herauszog.

»Sag mir jetzt bitte nicht ...«

»Doch.«

*Das ist seine Nachricht an uns. Dass er bis zum Äußersten geht. Der Ringfinger eines Teenagers, verpackt in einer Leiche.*

»Jakob hat sie verstümmelt.«

Irgendetwas an dem verschmierten Finger verstörte Milan noch über das offensichtliche Grauen hinaus, aber er konnte es nicht benennen.

Andra stöhnte auf, fuhr sich durchs Haar und klang nun so, als würde sie laut zu sich selbst sprechen. »Okay, okay. Schluss damit. Du hattest recht.«

»Was?«

»Jetzt ist der Zeitpunkt, die Bullen zu rufen. Scheiß auf deine Vorgeschichte.«

Sie forderte Milan auf, den Notruf zu betätigen, und fast hätte er es getan, wenn er beim Versuch, per Spracheingabe die 110 zu wählen, nicht vom Eingang eines Anrufs unterbrochen worden wäre.

YNBEKANNTPE TEIANEHMEP meldete das Display.

*Mörder*, sagte ihm sein Verstand.

## 31.

**H**aben Sie meine Nachricht gefunden?«, fragte Jakob.

»Sie krankes Schwein, Sie ...«

»Das beantwortet meine Frage, schätze ich.«

»Wer sind Sie? Und was zum Teufel wollen Sie von mir?«

Milan drehte sich zum Waschbecken, wo Andra mit der Haarspraydose in der Hand die Wandinschriften zu untersuchen schien.

*Gute Idee. Vielleicht hat Zoe ja eine Nachricht hinterlassen.*

*Obwohl ... Dann hätte sie ja hier auf der Toilette gewesen sein müssen. Und wieso sollte ihr Jakob oder seine Komplizin das gestattet haben?*

»Für diese Fragen haben wir keine Zeit.«

»Ganz genau, der Irrsinn endet hier. Wir rufen jetzt sofort die Polizei«, antwortete Milan, war jedoch nicht ganz bei der Sache, denn Andra bedeutete ihm, sich zwischen Handwaschbecken und dem Papierspender etwas anzusehen, was ihre Aufmerksamkeit erregt hatte.

»Was?«, formte er mit den Lippen.

Er konnte nur eine verwaschene Wandmalerei erkennen. Irgendjemand, der künstlerisch durchaus talentiert schien, hatte eine Tsunami-Monsterwelle gemalt, auf deren Kamm ein Totenkopf schwamm.

»Sie haben ›wir‹ gesagt. Interessant, ich hab mich schon gefragt, wie lange Sie mir Ihre Begleitung verschweigen wollen? Ihnen steht noch einiges bevor, da kann es nicht schaden, Hilfe zu haben.«

Mit einiger Verblüffung nahm Milan zur Kenntnis, wie Jakob ihn kurz bat, in der Leitung zu bleiben. Er nutzte die sonderbare Unterbrechung, um Andra zu fragen, was sie entdeckt habe.

»Haarspray ist ein perfektes Reinigungsmittel«, sagte sie, schüttelte die Spraydose und drehte sich zu ihm um.

»Haarspray? Im Ernst?«

»Vor allem Eddingflecken bekommt man ganz gut damit raus. Wer immer hier damit hantierte, hatte allerdings nicht viel Zeit. Siehst du die hellen Flecken in der Welle?«

Er trat vor. »Ja.«

»Die sind nachträglich zugefügt worden.«

»Mit Haarspray?«

»Es hat nicht viel gebracht, aber die Farbe hat sich dort, wo das Spray drübergewischt wurde, etwas gelöst.«

Andra fuhr die entsprechenden Konturen mit dem Zeigefinger nach.

»Lass mich raten: Das sind Zahlen und Buchstaben, wenn man genau hinsieht?«

*Und wenn man lesen kann.*

»Ganz genau.« Andra las vor, was sie in den Schattierungen der Welle zu erkennen glaubte: »K34A3W2.«

*Ein Code. DER CODE!*

Milan spürte einen Erregungsschub. Die Müdigkeit von vorhin war nur noch eine dumpfe Erinnerung.

*Also war sie hier! Zoe hat eine Nachricht für uns hinterlassen.*

Milan drehte sich zum Ausgang, wollte so schnell wie möglich mit Andra zurück zum Wagen, wo das Buch lag, mit dem sie die verschlüsselte Botschaft decodieren konnten, da knackte es im Lautsprecher des Telefons in seiner Hand. Jakob verlangte wieder nach ihm.

»So, erledigt«, hörte Milan ihn sagen, kaum dass er den Hörer wieder am Ohr hatte. »Ich an Ihrer Stelle würde jetzt die Leiche der Frau huckepack nehmen und vom Rastplatz verschwinden.«

Unbewusst griff Milan sich an den Kopf. »Ich soll für Sie die Drecksarbeit machen? Für wie blöd halten Sie mich! Wie ich schon sagte: Ich lege jetzt auf

und verständige die Polizei.«

»Nicht nötig. Das habe *ich* bereits getan.«

Milan hatte von seinem Kellertreppensturz auf Rügen noch eine kleine, erbsengroße Erhebung, die auch heute noch hin und wieder als Vorbote starker Kopfschmerzen unter dem Haaransatz zu pulsieren begann. So auch jetzt.

»Was?«, fragte er, unsicher, ob er den Erpresser richtig verstanden hatte.

»Gerade eben, als Sie in der Leitung waren. Über ein nicht zu verfolgendes Wegwerfhandy.«

*Jakob hat selbst die Polizei verständigt?*

»Was haben Sie denen denn gesagt?«

»*Ich* doch nicht«, lachte Jakob. »Die Dame zu Ihren Füßen war so freundlich, mir vor ihrem Ableben noch eine Audionachricht einzusprechen. Hier, hören Sie selbst.«

Dem Rascheln nach schien Jakob das Telefon vom Ohr zu nehmen und ein Abspielgerät, wahrscheinlich das erwähnte Wegwerfhandy, davor zu halten. Es zischte wie der Sendersuchlauf eines alten UKW-Radios, dann hörte Milan eine Stimme, die wie eine kalte Hand nach seinem Verstand griff, um jede Hoffnung darin zu zerquetschen.

»*Bitte, bitte helfen Sie mir*«, flehte die Frau, die in diesem Moment den Kabelbinder womöglich schon über ihrer Kehle spürte. Sie klang gepresst und gleichzeitig so, als hätte sich zu viel Spucke in ihrem Mund gesammelt, die sie am liebsten gemeinsam mit ihrer Todesangst ausspucken wollte.

»*Ich bin hier auf dem Parkplatz Eldetal. Auf dem Behinderten-WC. Er will mich töten. Er heißt Milan ... bitte ...*«

Die Aufzeichnung erstarb.

Andra, die sich dicht zu Milan gestellt hatte, um mitzuhören, zitterten die Hände. Ihr Gesicht war eine Maske des Schocks. Auch Milan hatte das Gefühl, dass seine Haut von innen vereiste. Er war zu keiner willentlichen Bewegung mehr fähig, konnte nicht einmal mehr sprechen. Selbst auf seinem Ohr lastete ein Druck, der die Worte des perfiden Erpressers dämpfte.

»Tja, kann also nicht mehr lange dauern, bis Sie Besuch bekommen. Sie haben einen kleinen Zeitvorsprung, weil die Schlampe die Himmelsrichtung zu erwähnen vergaß. Vielleicht schaut die Streife erst einmal auf dem Platz auf der anderen Autobahnseite vorbei. Aber wenn ich Sie wäre, würde ich jetzt alles dafür tun, dass die Bullen diesen Hilferuf am Ende nur für einen schlechten Scherz halten.«

Jakobs Stimme verlor jede zynisch aufgesetzte Freundlichkeit und wurde hart: »Mit anderen Worten: Schaffen Sie sofort die verdammte Leiche da weg.«

## 32.

Es heißt, man solle nie aus der Emotion heraus entscheiden. Nicht den Ehering dem Partner noch während des Streits vor die Füße werfen. Nicht die Wutmail an den Chef sofort nach dem nächtlichen Tippanfall abschicken. »Abstand« lautet das Zauberwort aller Mediatoren und Lebenshilfecochs. Und vermutlich würden die meisten Mentaltrainer auch dazu raten, Leichen keinesfalls sofort nach dem Anruf des Mörders von öffentlichen Toilettenanlagen wegzuzerren.

*Oder doch?*

Was war denn die Alternative?

*Abwarten und eine Nacht in U-Haft darüber schlafen?*

»Was tust du da?«, fragte Andra entsetzt, als Milan nach einer kurzen Denkpause eine Entscheidung getroffen und sich zu der Ermordeten gekniet hatte, um ihre Kleidung abzutasten.

»Die Autoschlüssel«, antwortete er knapp.

*Was sonst?*

Nicht nur die Leiche, sondern auch das Auto der Frau musste verschwinden. Am besten beides zusammen. Da der Killer die arme Frau nicht erstochen hatte, blieb es ihnen zumindest erspart, Blutlachen zu entfernen.

»Wofür?«, fragte Andra mit einem Kiekser in ihrer Stimme. Von der Kriegerin, die sich seelenruhig mit einer Keule einem Einbrecher in den Weg stellte, war sie momentan meilenweit entfernt.

*Da!*

In der rechten Jackentasche wurde er fündig und entnahm ihr ein Schlüsselbund. Dann griff er die Leiche bei den Hüften und hievte sie sich auf die Schulter.

»Warte doch mal!«, rief Andra.

Milan fühlte sich schwindelig. Zum einen machte ihm das Gewicht der Leiche zu schaffen, hinzu kam ihr Gestank nach Urin und Kot, den er sich jetzt quasi um den Hals gelegt hatte. Er würde durchdrehen, wenn er auch nur eine Sekunde länger in dem Behinderten-WC bleiben musste. Also riss er die Tür auf, sodass ihm der Nachtwind mit einem vereisten Handschuh ins Gesicht schlug.

»Wenn du dich auf sein Spiel einlässt, macht dich das erst recht verdächtig«, sagte Andra hinter ihm. »Noch haben wir nichts Unrechtes getan. Lass uns auf die Bullen warten und ihnen alles erklären.«

Sie flüsterte, jetzt, da die Tür offen stand. Als ob das einen Unterschied gemacht hätte, sollte sich jemand in diesem Augenblick in ihrer Nähe befinden. Andra hätte sich weiterhin die Kehle aus dem Hals schreien können. Zwar hörte Milan mehrere Streifenwagen mit eingeschalteten Sirenen näher kommen, aber genauso gut konnte es sein, dass ihm seine panikverzernte Einbildung einen Streich spielte.

Noch waren sie allein. Noch hatten sie Zeit, zu entkommen.

*Noch.*

»Ich spiele Jakobs Spiel schon seit heute früh«, brüllte er, ohne große Hoffnung, dass seine Worte Andra erreichten. Schritt für Schritt entfernte er sich von ihr und dem Toilettenhäuschen. Sekunden später hatte er den Kleinwagen der Toten erreicht.

Das Kennzeichen konnte er nicht lesen, doch den Pferde-Aufkleber am Heck verstand er ohne Dolmetscher.

*Vielleicht kam sie von einem Stall in der Nähe?*

»Ich darf keine Zeit verplempern.«

Er öffnete mit dem Schlüssel den Kofferraum, der bis auf ein Handtuch, alte Zeitungen und einen Verbandskasten leer war.

Andra war ihm gefolgt.

»Er hat Zoe den Finger abgeschnitten. DEN FINGER!«

»Das musst du mir nicht erzählen. Ich hab ihn in Klopapier gewickelt und

*EINGESTECKT!*«, schrie sie zurück.

»Dann schau dir das an!« Er drehte sich so, dass der Kopf der Leiche in Andras Richtung zeigte. »Was für einen Beweis brauchst du noch dafür, dass er Zoe töten wird, wenn ich ihn nicht stoppe?«

Unsanft ließ er die Leiche in den Kofferraum sinken und mühte sich ab, sie in Fötushaltung zu bringen, damit er den Deckel wieder zudrücken konnte.

»Du kannst nichts dafür«, sagte Andra – mit wenig Überzeugungskraft.

»Der Code, Andra. Denk an die Nachricht.«

Milan keuchte von der schweren Anstrengung. Der eisige Nachtwind kühlte seinen Schweiß. »Ich verstehe nicht, wieso, aber es gibt eine Verbindung zwischen mir und dem Mädchen. Sie verlässt sich auf mich. Ich bin ihre einzige Chance. Und die verspiele ich nicht mit U-Haft-Verhören.«

»Ist dir schon mal der Gedanke gekommen, dass das eine Falle sein könnte?«

*Der Zettel. Das Mädchen. Das Buch.*

»Ja. Aber wenn, stecke ich doch schon längst tief drin.«

Milan schloss die Fahrertür auf und ließ sich in den Wagen fallen. Es roch nach Hund und langen Waldspaziergängen. Er vergewisserte sich, dass auf der Rückbank kein Vierbeiner schlief. Offenbar hatte die Frau ihr Haustier auf ihrem letzten Ausflug nicht mitgenommen.

»Wir nehmen die nächste Ausfahrt und treffen uns hinter Leizen in der Nähe vom Dambecker See.«

Er wollte die Tür schließen, aber Andra hielt den Rahmen fest.

»Wieso kennst du diese Namen?«, fragte sie.

»Welche?«

»Von der Ausfahrt, den Orten. Vorhin konntest du dich an eine Straße in der Berliner City nicht erinnern, aber du kennst sämtliche Klohäuschen an der A19?«

*Ja. In der Tat.*

Erst beim Starten des Motors wurde ihm die Bedeutung der Antwort bewusst, die er Andra gegeben hatte.

»Weil das die Strecke nach Rügen ist.«

*Der Code. Der Parkplatz. Rügen.*

Auch das konnte kein Zufall sein.

Jakob hatte bewusst diesen Rastplatz ausgesucht. Nicht allein, weil er so wenig frequentiert war. Sondern weil er auf einer Route lag, die Milan in eine Region zurückführte, in der er jahrelang gelebt hatte. Und dennoch fand er sich dort schlechter zurecht als in einer wildfremden Stadt.

Dort.

In seiner Vergangenheit.

## 33.

### Lynn

Jakob pfiiff vergnügt vor sich hin, mit sehr viel Fantasie konnte man die Melodie von *Enjoy the Silence* heraushören, und allein dafür hätte sie ihn am liebsten mit dem Kopf aufs Lenkrad geschlagen; so lange, bis seine Stirn die Konsistenz von Crème brûlée hatte.

Wie konnte der Penner so guter Laune sein, wo er einen Fehler nach dem anderen gemacht hatte?

*Zu blöd, die Wohnwagentür abzuschließen. Zu dumm, Zeugen aus dem Weg zu gehen.*

Und was mochte er noch alles verbockt haben, von dem sie nichts mitbekommen hatte?

*Himmel.*

Es würde sie nicht überraschen, wenn sie gleich auf den Standstreifen ausscheren müssten, weil der Trottel vergessen hatte zu tanken.

»Du bist einfach der Hammer, Babe«, sagte er und schaltete wegen des erneut einsetzenden Schneeregens den Scheibenwischer auf mittlere Stufe. Mit seinem aufgesetzt fröhlichen Pseudoslang klang er wie ein hochnotpeinlicher Vater, der sich mit dem Versuch, Jugendsprache zu benutzen, vollkommen lächerlich machte.

»Was für eine krasse Idee, selbst die Polizei zu rufen.«

*Ja, klar. Vor allem, weil wir das ja auch getan haben.*

Jetzt hätte Lynn den eigenen Kopf aufs Armaturenbrett schlagen können.

*Was für ein Schwachmat.*

Milan stand unter Extremstress und mochte daher glauben, sie hätten sich tatsächlich selbst die Polizei auf den Hals gehetzt. Doch Jakob? Der war einfach nur unterbelichtet, und so geschwollen er auch bei seinen Anrufen daherredete, auf lange Sicht konnte er vor niemandem verbergen, dass er beim IQ-Test von einem Affen geschlagen wurde.

»Das war nur ein Bluff«, sagte sie, was Jakob allerdings nicht hörte, weil ihre Stimme in neuerlichem Gepfeife und dem Quietschen der Wischblätter unterging.

Wütend starrte sie durch die regenbenetzte Seitenscheibe auf die dunklen Schatten, die an ihr vorbeiflogen. Bäume, deren Stämme bis unter die Krone entastet waren und die sich bestimmt etwas Schöneres vorstellen konnten, als ein Leben lang in einer Abgas- und Lärmwolke stehen zu müssen.

»Also, ich muss schon sagen. Ihr seid echt das krassste Mutter-Tochter-Gespann, das mir je untergekommen ist«, hörte sie Jakob sagen; voller Anerkennung, *dieser Idiot*.

»Halt die Schnauze!«

Lynn presste die Stirn an die kühle Scheibe und schloss die Augen. Schlafen war allerdings keine Option. Nicht auszudenken, was passieren würde, wenn Jakob sich unbeobachtet wähnte und womöglich anfang, eigene Entscheidungen zu treffen und vom Plan abzuweichen.

*Dieser Trottel.*

Am liebsten hätte sie ihn noch vor Zoe entsorgt, zwei Quälgeister weniger auf der Erde. Aber sie musste sich zügeln. Durfte ihr Ziel nicht durch ihren Jähzorn aus den Augen verlieren.

Und wenn sie ehrlich war – was ihr in Bezug auf Jakob schwerfiel –, musste sie zugeben, dass sie es ohne ihn nicht so weit geschafft hätte. Verdammt, ohne ihn wäre sie noch nicht einmal auf die Idee gekommen.

»Woran denkst du?«

Sie seufzte und schluckte den Ärger über die Unterbrechung hinunter. »Ob Milan wirklich das Geld organisieren und uns auszahlen wird. Im Moment weiß

er ja noch nicht, was wir wissen.«

Jakob tätschelte ihr das Knie, ohne den Blick von der Straße zu nehmen.

»Lass das meine Sorge sein, Babe. Dem Penner werden die Augen aus dem Kopf fallen, wenn ihm erst mal klar wird, auf welchem Geldberg er da sitzt. Und dann stehen wir hinter ihm und halten nur noch die Hand auf.«

Sie rollte mit den Augen und kicherte.

Irritiert blickte er kurz nach rechts. »Was ist, wieso lachst du?«

»Weil ich mich darauf freue«, log sie und dachte: *Vor allem, weil du nicht weißt, dass mir das Geld scheißegal ist. Ich hab einen komplett anderen Plan. Und dessen Umsetzung wirst du wohl nicht mehr erleben.*

## 34.

### Milan

ENDE?«

Milan drehte den Rückspiegel so, dass er vom Beifahrersitz aus die Landstraße hinter ihnen im Blick hatte. Zu seiner Erleichterung folgte ihnen niemand. Keiner schien sie dabei beobachtet zu haben, wie sie den Kleinwagen abstellten. Sie hatten den Wagen in einem Waldweg neben einem Stapel geschlagener Baumstämme geparkt. Vermutlich würde die Leiche im Kofferraum schon am nächsten Morgen von Wochenendspaziergängern entdeckt – aber mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit nicht in den nächsten Stunden. Bei diesem Mistwetter schlich niemand durch den Wald an der B198, und wenn, interessierte er sich wohl kaum für eine abgestellte Schrottblaube.

»Ja, ENDE«, bestätigte Andra. »So lautet die Botschaft.«

K34A3W2

Sie war vor ihm am vereinbarten Treffpunkt gewesen und hatte die Zeit genutzt, um mithilfe des Buchs den Code zu entschlüsseln.

»Was will Zoe uns damit sagen?«

»Eigentlich ist die Botschaft ziemlich einleuchtend«, befand Andra. »Sie hat Todesangst.«

»Ja, aber sie ist klug. Sie benutzt eine Geheimsprache und hat einen Weg gefunden, die Botschaft zu deponieren. Jemand, der so denkt, verschwendet keine Zeit für unwichtige Informationen, die nichts zur Rettung beitragen.«

*Code. Zeit. Information.*

Milan ging im Geiste noch einmal seine eigenen Sätze durch.

... *Rettung* ...

»Halt mal bitte kurz an!«, bat er.

»Wozu?« Andra machte keine Anstalten, vom Gas zu gehen.

»Du musst etwas für mich googeln. Schnell!«

Andra schnalzte verärgert mit der Zunge, bremste so hart ab, dass ihr Zopf über die Schulter flog, fuhr an den Straßenrand und setzte den Warnblinker.

»Was?«

»Gibt es so etwas wie ein Rügener Telefonbuch?«

»Eher ein gesamtdeutsches Online-Verzeichnis. Aber ich weiß, worauf du hinauswillst.«

ENDE war kein Hinweis auf Zoes Gefühls- oder Gesundheitszustand.

*Sondern auf den Täter!*

Sie griff nach ihrem Handy und entspernte den Bildschirm mit dem Bild ihrer Tochter.

Er atmete durch, um sich wieder aufs Wesentliche zu konzentrieren, als Andra aufgeregt sagte: »Tatsächlich. Zwei Einträge.«

»Wo?«

»Einer in Gustow. Karin und Thomas Ende. Und noch einer in ...«

Sie stockte.

»Wo?«, fragte er, obwohl er die Antwort ahnte. Doch der Schock stellte sich dennoch ein, als Andra ihm die Adresse vorlas.

»Stubbenkammerstraße 14.«

## 35.

Die folgenden zwei Stunden der Fahrt verbrachten sie schweigend. Es war, als hätte die Erkenntnis, dass Zoes letzte Nachricht sie nach Lohme auf Rügen führte, ein akustisches Vakuum in dem Mini erzeugt. In Höhe Malchow – sie überholten gerade einen hässlichen Wohnwagen – schaltete Andra das Radio an, nur um die Musik nach kurzem Sendersuchlauf sofort wieder abzustellen. Zu unpassend waren die Klänge. Fröhliche Musik war wie Hohn, Molltöne verstärkten ihre fatalistische Stimmung.

*Stubbenkammerstraße.*

Zwar war dort kein *Jakob Ende* wohnhaft, sondern dem Netzeintrag nach ein *Frank-Eberhardt*, doch der wohnte tatsächlich in Hausnummer 14.

*Ausgerechnet.*

In dem alten, reetgedeckten Einfamilienhaus mit der blauen Tür, wenn es die denn noch gab. Es war ein kleines Wunder gewesen, dass es bei dem Brand nicht vollkommen zerstört worden war. Irgendjemand – vermutlich ein Nachbar – hatte sehr früh die Feuerwehr gerufen, deren Einsatzkräfte Milan mit Schädelbasisbruch am Fuß der Treppe gefunden hatten. Milan musste in dem Qualm erst die Orientierung, dann das Bewusstsein verloren haben. Nur wenige Minuten später, und er hätte es niemals wiedererlangt.

Als sie bei Stralsund über die Rügenbrücke fuhren, wanderte ein nervöses Kribbeln vom Steißbein ausgehend Milans Wirbelsäule hinauf. Er verkrampfte auf seinem Sitz, spürte, wie sein Atem drängender wurde, doch bevor seine Nervosität sich zu einer Panikattacke auswachsen konnte, durchbrach Andra das Schweigen und lenkte ihn mit einer verwirrenden Frage ab.

»Glaubst du, das Böse ist eine Krankheit?«

Er fuhr sich durch die Haare. Schluckte. »Reden wir von mir oder von Jakob?«

Sie lachte. Etwas zu laut. »Spinner. Du bist nicht böse. Was glaubst du? War er schon immer so?«

»Echt jetzt? Wir führen eine philosophische Diskussion, während uns ein Irrer durch die Nacht hetzt?«

»Wann, wenn nicht jetzt?«

Er überlegte, bevor er seine Antwort mit einer Salve von Gegenfragen vorbereitete.

»Du meinst, ob Jakob eine Ausnahme ist? Ein Fehler der Natur? Oder ob das Böse in jedem von uns steckt und wir es nur durch Erziehung im Zaum halten?«

Sie schüttelte den Kopf. »Meine Frage ist konkreter: Meinst du, das Böse ist etwas, was von Generation zu Generation weitergegeben wird?«

»Wie ein Gendefekt?«

Unbewusst fasste Milan sich an den Kopf. Er musste an Opa Willy denken, an den Hasen seines Vaters, den Willy angeblich getötet hatte, nur weil sein Sohn eine schlechte Note nach Hause brachte.

Es war nicht die einzige Anekdote über seinen Großvater, die so abstoßend war, dass er sie ins Reich der Legenden und Übertreibungen verwiesen hatte. Die allerschlimmste hatte ihm sein eigener Vater erzählt – ausgerechnet am Tag von Willys Beerdigung.

»*Weißt du, weshalb deine Oma so früh gestorben ist?*«, hatte er Milan gefragt, sein Blick schon glasig von dem vielen Alkohol, der auf der Totenfeier im Stubbenkrug ausgeschenkt worden war.

»*Sie ging bei Rot über eine Kreuzung, weil sie nicht so gut sehen konnte, und wurde von einem Auto erfasst.*«

»*Korrekt. Aber weißt du auch, wieso sie die Probleme mit den Augen hatte?*«

Milan war damals sieben Jahre alt gewesen. Ein Alter, in dem man traumatischen Schilderungen noch schutzlos ausgesetzt ist. Ohne den Schutzschild der Abstumpfung, der erst mit den Jahren wächst.

*»Wegen Willy. Ist dir eigentlich klar, weshalb er all die Waldspaziergänge gemacht hat? Er sammelte Zecken. Ganze Beutel voll. Und die benutzte er.«*

*»Wofür?«*

*»Um deine Oma zu bestrafen. Er legte sie ihr ins Bett, rührte sie ihr ins Müsli. Wann immer er der Meinung war, sie hätte nicht richtig gewischt oder die Hemden schlecht zusammengelegt. Einmal hat sie versehentlich einen Brief geöffnet, der an Wilhelm gerichtet war, und er bestrafte sie für ihre angebliche Neugier. Schlag sie bewusstlos. Als sie wieder aufwachte, lag sie mit den Händen an den Bettpfosten gefesselt, die Augenlider waren mit Isolierband festgeklebt, sodass sie nicht blinzeln konnte. Sie waren so weit geöffnet, damit er die Zecken platzieren konnte. Kannst du dir vorstellen, wie er grinsend an ihrem Bett saß und sich an ihren Schreien erfreute, während die Biester sich festsetzten und immer praller wurden und Oma das Augenlicht herauszogen?«*

Lange Zeit hatte er die Geschichte geglaubt, bis er später erfuhr, dass Zecken nur Blut saugten, keine anderen Körperflüssigkeiten. Wobei er sich bis heute nur dieser einen Tatsache sicher sein konnte: dass nicht die Zecken Omas Augen verletzt hatten. Aber ob Opa es nicht doch »ausprobiert« hatte? Und die Hornhaut ausgetrocknet war, weil Willy ihr die Lider festgeklebt hatte?

*»Vielleicht ist das Böse eine Erbkrankheit«, ergänzte Andra, die nicht wissen konnte, welche Erinnerungen sie in ihm ausgelöst hatte. »Ich meine, wir suchen immer nach Ursachen in der Kindheit, nach Traumata, die aus dem Opfer selbst einen Täter werden ließen, und sicher ist das häufig der Fall. Aber was, wenn Jakob gar nichts dafür kann, dass er so ist? Wenn er sich ebenso wenig dazu entschlossen hat, die Frau auf dem Klo zu erdrosseln, wie er entscheiden kann, ob er die Welt durch grüne oder braune Augen betrachtet?«*

Milan massierte sich die Schläfen, eine reine Übersprungshandlung. Denn auch wenn er langsam wieder etwas trinken sollte, seine sonst häufig unter Stress aufkeimenden Kopfschmerzen machten sich noch nicht bemerkbar.

*»Ich hab keine Ahnung, ob es ein Psychopathen-Gen gibt«, sagte er, um diese verstörende Unterhaltung zu einem Ende zu bringen. »Und es ist mir im Moment*

auch völlig egal. Es gibt wohl kaum ein Gegenmittel für Jakobs Störung, das diesen Wahnsinn hier und jetzt sofort beenden würde.«

Er sah auf seine Uhr. »Uns bleibt keine Zeit. Wir müssen das Mädchen vor Montag, 20.15 Uhr, finden, wenn es nicht sterben soll. Denn eines ist sicher: Eher stoppen wir diesen Verrückten, als dass ich das Geld zusammenkratze.«

Andra warf ihm einen Blick zu. »Ist das wirklich der Grund, weshalb wir auf diese Insel fahren?«

»Wie meinst du das?«

»Du verstehst mich schon. Du willst dem Mädchen helfen, sicher. Aber die Wahrheit ist doch, dass du Jakob nicht glaubst. Du hast sehr wohl etwas mit Zoe zu tun. Wie sonst sollte sie von dem Geheimcode aus deiner Jugend erfahren haben?«

»Ich weiß es nicht.«

Sie zupfte an ihrem Augenbrauen-Piercing. »Ich will ehrlich sein, Milan. Nachdem du zwei Jahre lang gebraucht hast, um mir zu erzählen, dass du Analphabet bist, fürchte ich mich etwas vor dem, was ich auf dieser Reise womöglich sonst noch über dich herausfinde.«

Erneutes Schweigen breitete sich aus, stand wie eine Mauer zwischen ihnen, die für einige Kilometer hielt, bis Milan sie einriss.

»Was ist denn mit dir?«

»Was soll mit mir sein?«

»Was erfahre ich über dich, wenn ich tiefer bohre?«

»Habe ich dir je Anlass gegeben, mir eine solche Frage zu stellen?«

Milan überlegte. Sollte er ihr sagen, dass er Hulks SMS gesehen hatte? Diese mochte einen ganz harmlosen Hintergrund haben. Dann würde er für nichts und wieder nichts Andras Vertrauen verspielen. Sie würde niemals mehr ihr Handy in seiner Nähe lassen.

Der Anfang vom Ende, auf das sie womöglich ohnehin bereits zusteuerten. Milan beschloss, zunächst ein sichereres Terrain zu beschreiten.

»Für den Anfang könntest du mich aufklären, was es mit deiner Taxi-Macke

auf sich hat.«

»Echt jetzt? Das ist es, was du von mir wissen willst?«

Sie mussten an einem beschränkten Bahnübergang anhalten, und als ihn der Güterzug passiert hatte, folgte Andra weiter dem Richtungspfeil auf ihrem Navigationsbildschirm.

»Weißt du, was ich an dir liebe? Dass du so kluge Dinge sagst, selbst wenn du manchmal gar nicht weißt, wieso, Milan.«

Sie blinzelte, als würde sie geblendet.

»Es war Silvester vor vier Jahren. Das erste Mal seit langer Zeit allein, Louisa war bei ihrem Vater. Auf einer Party hab ich mich, wie so oft damals, völlig weggeschossen. Wodka, Red Bull, Gin Tonic, Bier, alles durcheinander. Als ich gegen drei Uhr morgens an die kühle Luft kam, blieben meine Freundinnen noch zum Feiern. Ich wollte nach Hause. Allein. Bei mir drehte sich alles, und plötzlich wusste ich, ich hatte mich überschätzt. Ich würde den Weg niemals ohne Hilfe schaffen. Es schneite, immer noch knallten Böller und Raketen durch die Luft. Der Friedrichshain ist nicht gerade dafür bekannt, es an Silvester ruhig angehen zu lassen.«

Andras Stimme bekam feinste, aber hörbare Haarrisse.

»Jedenfalls habe ich die Taxe vorfahren sehen, nur ein Haus weiter. Ich hab mich zu dem Mercedes geschleppt, die Tür geöffnet, und der Fahrer nannte mir einen Nachnamen, den ich kaum verstand, so dicht war ich. Und fragte, ob ich das Taxi gerufen habe. Ich sagte: ›Ja, klar.« Denn an Silvester um diese Uhrzeit bei diesem Wetter war ein freies Taxi wie ein Sechser im Lotto. Also stieg ich ein, und der Kerl fuhr mich warm und sicher nach Hause.«

Ein weiteres Blinzeln. Mit einem Mal klang Andra sehr müde.

»Zwei Wochen später klopft es an meine Tür. Ein Mann steht davor. Blass, die Augen rot wie bei einem Allergiker auf dem Mähdrescher. Wie ein Mensch nach monatelanger Schlafolter. Und er fragt mich, ob ich Silvester in der Palisadenstraße in Höhe des Berliner Kriminaltheaters einer Frau ein Taxi vor der Nase weggeschnappt hätte.«

»Oh.«

»Er sah es mir an, dass er mich gefunden hatte.«

»Wieso hat er dich gesucht?«, fragte Milan, dem längst klar war, dass diese Geschichte kein gutes Ende nehmen konnte.

»Seine Frau hatte das Taxi gerufen. Sie war schwanger, und die Wehen setzten ein. Vor der Zeit, aber dafür umso heftiger. Sie hatte gerade mit ihrem Mann telefoniert, der als Gastronom außerhalb von Berlin ein Catering ausrichtete. Sie sagte ihm, sie würde ein Taxi rufen. Sie wollten sich im Krankenhaus treffen. Vermutlich war sie nicht schnell genug die Treppe runtergekommen. Jedenfalls, ich war schneller, und sie konnte danach keine Taxe mehr erreichen. Also setzte sie sich selbst ins Auto.«

Andra machte eine Pause. Holte tief Luft.

»Sie kam nur drei Straßen weit, da übersah sie während einer Wehe eine rote Ampel. Sie und das Kind waren sofort tot.«

*Großer Gott.*

»Wieso hat sie keinen Krankenwagen gerufen?«, fragte Milan.

Sie seufzte. »Ein GAU ist fast immer das Resultat mehrerer Fehler. Am Ende ist es müßig zu streiten, wer den größeren gemacht hat – den, der zur Katastrophe führte.«

Sie hob die Hand zu einer resignierten Geste und ließ sie wieder aufs Lenkrad sinken. »Der Mann hat mich über die Taxizentrale ausfindig gemacht. Der Fahrer konnte sich noch sehr gut an die Tussi erinnern, die ihm auf halber Strecke den Wagen vollgekotzt hat.«

Sie räusperte sich, und es war mehr als ein Frosch im Hals, den sie loszuwerden versuchte. Sie deutete auf das Zielfahnenpiktogramm im Display. Milan ahnte, dass sie nur deshalb weitersprach, weil sie sonst in Tränen ausgebrochen wäre. »Noch zweihundert Meter, dann links, und wir sind da. Ich schlage vor, wir fahren erst am Haus vorbei, um sicherzugehen, dass es wirklich dein ehemaliges Zuhause ist, dann suchen wir uns einen Platz, wo wir ungestört die Augen zumachen können. Oder willst du Herrn Ende um zwei Uhr morgens

aus dem Bett klingeln?«

»Nein.«

*Und das wird wohl auch nicht nötig sein*, dachte Milan nur zwei Minuten später. Weder zu klingeln noch sich einen Parkplatz für den Rest der Nacht zu suchen. Denn vor dem Haus Nummer 14 hatte die Nacht aufgehört zu existieren.

Die Dunkelheit, die über dem kleinen Ort an der Nordküste Rügens um diese Uhrzeit sonst dem schwarzen Loch Konkurrenz machte, wurde von zahlreichen Signalfeuern zerrissen. Von rot-blauen, rotierenden Lichtern. Notarzt, Polizei und Rettungswagen erleuchteten die gespenstische Szenerie wie Flakscheinwerfer den Luftraum über einem Kriegsgebiet. Und sie zeichneten ein so verstörendes Bild, dass Milan für einen Moment glaubte, er wäre in einen Sekundentraum gefallen, in dem ihm ein Gesicht erschien, das er erst vor wenigen Stunden zum ersten Mal in seinem Leben gesehen hatte.

»Das ist unmöglich«, hörte er Andra seinen eigenen Gedanken aussprechen.

Das Gesicht eines alten Mannes, der, auf eine Trage geschnallt, aus dem Haus in den Rettungswagen getragen wurde.

»Das ist doch ...«

»... genau der«, bestätigte Milan, während sie vor dem Rettungswagen stehen blieben.

*Kein Zweifel.*

Es war der verwirrte alte Mann aus dem Diner, der ihm die Pillen hatte schenken wollen. Das Medikament, mit dem Milan angeblich wieder würde lesen können.

*Wieder.*

## 36.

Die alte Dame öffnete ihnen die Tür mit einem so flehend hoffnungsvollen Gesichtsausdruck, dass es Milan fast das Herz zerriss.

Sie trug einen Morgenmantel und Plüschpantoffeln, beides farblich passend zu ihren blutunterlaufenen Augen. Die grauen Haare klebten ihr seitlich wie ein Vorhang am Kopf, was das dünne Gesicht noch schmaler wirken ließ. Ihre Hand fuhr zitternd zum Mund und blieb dort, als wollte sie schlechte Zähne verbergen. Dabei bemühte sie sich vermutlich nur darum, ihre zitternde Unterlippe zu verstecken. Ihre Augen füllten sich mit Tränen.

So musste eine Mutter aussehen, die sich an den Wunsch klammerte, alles wäre gut; dass die Polizisten ihr sagten, ihr vermisstes Kind sei gefunden worden und käme bald zu ihr zurück, gesund und wohlbehalten.

»Wer sind Sie?«, sagte sie zu Milan und Andra, aber selbst das klang nicht schroff oder abweisend, wie es um halb drei Uhr morgens angesichts wildfremder Besucher nur zu verständlich gewesen wäre.

Sie hatten gewartet, bis der Trubel sich gelegt hatte. Nachdem Krankenwagen, Polizei und Notarzt wieder weggefahren waren, ohne dass jemand die beiden Beobachter in dem Mini mit dem Berliner Kennzeichen bemerkt hatte, wussten sie noch immer nicht, was sie als Nächstes tun sollten.

Bis sie einen Schatten im Wohnzimmerfenster sahen. Eine kleine, zierliche Gestalt, die hinter dem Vorhang auf und ab lief, die Arme hinter dem Kopf verschränkt. Da hatten sie all ihren Mut zusammengenommen und an der Tür von Milans ehemaligem Elternhaus geklopft, denn eine Klingel gab es – anders als vor vierzehn Jahren – nicht. Die Tür war auch nicht mehr blau, sondern durch ein langweiliges, grau-weißes Baumarktmodell ersetzt worden.

»Es geht um Ihren Mann«, wagte Milan einen Schuss ins Blaue. Vom Alter her würde es passen. Der Mann, den Milan im Diner gesehen hatte und der eben gerade aus dem Haus getragen worden war, war etwa siebzig Jahre alt; so wie die Dame in der Tür, die jetzt mit leicht gekrümmtem Rundrücken vor ihnen stand.

»Ich verstehe nicht. Sind Sie von der Polizei?«

Andra und er schüttelten synchron den Kopf, wobei Andra anzusehen war, wie unwohl sie sich fühlte.

Was auch immer hier geschehen war – ein Herzinfarkt, ein Überfall oder sonst ein Schicksalsschlag –, es hatte die Frau offenkundig völlig aus der Bahn geworfen. Sie stand unter Schock.

Milan verstand jetzt, weshalb sogenannte Witwenschüttler von Skandalblättern sofort nach dem Todesfall zu den Hinterbliebenen geschickt wurden. In diesem emotionalen Ausnahmezustand konnte man die Opfer überrumpeln und nahezu alles mit ihnen machen: sie zwingen, alte Fotoalben vorzuführen und sogar für die Kamera zu posieren.

Einen Augenblick überlegte Milan, ob er sich als Reporter ausgeben sollte, doch dann entschied er sich für die Wahrheit.

»Ich glaube, ich habe Ihren Mann heute in Berlin getroffen.«

»In Berlin?« Ihre Augen wurden groß.

»Ich weiß, es klingt verrückt, weil es erst ein paar Stunden her ist ...«, sagte Andra, nervös an ihrem Zopf spielend.

*Und er sofort wieder zurückgefahren sein muss, um noch vor uns wieder hier zu sein.*

»... aber wir sind uns ziemlich sicher, dass ...«

»Kommen Sie rein«, unterbrach sie die alte Dame.

## 37.

Milan und Andra tauschten einen überraschten Blick und folgten ihr durch die Diele ins Wohnzimmer, wobei Milan unwillkürlich die Luft anhielt.

Er hatte mit heftigen Gefühlen gerechnet, schon beim ersten Schritt in das Haus hinein, in dem er die ersten vierzehn Jahre seines Lebens verbracht hatte. Plötzlich umgeben von Wänden, die sein erstes Lachen gehört, ihn im Schlaf behütet und seinen größten Kummer erlebt hatten. Allein die Diele hatte ihn öfter kommen und gehen sehen als jeder Mensch auf dieser Erde. Sie war Ausgangspunkt und Ziellinie seiner jugendlichen Reisen gewesen, zur Schule, zu Freunden. *Zu Yvonne.*

Doch das bittersüße, melancholische Gefühl der Erinnerung wollte sich nicht einstellen. Zu viel hatte sich seit dem Brand und ihrem Auszug verändert. Fußbodenbelag, Wandverkleidungen und Anstrich, Garderobe, sämtliche Möbel, nichts war mehr wie zu seiner Zeit, wie Milan erleichtert feststellte. Nur der Grundriss war geblieben, wobei das Wohnzimmer ihm sehr viel kleiner vorkam als früher. Was daran liegen mochte, dass er gewachsen war. Oder auch an den vielen Umzugskartons, die im gesamten Erdgeschoss standen, kreuz und quer verteilt auf dem grauen Schieferboden. Einige waren aufgerissen und gaben die Sicht auf Bücher, Töpfe, Badezimmerutensilien oder Wäsche preis. Auf den ersten Blick konnte Milan nicht sagen, ob die Bewohner dieses Hauses gerade ein- oder ausziehen wollten.

»Es tut mir leid, wir sind alt. Wir hätten uns beim Auspacken Hilfe holen sollen«, beantwortete die Frau Milans stumme Frage. »Aber setzen Sie sich doch.«

Sie deutete auf ein altes Ledersofa, auf dem ein Wäschekorb mit Werkzeug

stand. Milan schob ihn zur Seite, damit auch Andra Platz fand. Bevor er sich setzte, suchte sein Blick nach dem offenen Kamin, vor dem er früher beim Fernsehen so oft eingeschlafen war.

*Der Mama getötet hat.*

Gott sei Dank war auch dieser irgendwo in der Zeit verschwunden. Abgerissen und durch ein momentan noch leeres Bücherregal ersetzt.

»Ich kann Ihnen leider nichts anbieten.« Die alte Dame nahm auf einem modernen Fernsehsessel Platz, der nicht zum Rest der Einrichtung passte. Eine Stehlampe spendete viel zu gleißendes Licht.

»In Berlin?«, fragte sie nun erneut. Ihre Augen waren nicht mehr feucht, aber ihre Hände zitterten ebenso wie ihre Stimme.

»Ja. Gestern am späten Nachmittag«, antwortete Andra.

Die Dame nickte und schob sich eine Strähne hinters Ohr. Früher war sie vermutlich einmal sehr attraktiv gewesen, und irgendwo in einem dieser Umzugskartons befand sich sicher ein Fotoalbum mit Bildern, die das bewiesen.

»Ja, das kommt hin«, sagte sie und suchte den direkten Blickkontakt mit Milan. Halb zu seiner Verblüffung, halb zu seinem Entsetzen sagte sie traurig: »Ich hab Sie mir ganz anders vorgestellt.«

»Wie bitte?«

Es knackte in seinem Ohr, danach untermalte ein helles Summen die Worte der Hausherrin.

»Auf den Bildern sehen Sie ganz anders aus!«, stellte sie fest. Dabei schüttelte sie den Kopf, als wäre diese Erkenntnis so ungeheuerlich wie die Nachricht von einem Terroranschlag in unmittelbarer Nachbarschaft.

»Also Sie sind das!«

»Wovon reden Sie?« Milan hätte beinahe gebrüllt. Das Summen, gegen das er ankommen musste, wurde immer lauter. »Für wen halten Sie mich?«, zischte er und bereute es in der Sekunde, in der er die Antwort erhielt.

Als die alte Dame sagte:

»Sie sind ganz offenbar der Grund dafür, weshalb mein Mann sich heute das

Leben nehmen wollte.«

## 38.

Ich weiß, ich müsste jetzt bei ihm sein, aber es ist alles zu viel für mich.«

Sie konnte die mühsam aufrechterhaltene Fassung kaum noch wahren. Die Frau verwelkte, ein besseres Wort fand Milan nicht für das, was er beobachtete. Ihre Haut, die Muskulatur, das Knochengestüt – alles an der alten Dame schien nun den Kampf gegen die Schwerkraft zu verlieren.

»Erst fährt er mit dem Auto nach Berlin, obwohl er kaum geschlafen hat. Dann hetzt er noch am selben Tag wieder zurück, spricht kein Wort mit mir. Und dann schließt er sich weinend im Bad ein.«

Sie nestelte ein Stofftaschentuch aus der Tasche ihres Morgenmantels, ohne es zu benutzen.

»Mein Mann hat sich verändert. Es geht ihm nicht gut.« Sie lachte verzweifelt auf. »Na ja, das ist wohl offensichtlich bei jemandem, der sich mitten in der Nacht die Pulsadern aufschneidet, während seine Frau am Küchentisch Brote für ihn schmiert.«

»Wieso hat er das getan?«, fragte Andra. Leise, vorsichtig. Das war eine ihrer Stärken. So bierkutscherlaut sie schimpfen konnte, so einfühlsam fand sie die leisen Töne, wenn es nötig war.

»Das habe ich bereits den Ärzten erklärt. Er hat sich verändert. Ich weiß es noch genau, es war der zweite August. Er kam aus seiner Praxis zurück und sah aus, als hätte er einen Geist gesehen.«

»Praxis?«, fragte Milan.

»Er ist Arzt. Aber das müssen Sie doch wissen!«

»Woher?«

Sie neigte den Kopf. »Weil er Sie damals behandelt hat. Sonst wäre er doch

nicht zu Ihnen nach Berlin gefahren.«

*Frank-Eberhardt Ende hat mich behandelt?* Milan sagte dieser Name nichts.

»Was wollte Ihr Mann von mir?«

Die Frau räusperte sich und machte eine Bewegung, als wolle sie eine Fliege verscheuchen. Selbst diese Geste schien ihr das Äußerste an Kraft abzuverlangen.

»Sich entschuldigen, glaube ich.«

Eine Träne rollte über ihre zerfurchte Wange.

»Es tut mir leid, er hat mich nicht in alles eingeweiht. Eigentlich redete er überhaupt nicht mehr mit mir. Ich hab immer alles erst hinterher erfahren. So zum Beispiel, dass er unsere Konten aufgelöst und unser gesamtes Ersparnis in dieses Haus hier gesteckt hat.« Sie sah sich um, die Mundwinkel beinahe angewidert nach unten gezogen. »Ein Irrsinn. Der Verkäufer lebt jetzt in einer Suite des besten Hotels auf der Insel. Mein Mann muss es für das Doppelte des Marktwerts gekauft haben.«

»Aber wieso?«, wollte Andra wissen.

»Das hat er mir nicht verraten. Eines Morgens stand er neben meinem Bett und sagte, es hätte geklappt. Wir müssten umziehen. Da hatte er aus dem Baumarkt schon all die Kartons hier besorgt.«

Sie hustete in das Taschentuch. »Er redete kaum noch. Nur im Schlaf. Er kämpfte immer mit seinen Dämonen. Schrie sie an, dass er es wiedergutmachen würde. Dass er den Fehler bereue.«

*Fehler?*

Milan beugte sich zu ihr nach vorne, als sie fortfuhr:

»Ich nehme an, er hat Sie falsch behandelt, und diese Schuld nagt an seinem Verstand. Deswegen ist er heute den ganzen Weg zu Ihnen gefahren und wieder zurück. Sind Sie hochbegabt, mein Junge?«

Die Frage löste in Milan mehrere Empfindungen gleichzeitig aus. Einerseits trocknete ihm die Kehle aus, andererseits zog der Puls an. Eine typische Kampf-Flucht-Reaktion.

»Nein, ich ...« *bin eher das Gegenteil*, hatte er schon sagen wollen, da konkretisierte die Frau ihre Frage.

»Haben Sie eine Inselbegabung, die dazu führt, dass Sie im Alltag Probleme haben?«

Aus den Augenwinkeln sah Milan, wie Andra neben ihm unwillkürlich nickte.

»Frau Ende, ich ...«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich heiÙe nicht Ende. Mein Name ist Karsov.«

Milan spürte, wie Andra sich zu ihm drehte. Er ahnte, dass sie ihn fragend ansah.

Er selbst blieb wie versteinert sitzen, nachdem er den Namen der Frau erfahren hatte.

»Professor Patrick Karsov?«, fragte er.

»Das ist mein Mann«, bestätigte ihm die alte Dame.

»Chirurg der Rügener Inselklinik?«

»Du kennst ihn?«, flüsterte Andra neben ihm, und Milan nickte.

*Er hat mich operiert. Nach dem Brand. Vor dem Umzug.*

Deshalb war er ihm im Diner vage bekannt vorgekommen.

»Das war er einmal«, sagte die Frau. »Vor zehn Jahren hat er eine Praxis für Allgemeinmedizin eröffnet. In den Augen unserer Freunde ein Rückschritt. Patrick, der berühmte Neurochirurg, behandelte nun Fußpilz und Asthma. Aber die Praxis ließ ihm die Zeit, seine privaten Forschungen zu intensivieren. Sein Steckenpferd sind Savants.«

Milan blinzelte. »Ich fürchte, ich kann Ihnen nicht folgen.«

»Patienten, die nach einem schweren Hirntrauma plötzlich geradezu übernatürliche Kräfte entwickeln.«

Milan meinte sich an eine Doku über einen Mann zu erinnern, der sich an jedes Detail seiner Kindheit erinnern konnte, nachdem er einen Baseball an den Kopf bekommen hatte.

Frau Karsov winkte mit zittriger Hand ab. »Wie auch immer, lassen wir das.

Mein Mann praktiziert nicht mehr.« Sie schluckte schwer. »Seit Kurzem verschreibt er noch nicht einmal mehr Hustensaft.«

»Aber laut Telefonbuch wohnt in diesem Haus ein Frank- Eberhardt Ende?«, fragte Andra.

Frau Karsov musterte sie schweigend, fast prüfend, bevor sie antwortete: »Ich sagte doch, Patrick hat es ihm abgekauft. Wir leben jetzt schon seit acht Wochen hier, aber mein Mann wollte nicht, dass wir die Kisten auspacken. Er sagt, das Haus gehört uns eigentlich nicht. Wir verwalten es nur.«

»Für wen?«, wollte Milan wissen.

Die Frau des Chirurgen ging nicht darauf ein, fast wie in Trance sagte sie: »Das Einzige, was er sich eingerichtet hat, ist sein Arbeitszimmer.«

Sie schloss die Augen. Das psychische Gewicht, das auf ihr lastete, schien noch schwerer geworden.

»Dürfen wir es sehen?«, fragte Milan.

Eine Zeit lang blieb die Dame stumm, und Milan erinnerte sich daran, wie still es in dem kleinen Häuschen sein konnte, wenn alle schliefen. Er rechnete fest damit, dass seine Bitte abgeschlagen wurde, doch er hatte den Fatalismus der alten Frau unterschätzt. Das, was heute Nacht passiert war, hatte ihre Entschlusskraft, vielleicht sogar ihren Lebenswillen nachhaltig beschädigt.

»Wenn Sie unbedingt wollen.« Sie seufzte gleichgültig. »Aber erwarten Sie nicht, dass ich Sie begleite. Wissen Sie, der Anblick von alldem Blut in der Badewanne war schon schrecklich. Aber wenn ich ehrlich hin, graut es mir vor Patricks Kellerzimmer noch viel mehr.«

## 39.

Im Alltag kämpfte Milan oft gegen das Gefühl, ausgesetzt in einem fremden Land zu sein. Er verstand die Sprache nicht und konnte die Zeichen nicht übersetzen, die ihm auf Plakatwänden, Straßenschildern und Häuserwänden begegneten. Doch diese Empfindung, ein gestrandeter Tourist zu sein, war nichts im Vergleich zu dem, was der Anblick des sogenannten Arbeitszimmers in ihm auslöste.

Milan folgte Andra in den niedrigen, fensterlosen Kellerraum, den er schon als Kind gemieden hatte. Damals war hier der Sperrmüll gelagert worden, auch wenn seine Eltern die ausrangierten Stühle, Tische, Spielsachen, Fahrräder und alten Kommoden niemals als solchen bezeichnet hätten. Jetzt war der Raum nicht so vollgestellt, und trotzdem fand Milan sich einer fremden Welt ausgesetzt, die selbst ein Lesender nicht begreifen konnte. Denn sie war ganz offensichtlich die Welt eines Wahnsinnigen.

*Besessen*, das war das Erste, was Milan durch den Kopf schoss, als er sich umsah.

Von dem ursprünglichen Gemäuer dieses quadratischen Raumes sah man kaum noch den Putz. Die Wände waren mit Fotos, Zeitungsartikeln, Computerausdrucken und herausgerissenen Buchseiten tapeziert.

»Vorsicht«, mahnte ihn Andra, aber da war es schon zu spät. Milan war auf einen von Hunderten Post-it-Zetteln getreten, mit denen Karsov den Boden gepflastert hatte. Alle handbeschrieben mit einem pedantisch wirkenden, winzig kleinen Schriftzug. Milan löste einen gelben Haftzettel von seinem Sneaker und suchte nach einer Stelle, an der er gefahrlos auftreten konnte. Am Ende blieb ihm nichts anderes übrig, als einen Stapel Akten mit dem Fuß zur Seite zu

schieben, um an den Tisch zu treten. Es war eine Art Zeichentisch, wie man ihn von Architekturbüros kannte. Mit der leicht angeschrägten Arbeitsplatte sah er aus wie ein übergroßes weißes Rednerpult. Mit Reißzwecken waren zahllose Fotos ins Holz der Tischplatte gepinnt, die alle ein und dasselbe Gesicht zeigten, aufgenommen im Abstand von über einem Jahrzehnt. Dabei waren die Fotografien wie auf einem Zeitstrahl von links nach rechts angeordnet.

»Ach du Scheiße«, sagte Andra, als sie den Mann auf den Aufnahmen erkannte.

Das erste Bild sah aus wie aus einer Zeitung ausgeschnitten, es lag neben einem Passfoto, gefolgt von Fotos, die aus dem Internet stammen konnten, wobei sich Milan nicht sicher war, ob es dort überhaupt welche zu finden gab. Er hatte sich ja noch nie selbst gegoogelt.

»Was hat das zu bedeuten?«, wollte Andra wissen.

Er musste ihr eine Antwort schuldig bleiben. Milan hatte keine Ahnung, weshalb der Arzt sich so intensiv mit ihm beschäftigt hatte. Mit Milan Berg, dessen Schädel Karsov vor über vierzehn Jahren hatte öffnen müssen, um den Druck des Hirnödems nach dem Treppensturz zu lindern.

*»Ich nehme an, er hat Sie falsch behandelt, und diese Schuld nagt an seinem Verstand.«*

»Was steht auf all den Zetteln?«, fragte Milan in der Hoffnung auf eine Erklärung für diesen unheimlichen Personenkult. Andra löste wahllos zwei DIN-A4-Blätter von der Wand und las von einem vermutlich die Überschrift vor.

»Neuer Wirkstoff lässt Neuronen wieder wachsen«.

Sie wechselte zu dem zweiten Blatt.

»Das Forscherteam des Helmholtz-Zentrums für Stammzellenforschung lässt Querschnittsgelähmte hoffen«.

Milan schüttelte den Kopf. »Das kann nichts mit mir zu tun haben. Ich bin nicht gelähmt.«

»Und warum dann das alles?« Andra zeigte auf die Fotos auf dem Tisch.

»Meinst du, Karsov ist einfach nur ein Fan von dir und braucht bei der Arbeit deinen Anblick?«

*Was immer er hier unter Arbeit versteht.*

Sie löste einen weiteren Ausdruck von der Wand und las:

»»Was wir sahen, war eine Umkehr der Krankheit«, berichtete Greg Brown von der Universität Washington.«

»Eine Umkehr?«

*Von welcher Krankheit?*

War etwa Analphabetismus gemeint? *Aber nein, das war keine Krankheit, keine anerkannte Störung.* Und dennoch war es, als hätte Andra mit dem Zitat aus dem Artikel den Schlüssel zum Tor seiner Erinnerungen gefunden. Milan musste wieder an die Begegnung mit dem Professor im Diner denken.

Seine Stimme war ihm so präsent, als stünde er direkt neben ihm: *»Wenn Sie das nehmen, werden Sie vielleicht wieder lesen können.«*

Eine Umkehrung der Krankheit!

Milan blinzelte, zwang sich in die Gegenwart zurück, in der Andra weiter aus dem Artikel vorlas: *»Das neue Mittel kann eventuell auch Thrombektomien unterstützen oder sogar ersetzen.«*

»Was?«

Sie wiederholte es, doch Milan hatte es akustisch verstanden. Er wusste nur nicht, was mit Thrombektom-*irgendwas* gemeint war.

Andra öffnete eine Schreibtischschublade.

»Großer Gott!«, stöhnte sie, auch wenn es nur eine halbe Banane war, die vermutlich seit Tagen in dem Fach vor sich hin faulte.

»Moment mal«, bat Milan, als Andra die Schublade wieder zuschieben wollte, doch da hatte sie es auch gesehen.

Sie nahm ein Taschentuch aus ihrer Hosentasche und zog mit dessen Hilfe die Krankenakte unter der Banane hervor.

»Die trägt meinen Namen, richtig?«

Andra nickte und schlug den braunen Einhängeordner auf. Er war gefüllt mit

Blättern, die nur zum Teil eingeklebt waren, zum Teil lose zwischen den Deckeln lagen. Erneut fiel ihnen ein Zeitungsartikel in die Hände.

»Und das ist hier.« Milan konnte nur das Foto des Aufmachers der Lokalzeitung erkennen, aber das zeigte eindeutig das Haus, in dessen Keller sie standen. Das Haus, in dem er groß geworden war und seine Mutter verloren hatte.

»Lies vor!«

Er beobachtete, wie Andra beim Lesen stumm die Lippen bewegte.

So wie Yvonne früher in der Schule, wenn sie eine schwierige Arbeit zu meistern hatte.

Am Ende weiteten sich Andras Augen. Als sie das Blatt samt der Akte sinken ließ, wirkte sie so bestürzt, wie er sie noch niemals zuvor gesehen hatte.

»Was?«

Sie schüttelte den Kopf. Flüsterte: »Ich kann das nicht.«

»Was soll das heißen?«

Als sie noch immer nicht reagierte, hätte er sie am liebsten geschüttelt: »Was zum Teufel steht in diesem Artikel?«

»Tut mir leid, Milan.«

Sie legte die Akte zurück in die Schublade.

»Hey, hey ... warte!«

Er schrie ihr hinterher, doch sie ließ sich nicht beirren und stürmte ohne ein weiteres Wort die Kellertreppe hinauf, bis er ihre Schritte über seinem Kopf durch die Diele hallen hörte, aus dem Haus und in die Nacht hinaus.

40.

## Kurt / Berlin

**VERMISST!!!**

**100 Euro Belohnung.**

*Das künstlerische Talent hat Milan von mir geerbt*, dachte Kurt mit zufriedenenem Blick auf das Flugblatt, das er eben aus der Erinnerung gezeichnet hatte. Inklusive Reißzwecknadel und dem Laubbaum, an dem es vor Jahren befestigt gewesen war. Zwei Wochen hatten sie erfolglos nach Tinka gesucht, der geschickten Hauskatze, die eigentlich schon zu faul gewesen war, von ihrem Platz über der Heizung die drei Meter zum Fressnapf zu schleichen, und die auf einmal wie von der Insel verschluckt schien.

Dutzende Flugblätter hatten sie verteilt und aufgehängt. An den Straßenbäumen, der Litfaßsäule am Ort, in der Bäckerei. Hilde hatte im Stubbenkrug einen Zettel mit dem Foto der Katze über die Bar gepinnt; gut sichtbar fürs Stammpublikum, das an den Wochenenden oft bis drei Uhr morgens ihre Kneipe unsicher machte. »Die Letzte vor dem großen Absturz«, wie die hemdsärmelige Besitzerin oft lachend gesagt hatte, in Anspielung auf die Tatsache, dass die urige Blockhütte nur wenige Meter entfernt von der Rügener Steilküste stand.

*Gott, wie lange ist das jetzt her?*

Kurt sah im Zimmer seines Seniorenheims vom Schreibtisch zu seinem unbenutzten Bett hinüber und gab den Gedanken an Schlaf endgültig auf.

Heute würde er kein Auge mehr zutun.

Senile Bettflucht hatte er es früher scherzhaft genannt, wenn ältere Patienten

schon um drei Uhr morgens durch die Krankenhausgänge zum Kaffeeautomaten schlurften. Nur dass bei ihm die Bettflucht heute schon vor dem Schlafengehen eingesetzt hatte.

Bereits das kurze Telefonat am Vormittag mit Professor Karsov hatte ihn aufgewühlt. Und jetzt, nach allem, was in der Zwischenzeit passiert war, war es logisch, dass er seitdem keine Ruhe gefunden hatte. Wobei er auch alles falsch gemacht hatte, was man falsch machen konnte, wenn die Dämonen der Vergangenheit anklopfen. In melancholischen Erinnerungen zu baden, indem man die Aufnahmen seiner verstorbenen Lebensliebe herauskramte, war kein geeigneter Abwehrmechanismus, um trübsinnige Gedanken fernzuhalten.

Ebenso wenig wie die Erinnerung an die gescheiterte Suchaktion nach Tinka.

Sie hatten damals viel zu viele Flugblätter gedruckt, Kurt hatte stets eines bei sich gehabt, sogar an dem Tag, als er von der Schulleiterin, Frau Läubich, zum Gespräch gebeten worden war. Eine sehr dünne, durchtrainierte Frau, die immer so aussah, als käme sie gerade frisch geduscht mit roten Wangen aus dem Fitnessstudio, was ihr den doppeldeutigen Spitznamen »Frau Läubig« eingebracht hatte. Ihre Haare waren zu einem praktischen Pferdeschwanz gebunden, und sie trug niemals Röcke oder Kleider, sondern meistens einfarbige Leggings, Turnschuhe und Sweatshirts, dabei unterrichtete sie Deutsch und Geschichte.

»Ihr Sohn ...«, hatte sie begonnen, und Kurt hatte mit einem weiteren Vortrag über ein anstehendes schlechtes Zeugnis gerechnet.

»Geht es um Milans Versetzung?«

Es wäre nicht das erste Mal gewesen. Im Hause Berg konnte man mit den blauen Briefen mittlerweile die Wände tapezieren. Und auch sonst gab Milan oft genug Anlass für ein Lehrer-Eltern-Gespräch.

Sie hatten die Feststellung gemacht, dass »Kurtchen« mit seiner verbindlichen Art die Wogen besser glättete als Jutta, die wie eine Furie loslegen konnte, wenn sie das Gefühl hatte, man wollte ihr Kind benachteiligen.

Weswegen es mittlerweile Routine war, dass Kurt Termine wie diesen hier allein

wahrnahm.

»Nein. Es geht nicht um seine Versetzung. Das heißt: noch nicht. Ich muss Ihnen jetzt einige unangenehme Fragen stellen, Herr Berg, die Sie, wenn es Ihnen lieber ist, gerne auch nur mit Ja oder Nein beantworten können.«

*Haben Sie aufgehört, Ihre Frau zu schlagen?* Kurt hatte an das scherzhafte Beispiel für eine unangenehme, weil unmöglich mit Ja oder Nein zu beantwortende Frage gedacht.

Der Direktorin jedoch war nicht zum Kalauern zumute gewesen.

»Ist Milan Bettnässer?«

Kurt hatte keine Erinnerung mehr daran, ob er Frau Läubich mit offenem Mund oder mit eingefrorener Miene angestarrt hatte. Wahrscheinlich hatte er sich in ihrem langweilig eingerichteten Beamtenbüro verunsichert umgeschaut, während er seine Gedanken sortierte und schließlich so etwas sagte wie:

»Er ist vierzehn. Wie kommen Sie darauf?«

Tatsächlich hatte es bei Milan, als er zwölf war, einen Rückfall gegeben. Seit vielen Jahren trocken, hatte er auf einmal in der Nacht seine Blase nicht mehr kontrollieren können und deswegen auch nicht an der Klassenfahrt teilnehmen wollen. Dann stellte sich heraus, dass sein Körper eine Vasopressin-Schwäche hatte. Er produzierte zu wenig von dem Hormon, das die Niere nachts auf Sparflamme setzt. Eine kurze Behandlung hatte den Hormonhaushalt wieder in Ordnung gebracht, und seitdem hatte es keinerlei Beschwerden mehr gegeben.

»Es gibt auch Erwachsene mit diesem Problem«, hatte Läubich erklärt.

»Nicht bei Milan. Also nicht, dass ich wüsste.«

»Wie ist es mit Feuer?«

»Ich verstehe nicht, was Sie meinen.«

»Kokeln. Zündelt er?«

Heute, fast zwanzig Jahre später, brannte diese Frage der Schulleiterin noch immer in seinem Gedächtnis. Die Stichflamme, mit der sie immer wieder aufloderte, hatte in all der Zeit nichts von ihrer Intensität verloren. Das dritte Verdachtsmoment hatte Kurt seinerzeit schon fast erleichtert zur Kenntnis

genommen, allerdings nur, weil er nicht gewusst hatte, worauf das Gespräch am Ende hinauslaufen sollte.

»Wir haben heute etwas im Spind von Yvonne Frankenfeld gefunden.«

»Sie meinen, in dem seiner Freundin?«

»Genau.«

»Drogen?«

»Nein. Aber es ist nicht weniger ernst.«

Kurt hatte schwer ausgeatmet und an das Buch gedacht.

*Darum ging es also.*

»Willst du es nicht irgendwann mal zurückbringen?«, hatte er Milan gefragt, nachdem der Roman schon seit über zwei Monaten bei ihm im Zimmer lag.

*Das Geschenk.*

Erkennbar ein Exemplar aus der Schulbibliothek, aber ohne Ausleihstempel in der dafür vorgesehenen Spalte auf der letzten Seite. Was dafür sprach, dass Milan es sich nicht ausgeborgt, sondern gestohlen hatte.

»Worum handelt es sich?«, hatte er Frau Läubich gefragt und war ihr auf ihre Bitte hin aus dem Büro die Treppe hinunter ins Erdgeschoss des Schulgebäudes gefolgt, wo sich der Biologieraum befand. In einem Hinterzimmer, das vermutlich nur für Lehrer zugänglich war, wurden Mikroskope und andere Unterrichtsmaterialien aufbewahrt, darunter eine Schmetterlingssammlung und ausgestopfte Wildtiere. Für empfindlichere Anschauungsobjekte gab es eine Kühltruhe, die Frau Läubich nun mit den Worten aufzog: »Ich muss Sie warnen, Herr Berg. Es ist kein schöner Anblick.«

Tatsächlich war das noch stark untertrieben. So, als würde man über einen Menschen sagen, der vom Zug überrollt worden war, er wirke etwas mitgenommen.

Tinka sah nicht mehr aus wie auf dem Flugblatt. Sie sah überhaupt nicht mehr aus wie eine Katze, sondern wie ein zeretzter Fleischhaufen, den man in eine Fellhülle gequetscht hatte.

»Er hat sie mit ihren eigenen Gedärmen erdrosselt«, hatte die Direktorin

vorwurfsvoll gesagt und dabei offengelassen, ob das geschehen war, bevor oder nachdem der Katze die Augen ausgestochen worden waren.

»Wer?«, hatte Kurt gekrächt und trotz der Umstände nicht im Traum mit dieser Antwort gerechnet.

»Milan. Wir haben Ihren Sohn dabei erwischt, wie er sie in den Spind legte.«

An diesem Wendepunkt seiner Erinnerungen angekommen, dem Moment, der ihrer aller Schicksal besiegeln sollte, hieb Kurt im Seniorenheim mit der Faust auf den Schreibtisch. Dann krallte er sich an der Kante fest, als könne er damit verhindern, im reißenden Strom seiner Gedanken weiter abgetrieben zu werden.

Mit größter Willensanstrengung gelang es ihm, aufzustehen und ans Fenster zu treten, durch das er die vom Wind gepeitschten, laubleeren Linden im Hof sehen konnte. Mit ihren bedrohlich schwankenden Kronen wirkten sie wie auf der Stelle tanzende Riesen.

*Ein Requiem wäre wohl die passende Musik*, dachte Kurt bitter.

Er trat dicht an die Scheibe, presste die vom Leben zerfurchten Hände dagegen und dachte wieder an Milan.

*Bettnässen.*

*Zündeln.*

*Tierquälerei.*

Er fragte sich, ob sein Sohn die Wahrheit schon herausgefunden hatte. Und wie viel Zeit ihm noch blieb, bevor er zurückkehren und seinen Vater umbringen würde.

## 41.

### Milan / Rügen

**M**ilan hatte nur wenige Sekunden verstreichen lassen, ein verzögerter Schreckmoment, bis er Andra gefolgt war, und dennoch hatte er sie bereits an der offenen Haustür verloren. Das Letzte, was er von ihr sah, waren die Rücklichter des Minis, bevor diese beim Waldrand um die Ecke Richtung Kreisverkehr verschwanden.

*Was hast du nur gelesen, das dich so sehr erschreckt hat?*

Ratlos sah Milan sich um. Die Wohnsiedlung, die vorhin noch im Feuerwerk der Signallichter explodiert war, wirkte nach Abzug der Einsatzfahrzeuge wie eine schlafende Schildkröte, die sich unter den Panzer der Dunkelheit zurückgezogen hatte. Das Rauschen des Windes, der an den Bäumen, Büschen und akkurat geschnittenen Hecken zerrte, gab einen Vorgeschmack auf das Tosen der Ostseewellen, die sich einen Katzensprung entfernt auf die Küste warfen.

Als Milan auf den gefrorenen Rasen des Vorgartens trat, der in seiner Kindheit eher einem Bolzplatz geglichen hatte, waren seine Sinne in höchster Alarmbereitschaft. Er meinte das Salz in dem feinen Nieselregen zu schmecken, er roch das Meer trotz der Kälte, in der sich Gerüche weniger gut verbreiteten als in wärmerer Luft. Milan meinte, selten zuvor so gut gehört, gefühlt und gesehen zu haben, doch das alles half ihm nicht, die Fährte aufzunehmen. Andra konnte zurück nach Berlin oder nur zur nächsten Tankstelle gefahren sein. Vielleicht würde er niemals den Grund für ihre panikartige Flucht erfahren, denn den Artikel, der sie offensichtlich so verstörte, hatte sie mit sich genommen.

»Herr Berg?«

Er zuckte zusammen, bevor er sich zu der Frau des Professors herumdrehte und sich dafür entschuldigte, die Kälte in ihr Haus gelassen zu haben.

»Ich werde jetzt wieder gehen«, sagte er, auch wenn er keine Ahnung hatte, wohin. Ihm fiel ein, dass er in der Eile seine Krankenakte nicht mitgenommen hatte. Er hätte sie mit seinem Telefon einscannen und sich mithilfe einer Transkriptions-App vorlesen lassen können.

»Dürfte ich vorher noch einmal kurz in den Keller schauen?«

Sie schüttelte den Kopf. »Es ist spät. Außerdem denke ich mittlerweile, dass es ein Fehler war, Sie überhaupt hereingelassen zu haben.«

»Tut mir sehr leid, dass wir Sie gestört haben«, antwortete Milan und suchte in ihrem müden Gesicht nach dem Grund für ihre plötzliche Verschlossenheit. »Na dann, am besten, Sie öffnen heute keinen weiteren Unbekannten mehr die Tür.«

Er wandte sich ab, doch Frau Karsov hielt ihn mit ihren leise gemurmelten Abschiedsworten zurück.

»Oh, Sie waren für mich doch keine Unbekannten«, sagte sie.

Milan blieb stehen. »Sie meinen, weil Sie mich von den Fotos kennen?« *Die in einem Arbeitszimmer hängen, in dem ganz offensichtlich jemand den Verstand verloren hat.*

Frau Karsov nickte. »Und von dem letzten Besuch.«

Milan lächelte bedauernd. Die Nacht musste die Dame sehr mitgenommen haben.

»Ich habe Sie noch nie zuvor besucht, Frau Karsov.«

»Sie nicht, aber Ihre Freundin.«

»Andra?«

Milan spürte, wie es unter seiner Narbe wieder zu puckern begann. Und das unangenehme Gefühl breitete sich aus. Bald würde er am ganzen Kopf einen Druck fühlen, als trüge er einen zu eng anliegenden Motorradhelm.

»Genauer gesagt hat sie nicht mich, sondern meinen Mann besucht, und sie

haben sich nicht hier getroffen, sondern beim Italiener, zwei Straßen weiter. Sie war in Begleitung eines sehr kräftigen, einschüchternd aussehenden Mannes.«

*Günther*, musste Milan unweigerlich denken.

»Ich kam gerade vom Einkaufen zurück, habe sie nur kurz und aus der Ferne gesehen.« Frau Karsov schlug den Kragen ihres Morgenmantels hoch.

»Vermutlich habe ich sie deshalb nicht sofort wiedererkannt. Aber jetzt bin ich mir sicher.«

Sie strich sich eine Strähne glatt.

»Ich dachte noch, was für ein adrettes Mädchen neben so einem Schlägertyp.«

»Wann soll denn das gewesen sein?«, fragte Milan skeptisch.

*Das muss ein Irrtum sein.* »Adrett« war nicht gerade ein Begriff, der einem bei Andras Anblick als Erstes einfiel. Die Beschreibung von Hulks rechter Hand passte jedoch hervorragend.

»Ende Juli, glaube ich. Mein Mann sagte später, sie wäre eine Medizinstudentin, die einen Doktorvater sucht.«

Ihr Blick wurde hart. »Ende Juli«, wiederholte sie, und auf einmal wusste Milan, wieso sie so abweisend geworden war. Welche unheimliche Schlussfolgerung sich ihr geradezu aufgedrängt haben musste.

Sie denkt, wir sind die Ursache für Karsovs Suizidversuch.

Nun war auch Milan so weit, dass er am liebsten wie Andra geflüchtet wäre. Aber nicht seiner Freundin hinterher. Sondern in die entgegengesetzte Richtung.

»Ich wundere mich nur, weshalb mir das nicht schon früher aufgefallen ist«, hörte er die Frau des Professors mit belegter Stimme sagen, bevor sie die Tür vor ihm schloss, »aber ich sah Ihre Freundin das erste Mal, unmittelbar bevor mein Mann den Verstand verloren hat.«

## 42.

Es gab eine Abkürzung, wenn man zum Stubbenkrug wollte, um die asphaltierte Landstraße zu vermeiden, aber die führte querfeldein durch den Wald. Ein schmaler Trampelpfad, den man selbst bei Tageslicht kaum vom Unterholz unterscheiden konnte. Nachts, nur mit einer Handytaschenlampe bewaffnet, war ein verstauchter Knöchel das Mindeste, womit man rechnen musste. Milan hatte dennoch diese Route zum einzigen Ort gewählt, wo er heute Nacht womöglich noch eine offene Tür fand. Es war längst Samstag und der Stubbenkrug die einzige Kaschemme im Umkreis von dreißig Kilometern, die keine Sperrstunde kannte. Andra hatte mit ihrem Wagen auch seine Winterjacke mitgenommen, die auf der Rückbank lag. Und nur mit Sneakers, Sweatshirt und Jeans bekleidet, war es bitter nötig, sich schnellstmöglich einen warmen Platz zum Übernachten zu suchen.

Wenigstens lief er nicht Gefahr, Andra hier draußen zu begegnen, falls sie, einem plötzlichen Sinneswandel folgend, in den Rückwärtsgang schaltete. Denn auch wenn Milan sich ohne Auto und ohne Begleitung hilflos fühlte, so wollte er doch vorerst allein sein, um über die wahnwitzigen Ereignisse der letzten Stunden nachzudenken.

Wobei er kaum dazu kam, seine Gedanken zu sortieren.

Der schmale Lichtkegel seines Telefons erleuchtete nur einen kleinen Radius, in dem sich die den Wegesrand säumenden Laubbäume erst in letzter Sekunde zeigten. Milans Sinne mussten sich zusätzlich voll auf die Umgebungsgeräusche konzentrieren. Auf das Stöhnen der Äste, die sich mit dem Wind bogen, das Knacken, Ächzen und Brechen von Blättern, Stämmen, Rinde und Gestrüpp. Dazu wurde mit jedem Schritt das Brandungsrauschen an der Steilklippe lauter,

der Geruch des Meeres intensiver. Und wäre Milan ein schreckhafter Mensch, hätte er sich bei dem plötzlichen Alarm, der die Finsternis zerriss, vor Angst die Lunge aus dem Leib geschrien. So aber stieß er nur einmal keuchend den Atem aus, und es gelang ihm sogar, das schreckliche Klingeln abzustellen, indem er den Anruf entgegennahm.

»Hallo?«

Er hörte jemanden schluchzen, dann tief Luft holen und wieder schluchzen.

»Andra?«

Die Stimme, die er daraufhin hörte, war eindeutig weiblich, doch sehr viel jünger als die seiner Freundin.

»Ich bin im Bad«, sagte das Mädchen, und ihr ängstlicher, gequälter Tonfall passte zu dem Bild des verheulten Teenagers, den er tags zuvor auf der Rückbank des Volvos gesehen hatte.

Zum ersten Mal hörte er die Stimme des entführten Mädchens, ohne dass es gefoltert wurde.

»Zoe! Wo bist du? Wo genau? Hast du eine Adresse?«

Milan war stehen geblieben. Da seine einzige Lichtquelle jetzt an seinem Ohr war, sah er nur noch schwarze Schatten und Schemen.

»Nein. Ich weiß nicht. Es ist ein Motel. Nahe der Autobahn.«

*Autobahn. Also waren sie noch auf dem Festland. Wenn sie überhaupt nach Rügen wollten.*

»Und du telefonierst vom Klo aus?«

»Im Bad ist ein Telefon. Jakob dachte, es ist kaputt, aber ich musste nur das Kabel reinstecken.«

*Kluges Mädchen.*

»Wo ist Jakob jetzt?«

»Er schläft vor der Tür, sodass ich nicht rauskann. Mama liegt auf dem Bett.«

*Mama.*

Ein Wort, mit dem man normalerweise Positives in Verbindung brachte, Liebe, Geborgenheit, Wärme und Leben. Nicht Leid, Schmerzen und Tod.

Also war die Entführerin tatsächlich Zoes Mutter.

*War es dann überhaupt eine Entführung?*

Da sich Milans Augen mittlerweile an die Schattenrisse des Waldes gewöhnt hatten, versuchte er, sich wieder langsam auf dem Pfad voranzutasten.

»Ich hab deine Nachricht bekommen. Ende. Das ist euer Nachname, richtig?«

»Ja.«

»Dann ist Jakob dein Vater?«

*Ihr seid eine Familie. Eine Familie des Todes.*

»Nein«, antwortete das Mädchen, »es ist kompliziert.«

Der Weg nahm eine Halbkurve, und plötzlich hatten Milans Augen einen Orientierungspunkt, was ihn verwunderte. Etwa zweihundert Meter vor der Küste schien sich ein warmer Lichtschein seinen Weg durch die Äste zu bahnen. Milan konnte sich nicht erinnern, dass die Kneipe damals eine so weit sichtbare Außenbeleuchtung gehabt hatte, und überlegte im ersten Impuls, ob er sich verstecken sollte.

Aber wovor? Das Licht war statisch. Keine Lampe, die sich auf ihn zubewegte.

»Wer ist Jakob?«, fragte er.

*Wer, wenn nicht dein Vater?*

Zoe klang viel zu aufgeregt, um ihm weiter zuhören zu können, geschweige denn, Antworten zu geben.

»Bitte, kannst du mich holen?«

»Ich weiß nicht, wo du bist. Aber hör mir zu. Ich ... ich tu alles, was ich kann. Du solltest jetzt auflegen und die Polizei rufen.«

»Ich muss Schluss machen.«

»Nein, warte. Wähl 110. Sag ›Hilfe‹ und lass einfach den Hörer hängen, die können den Anruf zurückverfolgen.«

*Hoffe ich jedenfalls.*

»Ich kann nicht, ich höre Schritte.«

Kurz darauf riss die Verbindung ab.

Gerade als Milan zu Fall gebracht worden war, sowohl im körperlichen wie auch im übertragenen Sinne. Erst hatte er geglaubt, ein Angreifer hätte sich ihm in den Weg gestellt, dabei war es nur ein Zaun, der wie aus dem Nichts aus dem Boden gewachsen war. Noch während er beim Zurückweichen das Gleichgewicht verlor und strauchelte, hatte er die vier Abschiedsworte des Mädchens gehört, und ihr letztes war wie eine Bombe in seinem Verstand explodiert.

»Bitte, hilf mir«, hatte Zoe gesagt. »Bitte, hilf mir, Papa.«

## 43.

### Jakob

Er drückte die Tür so heftig nach innen, dass sie gegen den Rand der Badewanne knallte.

»Was zum Teufel war das?«, schrie er sie an. Das Gefühl, ausgetrickst worden zu sein, *mal wieder*, verursachte ihm Herzrasen. Die Redewendung »blind vor Wut« hatte Jakob noch nie verstanden. Wenn er in Rage war, sah er klarer und deutlicher, und sein Blick fand sekundlich neue Details, die ihn rasend machten. Wie etwa den spöttischen Funkenflug in ihren Augen, das unpassend sarkastische Lächeln der Kleinen, die doch eigentlich Angst vor ihm haben musste. Ihm, dem starken Mann mit dem Akkubohrer.

Und doch verspottete sie ihn mit ihrem unbeirrten, furchtlosen Blick.

*Scheiße*. Er wusste, wenn er ihr auch nur einen Schritt zu nahe kam, würde er sie umbringen, und dann war alles vorbei, denn ohne sie konnte er das nicht durchziehen. Also hielt er sich an der Türkante fest, mit beiden Händen, als wäre sein Zorn wie ein Sturm, der ihn von hinten packen und in das abgewohnte Badezimmer des Motels hineinwerfen könnte. Und er hasste sich für seine eigene Armseligkeit; dafür, dass er seinen verletzten Stolz nicht einfach hinunterschlucken konnte. Denn er wusste, dass es diesem verdammten Mädchen Genugtuung bereiten musste, die unendliche Verletztheit in seiner Stimme zu hören, als er sie anbrüllte:

»Wieso hast du ihn Papa genannt? WIESO NUR?«

*Papa?*

Der Gedanke hing in einer Gedankenschleife fest wie eine Coladose in einem Getränkeautomaten, die nach dem Bezahlen auf halber Strecke irgendwo zwischen Auslage und Ausgabe stecken geblieben war. Am liebsten hätte Milan seine Stirn mit der gleichen Wucht wie das Gehäuse eines störrischen Automaten bearbeitet, aber er wusste, dass er damit nichts bewirken würde.

Der Gedanke würde sich nicht rühren, lockern oder gar lösen. Und auf gar keinen Fall würde er wieder verschwinden.

*Papa?*

Ja, das Mädchen hatte *Papa* gesagt, unüberhörbar, und normalerweise ließ dieses Wort kaum Interpretationsspielraum. Aber dennoch konnte Zoe es so nicht gemeint haben. Denn, wie alt war das Mädchen? *Dreizehn, vierzehn?*

Dann hätte er selbst ähnlich jung gewesen sein müssen, als er sie zeugte. Doch damals auf Rügen hatte Yvonne ihn ja nicht »rangelassen«. An einem Abend wäre es beinahe dazu gekommen. Sie hatten auf dem Bett seines Kinderzimmers gelegen und romantische Musik gehört. Milan war nur noch mit Boxershorts bekleidet gewesen, Yvonne trug sein graues, ihr viel zu großes Sport-Sweatshirt, das er ihr geborgt hatte, weil es im Haus so kalt gewesen war. Der ungewöhnlich kühle Sommertag war Milan damals wie ein Geschenk des Himmels erschienen, hatte er ihm doch die Gelegenheit gegeben, den romantischen Kamin anzufachen. Und später, als sie nach oben gegangen waren (Mutter schlief schon), konnte er Yvonne fürsorglich wärmen, indem er sich an sie kuschelte, ihren Körper streichelte. Die Arme, den Rücken, die Haut unter dem geöffneten BH.

Und wenn Milan es mit der Frage »Bin ich eigentlich dein Erster?« nicht versaut hätte, *wäre alles anders gekommen, oder? Dann wäre ich heute vielleicht ein anderer Mensch?*

Er war kaum in ihr gewesen, da hatte Yvonne ihn ausgelacht und sich über seine Jungfräulichkeit lustig gemacht.

Zumindest hatte er ihr Lachen so interpretiert, wobei man sich bei Yvones Lachen niemals sicher sein konnte. Es irritierte, kam oft an völlig unpassenden Stellen. Im Unterricht während einer Klassenarbeit, bei einem Film in einer traurigen Szene. Weil sie in ihrem Gedankenfeuerwerk schon wieder zehn Schritte voraus war oder sich Zeit genommen hatte, einen für andere längst geschehenen Moment noch einmal auszukosten.

Hatte er nicht gedacht, sie im Unterschied zu denen, die sich über ihre Andersartigkeit amüsierten, als Einziger zu verstehen? Wieso nur hatte er diese unnötige Frage gestellt und sich von ihr abgerollt? Hatte am Ende er und nicht sie den Moment und den Abend zerstört?

Seine Wange brannte vor Scham, wenn er heute daran dachte.

*Scham?*

Oder war es damals Zorn gewesen?

Manchmal sah er sich in seinen Träumen mit der Hand ausholen, hörte das Klatschen einer Ohrfeige, aber das konnte nicht sein, oder? Dazu war er nicht fähig gewesen.

*Oder doch?*

Nein, er hatte überreagiert, sicher, aber am Ende hatte er sich unter Kontrolle gehabt. An jenem Abend, der sich als sein letzter in seinem Elternhaus herausstellen sollte.

Denn noch in dieser Nacht brach das Feuer aus.

*Nein.* In dieser Nacht war sehr viel geschehen, aber es war kein neues Leben entstanden. *Im Gegenteil.* Ein Leben war ausgelöscht worden.

Milan rappelte sich vom Waldweg hoch.

Er konnte unmöglich Zoes Vater sein.

Er wandte sich dem nächsten, handfesteren Mysterium zu. Auf das er ebenso unvermittelt gestoßen war.

*Ein Zaun?*

Er rüttelte an den kalten Metallstangen.

So etwas hatte es in seiner Kindheit hier nicht gegeben.

*Wozu auch? Um die Säufer von der Tränke fernzuhalten?*

Milan folgte der zwei Meter hohen, stacheldrahtbewehrten Absperrung etwa dreißig Schritte weiter nach Osten. Und dann stellte er fest, dass das nicht die einzige Veränderung war, die er in den letzten Jahren verpasst hatte.

Der Stubbenkrug war verschwunden. Zwar existierte die Holzhütte der Kneipe noch, doch an ihr erinnerte rein gar nichts mehr an den einstigen Treffpunkt der Insulaner. Hier hatten sich Dorfjugend, Biker und Alteingesessene getroffen, die mit den noblen Touristenläden nichts am Hut hatten. Nun war der Stubbenkrug keine Kneipe mehr. Aus der zwielichtigen Kaschemme war genau das geworden, worüber die damaligen Gäste bei Bier und Grog die Nase gerümpft hatten: ein Fünfsternehotel. Mit einer Auffahrt, die einer Millionärsvilla würdig gewesen wäre.

Milan schritt durch ein doppelflügeliges Tor über einen geharkten Kiesweg, der zu einem dezent illuminierten Haupthaus führte. Der moderne Beton-und-Glas-Bau war um die Blockhütte der Kneipe herumgebaut worden. Rechts und links des Weges säumten kniehohe Außenleuchten die Zufahrt.

Das, was Milan von dem Gelände erkennen konnte, sah wie eine gepflegte, golfplatzgleiche Rasenfläche aus, mit vereinzelt Bäumen und sanften Hügelgruppen. Wo sich damals ein wilder Parkplatz befunden hatte, wies jetzt ein illuminiertes Schild mit Piktogrammen auf Tennisplätze und das Schwimmbad hin. Und wo früher die Motorräder direkt vor der Kneipe geparkt hatten, führte eine elegante Steintreppe zu einer Glastür, die sich automatisch öffnete.

Milan betrat die entkernte Holzhütte und kam sich sofort fehl am Platz vor. Mit seinen verdreckten Schuhen auf dem spiegelglatten Marmor, schwarz wie

die Flecken auf seiner Jeans.

Er hörte leise klassische Klaviermusik und roch einen Vanille-Raumduft, der vermutlich mehr als das teure Parfum kostete, das er Andra zum Geburtstag geschenkt hatte.

Hinter Milan schloss sich die Glastür wieder und sperrte den Wind aus. Er erschauerte aufgrund der wohligen Wärme, die ihn umschloss.

*Wow. Da hat sich ein Architekt aber austoben dürfen.*

Er sah sich in der Rezeption um und erkannte zwei Dinge wieder: Zum einen den ehemaligen Tresen des Stubbenkrugs, dessen Holz für die Theke der Rezeption erhalten geblieben war. Und den verblüfft dreinblickenden Mann dahinter, der ganz offensichtlich ein sehr gutes Namensgedächtnis hatte: »Milan? Milan Berg?« Der Receptionist lächelte schief und entblößte lange, zu der hageren Gestalt passende Zähne, bei denen es der Zahnkosmetiker mit der Aufhellung etwas zu gut gemeint hatte. Selbst in dem cremefarbenen, dezenten Dämmerlicht der Deckenspots strahlte ihr Weiß wie unter Schwarzlicht in der Disco.

»Was zum Geier hast *du* denn hier verloren? Noch dazu um diese Uhrzeit?«

Milan suchte in seiner Hose erfolglos nach einem Taschentuch, um sich die Nase zu putzen, und trat an die Theke. Der extrem dünne, rothaarige Kerl, dessen dunkelblaue Hoteluniform wie maßgeschneidert saß, musste ihm in seiner Kindheit öfter über den Weg gelaufen sein, trotzdem fiel ihm sein Name nicht ein. Und der Blick auf das messingfarbene Namensschild am Jackett half natürlich nicht weiter.

### **Ματτιν Σποκοφσκι**

»Ich brauche ein Zimmer«, sagte Milan und tastete nach seinem Portemonnaie, das er glücklicherweise nicht in der Jacke im Auto gelassen hatte. Zusammen mit dem Geld seines Vaters, das er ebenso wie dessen EC-Karte umsortiert hatte, belief sich sein Vermögen jetzt auf knapp 120 Euro.

»Du? Ein Zimmer hier? Echt?«

Der Rezeptionist griff nach einer Computermaus und warf einen Blick auf den Monitor. Dabei leckte er sich über die Oberlippe, und in dieser Sekunde erinnerte sich Milan.

»Spucke!«, entfuhr es ihm, und er bereute es noch in der Sekunde, in der er es gesagt hatte. Martin Spokowski, der rothaarige, schlaksige Sohn des Gemüsehändlers, der sich bei seinen Schularbeiten immer so konzentriert hatte, dass ihm der Speichel aus den Mundwinkeln aufs Papier tropfte.

»So hat mich lange keiner mehr genannt«, sagte Spokowski, ohne den Blick vom Monitor zu nehmen.

*Und hoffentlich hat dich auch keiner mehr »Döner« essen lassen.* Ein beliebtes Ritual unter den Raufbolden der Schule, deren Anführer Milan eine Zeit lang gewesen war. Man griff sich ein großes Lindenblatt vom Pausenhof, kratzte mit ihm möglichst viel Dreck, Erde und Laub zusammen und drückte den »Döner« seinem Opfer so lange ins Gesicht, bis es nach Luft schnappte. Es gab eine Zeit, in der das auf Spuckes »Speiseplan« ganz oben gestanden hatte.

Spokowski seufzte, hob den Kopf vom Bildschirm, und Milan konnte nicht heraushören, ob er die Wahrheit sagte oder späte Rache an ihm nahm, als er bedauernd meinte: »Wir sind leider ausgebucht.«

»Und dafür musstest du jetzt so lang in die Kiste da gucken? Komm schon!«

Milan spürte, dass er wütend wurde, der in ihm auflodernde Jähzorn hatte aber keine Chance, weiterzuwachsen, weil ihm ein Gedanke gekommen war. Etwas abwegig und unwahrscheinlich, aber vielleicht hatte Zoe sich ja geirrt, als sie sagte, sie seien in einem Motel. Vielleicht hatten sie sie betäubt oder ihr die Augen verbunden, und sie verwechselte das Meeresrauschen mit der Brandung der Autobahn.

»Hat heute Nacht zufällig eine Familie eingecheckt? Vater, Mutter, Kind? Vielleicht in der Schicht vor dir?«

Spokowski schien amüsiert. »Kinder sind hier gar nicht erlaubt. Auf keinen Fall. Das ist ein Ü-18-Hotel.«

*Wie sympathisch.*

Der Rezeptionist zupfte sich am Ohrläppchen und tat so, als ringe er schwer mit sich. »Pass auf, Milan. Der guten alten Zeiten wegen ...«

*In denen ich dich oft gehänselt habe.*

»Ich könnte dir die Suite geben. Sie ist nur ...«

»Teuer?«

Er schüttelte den Kopf. »Nein, ganz im Gegenteil. Ich würde dir nur die Hälfte berechnen. Sie ist etwas, sagen wir derangiert.«

»Nicht aufgeräumt?«

»Nicht kernsaniert.«

Milan zog fragend die Augenbrauen zusammen.

»Ein Gast ist erst heute Morgen von der 211 in die 213 gezogen«, erklärte Spokowski und senkte die Stimme. »Er hat die 211 in den letzten Wochen völlig runtergerockt. Abgerissene Armaturen, Brandflecken, kaputter Fernseher. Das übliche Programm.«

»Was heißt, der Gast ist umgezogen? Ihr habt ihn rausgeschmissen, hoffe ich!«

Spokowski zuckte mit den Schultern. »Würden wir gerne, aber er zahlt gut. Im Prinzip wohnt er hier.«

»Er wohnt hier?«, echote Milan mit Frau Karsovs Stimme im Ohr, deren Mann viel zu viel für das Haus ausgegeben hatte.

*»Ein Irrsinn. Der Verkäufer lebt jetzt in einer Suite des besten Hotels auf der Insel.«*

Milan beugte sich nach vorne und flüsterte, weil er wusste, dass man solche Informationen in Luxushotels eigentlich nicht preisgab. Aber schon die kleinste Reaktion in Spuckes Augen würde ihm reichen, als er fragte:

»Heißt dieser Dauergast zufällig Frank-Eberhardt Ende?«

45.

## Andra

Ich hab's vermässelt«, sagte Andra und wechselte ihr Handy von einem kalten Ohr zum anderen. Sie hatte ihren Mini in der Parkstraße abgestellt und war die letzten fünfzig Meter zur Sana-Klinik gelaufen.

Der moderne Schachtelbau war das einzige Krankenhaus auf der Insel, die so verdammt groß war, dass Andra selbst um diese Uhrzeit fast eine Stunde von Lohme nach Bergen gebraucht hatte.

»Er liegt auf Zimmer 12.05«, sagte Lampert, dessen Stimme das Einzige war, was ihr in diesem Moment Trost spendete.

Alles war schiefgelaufen. Seit ihrem Aufbruch hatte nichts so funktioniert wie geplant. Erst hatte Milan das Profilbild in der SMS von Lampert gesehen und sich wahrscheinlich über die Kontaktaufnahme gewundert. Allerdings hatte er sie nicht zur Rede stellen können, weil sie kurz danach damit beschäftigt gewesen waren, im Auftrag eines Wahnsinnigen eine Leiche im Brandenburger Forst zu verstecken. Und dann die verstörende Begegnung mit der alten Karsov. Im Keller von Milans Elternhaus waren Andra schließlich die Sicherungen durchgebrannt, als ihr der vierzehn Jahre alte Artikel in die Hände fiel.

**Brandstiftung? Nach anonymem Hinweis:  
Brandexperten überprüfen noch einmal die Ursache.**

Verdammt, wie hätte sie Milan das vorlesen sollen?

Andererseits hätte sie auch nicht die Fassung verlieren dürfen, aber das passte

zu der Kette von Fehlern und Katastrophen, die sie heute durchleiden musste.

»Wie hast du seinen Aufenthaltsort so schnell herausgefunden?«, fragte sie Lampert.

»Günther hat angerufen und sich als Anwalt der Familie Karsov ausgegeben. Er hat der Klinik die Hölle heißgemacht, dass nichts von einem Suizidversuch an die Presse durchgestoßen werden darf. Er kann sehr überzeugend sein, wie du weißt.«

*Ja, das kann er.*

»12.05 ist in der ersten Etage, Innere Medizin. Ein Einzelzimmer im Haupthaus, wie es sich für den ehemaligen Chef des Krankenhauses gehört. Es gibt einen Notausgang zur Waldseite, er steht für die Raucher offen.«

Andra, schon in Sichtweite des säulengestützten Vordachs über dem Haupteingang, machte kehrt. »Ich frag jetzt nicht, woher Günther das weiß.«

»Von mir«, sagte Hulk. »Ich hab ein Restaurant auf der Insel.« *Wo nicht?*

»Eine meiner Putzfrauen arbeitet auch in der Klinik. Sie sagt, falls du einen Kittel brauchst, findest du ihn in der Kammer, die erste Tür rechts hinter dem Notausgang.«

»Wird auch ohne Verkleidung gehen.«

»Sicher? Wenn du drei Stunden wartest, ist Günther bei dir.«

»Ich schaff das auch alleine.«

Sie beendete das Telefonat und stieg die Treppe nach oben. Nach der Kälte draußen war die geheizte Luft eine Wohltat. Allerdings brannten ihr Nasenring und der Augenbrauenstecker wie glühende Nadeln unter der langsam auftauenden Haut.

Sie brauchte nicht lange, um den Flur und das Zimmer zu finden, das Hulk ihr genannt hatte. Um diese Zeit waren die Gänge leer. Niemand sah, wie sie die Tür öffnete und in dem Einbettzimmer verschwand.

»Herr Professor?«

Er lag flach auf dem Rücken und starrte mit geöffneten Augen an die Zimmerdecke. Beide Arme waren über der gestärkten Bettdecke platziert, sodass

die Druckverbände über den Pulsadern deutlich zu sehen waren.

Seine Haut war blass, blutleer, trotz der Infusionen, die er gewiss bekommen hatte.

»Sie?« Sein Atem roch nach Gebiss und Magensäure. Er wirkte müde und schien sich kaum zu wundern, sie zu sehen.

»Wieso haben Sie das getan?«, kam Andra sofort zur Sache.

Er ließ sich Zeit mit seiner resignierten Antwort. »Weil ich keinen Grund mehr sah, es nicht zu tun.«

»Ich war bei Ihrer Frau.«

»So?« Weder Neugierde noch Überraschung lagen in seinem Blick. Nur Fatalismus.

»Ich glaube, sie hat mich erkannt. Sie musterte mich recht eigenartig.«

Andra sah sich um. Es gab keinerlei persönliche Gegenstände in dem stereotypen Krankenhauszimmer. Wie auch. Karsovs Frau war wohl kaum in der Lage gewesen, dem Rettungsteam eine gepackte Tasche für ihren Mann mitzugeben.

»Ich hätte es ihr sagen müssen«, murmelte Karsov. »Ich hätte sie nicht aus allem raushalten dürfen. Dafür ist eine Ehe doch da, nicht wahr? Alles zu teilen.«

Andra zuckte mit den Achseln. »Sie haben ja bald die Gelegenheit, mit ihr über alles zu reden. Auch hierüber.«

Sie zeigte ihm den Artikel, den sie aus seinem Keller mitgenommen hatte.

»Wieso haben Sie den aufgehoben?«

Karsov biss sich auf die Unterlippe, und Andra tat das, was sie Milan vorhin verweigert hatte. Sie las vor:

*»Nach einem anonymen Hinweis überprüfen Brandschutzexperten aus Stralsund noch einmal die Ursache des Brandes in dem Lohmer Einfamilienhaus, bei dem vor zwei Wochen eine Frau ums Leben kam. Ein Zeuge hat angeblich Hinweise auf Brandstiftung und damit auf ein mögliches Tötungsdelikt gegeben.«*

Andra drehte den alten Zeitungsausschnitt so, dass Karsov das Foto sehen konnte, das die Bildredaktion für den Artikel ausgewählt hatte. Es zeigte Kurt Berg, Milans Vater, der gerade das Inselkrankenhaus verließ. Vermutlich aus presserechtlichen Gründen war sein Kopf verpixelt, aber Körperhaltung und -form waren eindeutig, wenn man wusste, wen man vor sich hatte.

»Sind Sie das da hinter ihm im Eingang?« Sie deutete auf einen Mann im weißen Kittel, der sich von der Kamera abwandte.

Karsov nickte schwach.

»Also waren Sie der anonyme Zeuge?«

Er schüttelte den Kopf. »Nein. War ich nicht.«

*Und dennoch quälen ihn seine Schuldgefühle so sehr, dass er sich vierzehn Jahre danach das Leben nehmen will.*

Karsov griff nach ihrer Hand. Seine Finger waren so kalt wie Schnee, sein Händedruck so schwach wie der eines Kleinkinds.

»Wieso sind Sie hierher zurückgekommen?«

*Lange Geschichte. Sie hat eigentlich nicht einmal direkt was mit Ihnen zu tun, Professor.*

»Ich suche ein Mädchen«, sagte sie und zog ein weiteres Foto hervor. Diesmal zeigte sie ihm das Bild, das sie und Milan in der leer stehenden Villa in Berlin gefunden hatten.

»Ist sie das? Ist das die Kleine, die bei Ihnen diese Schuldgefühle ausgelöst hat?«

Karsov presste das Kinn auf die knochige Brust und sagte nichts, während er Zoes Foto mit starrem Blick punktierte. Schließlich quoll ihm eine Träne aus dem Augwinkel und rann ihm über die Wange.

Andra war das Antwort genug. »Sie kam in Ihre Praxis. Wer hat sie gebracht? Ihre Mutter oder der Vater?«

Er schüttelte den Kopf. »Die Mutter ist zu mir gekommen.«

»Wo finde ich sie?«

»Da, wo sie alle wohnen. Oma, Mutter, Stiefvater.« Er flüsterte kaum hörbar

den Ortsnamen, dann wiederholte er noch einmal: »Sie braucht Hilfe«, aber sehr viel kraft- und auch mutloser als zuvor.

Andra griff nach der Wasserkaraffe auf dem Nachttisch und goss einen Schluck in einen Pappbecher.

»Kommen Sie, Professor. Sie müssen etwas trinken. Sie haben viel Blut verloren.«

Er nickte und öffnete den Mund, als sie ihm den Becher ansetzte. Viel zu schwach und zu müde, um zu bemerken, dass sie ihm vor seinem ersten Schluck eine winzige Tablette auf die Zunge legte.

»Schön trinken«, sagte sie. »Dann schlafen Sie tief und fest, und morgen sieht die Welt gleich viel besser aus.«

## 46.

### Milan

Die Nase brach mit dem Geräusch eines im Kaminfeuer knackenden Holzscheits. Die Zehenknochen zerbröselten lautlos, zumindest ging das Geräusch in dem erbärmlichen Geschrei des Mannes unter.

Dabei hatte Milan nicht einmal seine ganze Kraft aufgewandt, als er das Türblatt gegen die Nase schmetterte und über die Zehen des Gastes in Suite 213 rammte.

»Zimmerservice«, hatte er gesagt, als nach minutenlangem Klopfen endlich die Tür mit angelegter Kette geöffnet wurde. Ein zerknittertes, unrasiertes Gesicht zeigte sich im Spalt, hässlich und wütend wie die Fratze von Jack Nicholson in der berühmten Axt-Szene in *Shining*.

»Es ist sieben Uhr früh. Ich hab nichts bestellt, ihr dummen Wichser.«

»Aber Sie sind doch Frank-Eberhardt Ende?«

»Ja, und der wird dir jetzt gleich den Arsch aufreißen«, hatte der etwa sechzig Jahre alte Mann geantwortet. Milan hatte die Zeit nach dem »Ja« genutzt, um zwei Schritte zurückzutreten und Anlauf zu nehmen und so den Plan umzusetzen, den er nach nur zwei Stunden Schlaf auf seinem Zimmer gefasst hatte:

1. Anklopfen, 2. Aufschlagen, 3. Ausquetschen.

Die ersten beiden Punkte waren erledigt, jetzt, wo F.-E. Ende blutend vor ihm auf dem Teppich lag. Die eine Hand vor die Nase gepresst, die andere auf den zertrümmerten Fuß, und beide Hände waren nicht in der Lage zu verhindern, dass sich die cremefarbenen, hochflorigen Fasern der Auslegeware rot färbten.

»Wasch willsch du von mir, du Penner?«, schrie Ende vernuschelt und kaum verständlich. Die wenigen grauen Haare, die er sich sonst vermutlich quer über den Schädel bürstete, standen ihm wie ein Segel vom Kopf. Die silbern glänzende Pyjamajacke war beim Sturz aufgerissen. Milan konnte einen behaarten Ballonbauch und Männerbrüste sehen mit einem Umfang, der eine Sechzehnjährige mit Stolz erfüllt hätte. Untenrum war er nackt, der kleine Penis fast vollständig von Schamhaar verdeckt.

»Lasch misch losch«, brüllte Ende und wehrte sich allerdings kaum, als Milan ihn am Kragen packte und ihn aus der Diele in die Suite hineinzog.

Der Grundriss war mit seiner Suite identisch, nur dass das Fenster zum Strand ging und die Einrichtung noch nicht verwüstet war. Das helle Sofa hatte noch keine Brandflecken, der Glastisch davor keinen Sprung. Der wie eine Kinoleinwand gebogene Flachbildfernseher hing noch an der Wand, und die Minibar stand noch in der aus Treibholz gefertigten Schrankwand, anstatt herausgerissen mitten im Raum. Nur das meterhohe Boxspringbett in dem separaten Schlafzimmer war durchwühlt, als hätte Ende zwischen den absurd vielen Kissen mit einem Elefanten gerungen.

»Wasch willsch du von mir?«

Das Schlafzimmer ging ins En-suite-Badezimmer über. Hier fesselte Milan sein Opfer mit dem Gürtel des an der Tür hängenden Hotelbademantels an die Rippen der Handtuchheizung.

Dann drehte er das Wasser von Dusche und Wanne auf.

»Damit deine Schreie nicht die anderen Gäste wecken«, erklärte er Ende, der ihn mit wutverzerrtem Blick vom Boden aus anstarrte. In dem Maß, wie seine Schmerzen nachließen, schienen auch die Kräfte zurückzukehren. Ende zerrte an seiner Fessel, erreichte damit aber nur, dass sie noch fester saß. Doch die fehlende Angst in seinem Blick sagte Milan, dass er das Richtige getan hatte. Der Knacker mochte untrainiert, schwabbelig und kraftlos sein, aber er hatte den Mut eines Wahnsinnigen und war vernünftigen Worten kaum zugänglich.

*Nur roher Gewalt.*

Milan hatte solche Typen oft genug auf der Straße erlebt, die nur auf die harte Tour zu überzeugen waren. Er wunderte sich höchstens darüber, wie leicht es ihm selbst fiel, solche Schlägermethoden bei einem ihm völlig Fremden anzuwenden.

»Wo ist er?«

Er zog sich einen Badehocker heran und setzte sich so nah wie möglich zu Ende, ohne in den Radius seiner nackten Füße zu gelangen, sollte Ende auf die naheliegende Idee kommen, um sich zu treten.

»Wer?«

»Wo ist dein Sohn?«, konkretisierte er.

»Hast du den Verstand verloren? Weißt du, mit wem du dich anlegst?«

»Wo. Ist. Er?«

Ein drittes Mal hätte er ihn nicht gefragt, doch das war auch nicht nötig. Ende rollte mit den Augen und hustete kurz, aber so heftig, dass sein Körper an den oben fixierten Armen herumschlackerte wie ein Boxsack unter den Schlägen eines Trainierenden. »Woher soll ich denn wissen, wo Jakob sich rumtreibt. Hast du sie nicht mehr alle?«

Ende hatte mit seiner Antwort zwei naheliegende Vermutungen bestätigt: dass der hässliche Klops tatsächlich einen Sohn hatte, dessen Nachnamen Zoe codiert auf der Wand des Behinderten-WCs für Milan hinterlassen hatte. Und dass Jakob dazu entschlossen war, bis zum Äußersten zu gehen und keine Zeugen zurückzulassen. Sonst hätte er ihm nicht seinen echten Vornamen verraten.

»Wo?«

»Vermutlich hängt er mit seiner Ollen ab, was weiß ich.«

Ende zog die Nase hoch, und Milan wartete ab, bis er das Blut und den Schleim hinuntergeschluckt hatte, dann sagte er:

»Ja. Das tut er tatsächlich. Und er entführt dabei ihr eigenes Kind.«

»Nun, ich bin kein Anwalt. Aber ist es eine Entführung, wenn es sich um das eigene Balg handelt?« Ende grinste so verschlagen, wie es ihm mit seinem ramponierten Gesicht möglich war.

»Wo finde ich deinen missratenen Sohn, wenn er auf Rügen ist?«

»Bei Solveig.«

»Seine Frau?«

»Wohl eher seine Oma«, lachte Ende.

»Und die lebt hier auf der Insel?«

»Nein, in Manila, ganz um die Ecke, du Wichser.«

Jakobs Vater spuckte vor ihm aus, woraufhin Milan das Bad verließ.

»Was soll das werden?«, fragte Ende, als Milan aus dem Schlafzimmer zurückgekommen war und ihm das Handy unter die gebrochene Nase hielt, das er auf dem Nachttisch neben einem Stapel Pornozeitschriften gefunden hatte.

»Ruf ihn an.«

»Hä?«

Milan packte Ende an seinen letzten Haaren und riss ihm den Kopf nach hinten.

»Hörst du schlecht? Du rufst jetzt deinen Sohn an!«

»Sonst was?«

Als Antwort legte Milan ihm den Daumen auf die gebrochene Nase und drückte die zerborstene Scheidewand noch weiter zur Seite. Er wartete, bis die Schreie leiser wurden, die das stetige Wasserrauschen verschluckte. Dann tat er so, als wollte er nach Endes Fuß treten, aber der schrie schon: »Okay, okay. Ich mach's. Scheiße, Mann. Was soll ich ihm denn sagen?«

»Dass du dich hier mit ihm treffen willst. Er soll herkommen. Sofort.«

Ende schloss entnervt für einen Moment die Augen.

»Alter, wir reden kaum noch miteinander. Haben nicht gerade das beste Verhältnis. Weshalb sollte er mich sehen wollen?«

Milan dachte nach. Jakobs Vater war nicht in der besten Verfassung. Sein Atem roch nach Blut und Alkohol, also musste er ihm wohl oder übel eine strategische Hilfestellung geben.

»Was macht Jakob beruflich?«

»Er ist Nachlassverwerter.«

Wegen der nasal nuschelnden Aussprache verstand Milan ihn zunächst falsch.

»Verwalter?«

»Schön wär's. Ich sagte Verwerter. Jakob macht Wohnungsaufösungen, verkauft Gerümpel von Verstorbenen und so Zeug. Hin und wieder einen Umzug.«

Milan überlegte.

»Sag ihm, das Hotel hat einen Megaauftrag für ihn.«

Ende lachte und spuckte ihm einen Klumpen blutigen Schleims vor die Füße.

»Dann legt er sofort wieder auf. Mal ganz davon abgesehen, dass ich ihn am Samstag so früh gar nicht an die Leitung bekomme. Jakob ist arbeitsscheuer als ein Komapatient. Den kannst du nur mit einem Lottogewinn oder Gratisnutten hinterm Ofen vorholen.«

»Dann eben das.«

»Was?«

»Nutten. Sag ihm, ein Freund von dir hat die gesamte Etage im Hotel gemietet und feiert eine Orgie. Er soll sich beeilen.«

»Warum? Was willst du von ihm?«

»Tu einfach, was ich dir sage.«

»Eine Orgie? Das glaubt der mir nie.«

»Dann sei einfach überzeugend, sonst ...«

Milans Hand schnellte nach vorne und blieb kurz vor seiner Nase stehen. Ende schrak so heftig zurück, dass er sich den Kopf an der Handtuchheizung stieß.

»Wichser. Also schön. Ich mach's.«

Milan hielt Ende das iPhone vors Gesicht, doch wegen der gebrochenen Nase und des Blutes ließ es sich nicht per Gesichtserkennung entsperren.

Milan hielt die rechte Seitentaste gedrückt, bis sich Siri meldete, die Software mit der angenehmen Frauenstimme, die ihm schon öfter aus der Patsche geholfen hatte. Wenn er sich verlaufen hatte und sie nach dem Weg fragen musste, zum Beispiel. Oder wenn sie für ihn eine Nummer wählen sollte, die er

nur dank ihrer Hilfe überhaupt in seinen Kontakten hatte.

»Sag, sie soll Jakob anrufen«, befahl er Ende, und tatsächlich leistete er Folge, bei den ersten drei Versuchen allerdings ohne Ergebnis. Erst als Jakobs Vater einen großen Schwall Blut durch die Nase ausstieß, wurde seine Stimme etwas besser verständlich, und Siri gehorchte.

Die Verbindung zu Jakob wurde sofort hergestellt.

Es knackte in der Leitung, und obwohl Milan den Apparat nicht auf laut gestellt hatte, erkannte er die Stimme des Entführers wieder, als sie sich laut und unwirsch mit »Was willst du?« meldete.

»Hey, hallo, Sohnmann«, sagte der Vater mit aufgesetzter Fröhlichkeit. »Du glaubst nicht, was hier abgeht.«

Er zwinkerte Milan zu.

»Der Typ, den du mir angekündigt hast. Milan Berg. Er ist tatsächlich gekommen.«

## 47.

Na, wie fühlt man sich so als Marionette?«

Milan ging aus dem Bad durchs Schlafzimmer in den Wohnbereich der Suite. Seine Hand schloss sich so fest um das Handy, dass er das Gehäuse knacken hörte.

»Ich bring dich um. Erst deinen Vater, dann dich, dann ...«

»Sch, sch, sch. Mein Vater ist mir egal. Der Spast hielt es nicht für nötig, mir auch nur einen Cent von seinem Geld abzugeben. Lebt wie der Sultan mit seinem Harem im Hotel und lässt mich am ausgestreckten Arm verhungern. Schlag ihm meinetwegen die Augen raus, mir egal.«

Milan trat ans Fenster, schob den Vorhang beiseite und sah aufs Meer hinaus.

Irgendwo, Hunderte Seemeilen entfernt, musste Schweden liegen, Ystad, wenn er sich nicht täuschte. Hauptschauplatz zahlreicher Wallander-Krimis, die er sehr gerne gelesen und nicht nur im Fernsehen gesehen hätte. Von dort aus rückten dunkle Wellen auf die Steilküste zu, auf der der Hotelneubau leuchtturmgleich thronte. Unter normalen Umständen musste der Wechsel von Morgendämmerung zu Sonnenaufgang über der Ostsee von hier oben atemberaubend zu beobachten sein, doch Milan konnte sich nicht erinnern, wann er das letzte Mal in seinem Leben einen normalen Umstand gehabt hatte.

»Was willst du?«, presste er hervor.

»Mensch, als so vergesslich hätte ich dich gar nicht eingeschätzt, Milan. 162366 Euro und 42 Cent. Und da ich das Gefühl habe, dass du umso mehr Dummheiten machst, je mehr Zeit ich dir lasse, werde ich das Ultimatum verkürzen.«

»Was soll das heißen?«

Milan fixierte das rote Signallicht eines Fischkutters, der die frühen Morgenstunden genutzt hatte, einfach, weil er irgendeinen Bezugspunkt brauchte, während ihm von dem Entführer die Beine weggerissen wurden.

»Wir treffen uns schon heute, 17.30 Uhr, also kurz nach Sonnenuntergang.«

*Dieses dumme Schwein ...* »Okay. Wie du magst. Sag mir, wo, und ich werde kommen. Aber mit leeren Händen.« Milan versuchte, ironisch zu klingen, was ihm nur schlecht gelang.

»Dann wirst du uns dabei zusehen, wie wir die Kleine töten.«

Das rote Signallicht begann vor Milans Augen im Takt seiner pumpenden Halsschlagader zu tanzen.

»Wir?«, zischte er. »Du Bastard quälst mit deiner Frau dein eigenes Kind.«

Jakobs Lachen traf ihn wie eine Ohrfeige.

»Ich will dir nicht zu nahe treten, aber als Kommissar gibst du eine ziemlich traurige Figur ab.« Jakobs Stimme senkte sich.

»Heute Nachmittag, 17.30 Uhr, ich gebe dir später noch die genaue Adresse durch.«

*Er ist verrückt, komplett durchgedreht. Es hat gar keinen Sinn, eine vernünftige Frage zu stellen,* dachte Milan, dennoch versuchte er es ein letztes Mal: »Aber wie soll ich bis dahin die Kohle zusammenkriegem?«

»Mach dir darüber keinen Kopf. Komm einfach. Den Rest regele ich selbst.«

Ein kurzes Knacken in der Leitung brachte Milans Ohren zum Klingeln. Einen Moment lang hörte er alles dumpf, dann verschwand das Gefühl der Taubheit, und auf einmal vernahm er jedes Geräusch viel lauter und klarer. Das Surren der Minibar, das Rauschen der Heizung, die aufgedrehten Wasserhähne im Bad.

»Wie meinst du das?«, fragte er.

»So, wie ich es sage. Komm pünktlich. Auch wenn du es mir jetzt noch nicht glaubst, aber du wirst es haben.«

Jakob gluckste selbstzufrieden wie ein Spaßvogel, der die Pointe eines schlechten Witzes wiederholt, damit ihn auch ja alle verstehen: »Du wirst das

Geld bei dir haben, Milan. Vertrau mir.«

## 48.

### Jakob

Jakob drückte Milan weg, legte sich neben Lynn auf das Motelbett und schloss die Augen. Zoe war mit Kabelbinder im Bad an die Heizung gefesselt, und Lynn schlief. Zum Glück hatte sie das Gespräch eben nicht mitbekommen.

Er hatte keine Lust mehr auf Manöverkritik. Ihre altklugen Kommentare konnte die Pute sich sonst wohin stecken. Er fand, er hatte genug gearbeitet, während sie sich von ihm faul durch die Gegend chauffieren ließ und sich wie eine Diva benahm, nur weil sie den Plan erarbeitet hatte.

Aber was, bitte schön, war ein Plan ohne die Arbeiter, die ihn ausführten? Der Eiffelturm, die Pyramiden, *nicht ein einziger verfickter Plattenbau* wäre jemals gebaut worden, wenn es nur Architekten, aber keine Handwerker gäbe.

*Verdammt.*

Er und Lynn konnten nicht mit-, aber auch nicht ohneeinander.

Zwischen ihnen war es wie mit Heroin und einem Sterbenskranken. Du stirbst, ob du es nimmst oder nicht. Nur geht es dir mit dem Teufelszeug wenigstens für einige Stunden etwas besser.

*Wobei.*

Da gab es ja noch eine Ersatzdroge, die etwas weniger gefährlich war.

Wenn Lynn nicht wäre, hätte er immer noch Solveig.

Die »Oma«, wie sein Vater sie immer nannte. Zu Recht, sie war ja wirklich nicht gerade die Jüngste. Aber wie hieß es doch so schön: Auf alten Schiffen lernt man segeln. *Und mit reifen Frauen reift die eigene Lust.*

Oh ja, davon konnte er ein Lied singen. Mehrstimmig mit orgiastisch

anschwellendem Chor.

Im Vergleich zu Solveig fehlte Lynn noch so einiges an Erfahrung, aber das war ja logisch.

Jakob musste grinsen, als er an ihre erste Begegnung dachte, und merkte dabei nicht, wie seine Erinnerung langsam in einen Traum übergang.

Plötzlich lag er nicht mehr in diesem versifften Motelzimmer mit der fleckigen Matratze und der bunt gemusterten Auslegeware, von der man durch die Schuhe hindurch Fußpilz bekam, wenn man nur zu lange auf der Stelle stand.

Er war wieder siebzehn und erst seit drei Tagen in diesem Ostseekaff, aber er hasste es schon jetzt. Eigentlich hasste er die gesamte Insel, die so verdammt groß war, dass man stundenlang mit dem Roller fahren konnte, ohne das verdamnte Wasser zu sehen.

*Echt, Mann, genauso gut könnte man Indien als Insel bezeichnen, und da war es wenigstens wärmer als hier auf Rügen.* Mit Abendtemperaturen um vierzehn Grad, scheiße, dabei war Sommer!

Jakob fror sich auf seiner Vespa den Arsch ab.

Das war in Berlin nicht sehr viel anders gewesen, aber immerhin hatte dort am Ende ein Puff oder wenigstens eine Tittenbar auf ihn gewartet. Hier in Sassnitz wartete nur sein versoffener Vater in einem armselig möblierten Sechzigerjahre-Bau.

Dabei wäre die »Flucht«, und nichts anderes war ihr hektischer Umzug, gar nicht nötig gewesen. Niemand in Berlin hatte Lunte gerochen. »Herzstillstand« hatte der Grünschnabel von Rettungsarzt als Todesursache festgehalten, als ob das Herz nicht bei jedem Menschen irgendwann mal stehen bliebe. Und weil Mutter ohnehin schon immer unter diesen krassen Schlafapnoen gelitten hatte, war keine Autopsie angeordnet worden. Die Versicherung hatte gezahlt, niemand würde je dahinterkommen, dass Vater und Sohn den Krankheitsverlauf mit einem Kissen etwas beschleunigt hatten.

Wobei, eigentlich nur Sohn und Kissen. Vater hatte sadistisch lächelnd mit feistem Gesicht und einem Bier in der Hand neben dem Bett gestanden und sich

auf Anweisungen und Kommentare beschränkt, während Jakob die Drecksarbeit übernehmen musste.

*Morgen hau ich wieder ab*, dachte er und fuhr mit dem Roller um die Kurve. Auch wenn Papa ihm die Ohren vollheulen würde, dass er ihn nicht allein lassen könne, aber verdammt noch mal, er war siebzehn, und der Alkoholiker konnte ihn mal. Damit der Alte ihm nicht sofort den Geldhahn zudrehte, hatte er ihm versprochen, das Inselleben auszuprobieren, und war mit ihm hierhergegurkt. Und jetzt war es genauso scheiße, wie er es sich vorgestellt hatte. Mit Ossi-Inselaffen und Rentnertouristen, die sich Mauritius oder die Malediven nicht leisten konnten und sich in die Tasche logen, dass sie lieber in der quallenverseuchten, arschkalten Ostsee badeten als im Indischen Ozean.

Nein, sein Entschluss stand fest.

Noch eine Nacht, dann brach er hier die Zelte ab. Als Türsteher bei Eddy würde er mehr verdienen als das, was sein Vater ihm von der Lebensversicherung abgeben wollte, die ohnehin nicht so der Hit war. Hunderttausend. Wie weit kam man damit schon?

Bis nach Rügen eben. Und dann Endstation.

*Apropos Endstation.*

Er bog von der Hauptstraße beim Discounter in den Zwischenweg Richtung Seestraße ab, als er sie direkt vor der Haustür stehen sah. Zwei Türen von seinem Ziel entfernt. Die Nachbarin war ihm schon am Morgen beim Müllrausbringen aufgefallen. Mann, hatte die mit ihrem Knackarsch gewackelt, aber jetzt, in ihrem eng anliegenden Joggingdress, sah sie noch sehr viel fickbarer aus.

Und das bei ihrem Alter! Immerhin war sie mindestens dreißig, nein, eher vierzig, wenn er sie sich im Schein der Straßenlampe genauer besah. Aber trotzdem geil.

Schlank, lange Beine, Knackarsch und Titten so fest wie Medizinbälle.

Er hatte den Eindruck, dass sie etwas unschlüssig vor ihrer Haustür stand, an der sie eben sogar gerüttelt hatte, weswegen er sein Glück versuchte und an

ihrem Grundstück anhielt.

»Kann ich Ihnen helfen?«

*Mit meinem Schwanz vielleicht?*

Sie drehte sich um und sah ihn an. Erst mit Skepsis, dann mit gespielter Höflichkeit, als sie ihn erkannte.

»Hey, du bist unser neuer Nachbar, richtig?«

»Jakob Ende, ja. Wir wohnen zwei Häuser weiter.«

Sie atmete tief durch, was dazu führte, dass sich ihr gewaltiger Busen unter ihrem langärmeligen Lycra-Hemd wie ein Luftkissen hob und wieder senkte.

»Tja, Jakob Ende, sieht so aus, als ob ich mich ausgesperrt hätte. Tür zu, Schlüssel drin. Blöd gelaufen.«

»Wo ist denn Ihr Mann?« Er bockte seine Vespa auf und nahm den Helm ab.

»Er hat Nachtschicht, er arbeitet in Rostock. Im Postverteilzentrum. Der kommt nicht vor Mitternacht zurück.«

*Hört sich nach deinem Pech- und meinem Glückstag an.*

»Scheiße. Und was machen Sie jetzt? Ich meine, Scheibe einschlagen oder so?«

Sie schüttelte den Kopf. »Laufen. Meine Tochter hat einen Zweitschlüssel, aber die ist bei ihrem Freund in Lohme.«

*Lohme? Da war er doch gerade durchgefahren.*

»Das sind über sechs Kilometer!«

»Und das mit der Abkürzung durch den Nationalpark. Ich weiß. Aber mein Autoschlüssel ist ebenfalls da drin.« Sie zeigte auf die geschlossene Haustür.

»Verstehe.«

Die Frau, die ihm noch nicht ihren Namen gesagt hatte, kam ihm entgegen. Ein feiner Schweißfilm, vermutlich noch vom Strandlauf, glitzerte unter der Straßenbeleuchtung wie Blütenstaub auf ihrer Stirn.

»Sie hat kein Handy. Ich hab's schon auf dem Festnetz versucht, aber bei ihrem Freund geht niemand ran.«

»Wenn's schiefläuft, läuft's schief, was?« Jakob grinste sein Lächeln, mit

dem er laut seiner Ex-Freundin jede wieder rumkriegern konnte, selbst wenn ihm zuvor die Hand ausgerutscht war.

»Ich könnte doch den Schlüssel holen«, bot er an. Er zeigte auf seinen Roller.

»Echt jetzt?« Sie schenkte ihm ein Lächeln, das er sich für seine Masturbationsfantasien konservierte.

»Klar, kein Ding. Wo genau finde ich denn Ihre Tochter?«

»Leichter wär's, wenn wir gemeinsam fahren.«

»Ich hab aber keinen zweiten Helm.«

»No risk, no fun«, sagte sie und grinste noch breiter, als sie zu ihm aufstieg und die schlanken Arme um ihn schlang. Sie duftete nach Joggingschweiß und Kaugummi und einem Zitrusparfum, und er liebte diese Mixtur und wie sie sich beim Anfahren an ihn schmiegte.

»Ich bin übrigens Solveig«, hauchte sie ihm in den Nacken, während er Gas gab und neben der Beschleunigung eine fast schmerzhaftere Erektion genoss. Und bevor Jakob fast vierzehn Jahre später in einem schäbigen Motelzimmer an der Autobahn in eine traumlose Phase hinüberglitt, hörte er Solveig noch einmal lachend sagen: »Hoffen wir mal, dass meine Tochter Yvonne nicht zu sehr mit diesem Milan beschäftigt ist.«

## 49.

### Milan

Milan verließ das Hotel, ohne zu bezahlen. Selbst für die Hälfte des Preises hätte er sich die Suite niemals leisten können, und er war sich sicher, dass Spucke ihm nicht die Polizei auf den Hals hetzen würde, nur weil er die Zeche geprellt hatte für wenige Stunden Schlaf in dem benutzten Bett eines demolierten Zimmers. Eher würde Frank-Eberhardt Ende die Bullen rufen, sobald das Zimmermädchen ihn gefunden und von der Heizung losgebunden hatte.

Das Geld und die Zeit, die ihm bis dahin noch blieben, musste er nutzen, um so schnell wie möglich zu dem Campingplatz zu kommen, dessen Namen er aus Jakobs Vater herausgeprügelt hatte: *Camp-Bodden-Blick*, der offizielle Wohnsitz der Oma, bei der Jakob Ende offenbar lebte, wenn er nicht gerade Kinder entführte, um mit seiner Frau oder Geliebten Lösegeld zu erpressen. Der Platz lag auf einer schmalen Anhöhe, dem Namen entsprechend nur durch die L292 vom Greifswalder Bodden getrennt.

Schon ein paar Hundert Meter vor ihm verlief die Landstraße parallel zur Ostsee, auf deren breitem Sandstrand lediglich zwei Hundebesitzer ihr Frühaufsteher-Schicksal teilten. Selbst den Labradoren schien es keinen Spaß zu machen, bei Nieselregen im feuchten Sand zu versinken. Und auch Milan, noch immer ohne Jacke, tauschte nicht gerne die gemütliche Wärme des Taxis gegen ein Wetter, über das sich nur Hersteller von Nasenspray und Halstabletten freuen konnten.

»Wir sind da.«

Der extrem entspannte, bullige Taxifahrer schaltete das Radio aus, das unentwegt Schlager gedudelt hatte, und zeigte auf sein Taxameter. Am Ende der einstündigen Fahrt standen für die knapp fünfzig Kilometer achtzig Euro auf der Uhr.

»Können Sie hier warten?«, fragte Milan, die Hand am Portemonnaie.

»Wie lange dauert es denn?«

*Tja, wie viel Zeit braucht man, um die Wahrheit aus einem Menschen herauszuprügeln, der ganz bestimmt kein Interesse daran hat, mir seine Geheimnisse zu verraten?*

Eben im Hotel hatte es eine halbe Stunde gedauert, aber da war er durch das Telefonat mit Jakob unterbrochen worden.

»Zwanzig Minuten vielleicht«, sagte Milan und rieb sich die wundgeschlagene Faust.

Der Taxifahrer verzog bedauernd den Mund. »Tut mir leid, Kumpel. Da muss ich schon die nächste Fuhre in Binz aufgeben. Aber hier steht der Kontakt zur Zentrale drauf.« Er reichte ihm im Gegenzug für seine Bezahlung eine Quittung.

»Danke«, sagte Milan und zerknüllte das für ihn nutzlose Hieroglyphen-Papier, um es nach dem Aussteigen in den Mülleimer neben der Einfahrt des Campingplatzes zu werfen.

Es gab keine Schranke, nur ein unbesetztes Pförtnerhäuschen, das so dunkel war wie die tief hängenden Wolken über der Ostsee.

Im Sommer musste es hier idyllisch sein, wenn man von dem Lärm der Straße absah und sich auf den Blick über den breiten Strand konzentrierte. Vermutlich war es dann auch voll hier. Im Augenblick standen sechs Wohnwagen schräg zur Straße in Parkbuchten, die durch kahle, knochige Bäume begrenzt waren. Und nur aus einem einzigen, dem kleinsten und dreckigsten Wohnwagen von allen, drang Rauch aus dem Schornstein, was die Suche für Milan einfach machte.

Da der unbefestigte Sandweg seit Tagen abwechselnd Schnee und Regen ausgesetzt gewesen war, musste Milan aufpassen, nicht mit seinen Sneakern im

Matsch stecken zu bleiben. Auf seinem Weg konnte er nirgends ein Fahrzeug sehen, das die Anhänger hätte ziehen können, woraus er schloss, dass die meisten Wagen, sich selbst überlassen, zum Überwintern abgestellt worden waren.

Der fußnagelgelbe Wohnwagen, den er sich für seinen Überraschungsbesuch ausgesucht hatte, fiel unter die Rubrik »Schenkt man nicht mal seinem größten Feind«.

*Der verschandelt selbst noch einen Schrottplatz*, hätte sein Vater gesagt mit Blick auf die verzogenen, windschiefen Wände und die löchrige Dachpappe, mit der der Kasten an den unmöglichsten Stellen ausgebessert worden war. Selbst ein Fenster war damit zugenagelt worden.

*Und nun?*

Milan überlegte noch, ob er anklopfen oder gleich stürmen sollte, als die Seitentür nach außen aufschwang.

Er verharrte in der Bewegung, einen Fuß auf dem Tritt zum Eingang, innerlich zerrissen, welchem seiner gegensätzlichen Impulse er jetzt folgen sollte.

Zurückweichen oder Angriff.

Anschreien oder umarmen.

»Komm rein«, sagte die Frau, die er nicht gesucht und mit der er auf dieser Insel im Grunde nicht mehr gerechnet hatte.

Und weil er wenigstens dieses eine Rätsel lösen wollte, folgte er Andra in den Wohnwagen von Solveig Ende.

## 50.

Ich erklär dir alles später«, flüsterte sie ihm zu, während sie ihn hereinließ. »Ich schwöre. Lass uns jetzt erst einmal in Ruhe mit ihr reden, das ist wichtiger.«

Den letzten Satz hätte Andra nicht sagen müssen. Beim Anblick der Frau, wegen der er hier war, hier in dieser nach menschlichem Verfall stinkenden Erinnerung an einen Wohnwagen, hatte er ohnehin nur noch einen einzigen Gedanken. Und den sprach er sofort aus:

»Wo ist Jakob?«

*Wo ist der Mann, der für seine psychopathischen Entführungsspielchen einen biblischen Vornamen missbraucht?*

Solveig saß unter dem Fenster auf einer hautfarbenen Plastikcouch, die sich im Halbrund um einen speckigen Klapptisch zog. Sie hatte eine schlanke, sportliche Figur, doch die konnte nicht davon ablenken, dass Nikotin, Alkohol und die Verzweiflung über die Nutzlosigkeit des eigenen Lebens harte Kerben in ihr schmales Gesicht geschlagen hatten. Furchen, die nicht einmal mehr mit Botox zu glätten waren.

Wie das Gesicht des Professors kam ihm auch ihres vage bekannt vor. Sie wirkte wie das lebendig gewordene Resultat einer Aging-App, mit der man ein Porträtfoto um einige Jahre altern lassen konnte. Nur dass Milan die Vorher-Version unter den verhärmtten Gesichtszügen nicht mehr erkennen konnte.

»Jakob?« Ihre Stimme klang, als bemühe sie sich, möglichst tief zu sprechen, was nach Milans Erfahrung ein Anzeichen für eine handfeste Depression sein konnte. Er hatte dafür keinen medizinischen Beweis, meinte aber, auch an sich selbst bemerkt zu haben, wie sich seine Stimmungsschwankungen auf die Stimmbänder legten.

»Ich hab ihm vertraut, diesem Dreckskerl. Doch dieses verlogene Schwein hat sich einfach meinen Wagen samt Volvo genommen. Der Schrotthaufen, in dem ich hier sitze, gehört ihm. Jetzt muss ich in diesem Drecksteil ausharren und hoffen, dass das Arschloch, das ich eigentlich nie wiedersehen wollte, doch noch zu mir zurückkommt. Aber ich sage Ihnen was. Wenn Jakob auch nur einen Kratzer in meinen Mecki gemacht hat, darf er das Campingklo mit der Zunge säubern.«

»Mecki?«

»Mein Wohnwagen. Geben Sie Ihrem Auto keinen Spitznamen?«

»Er hat nicht mal einen Führerschein«, versuchte Andra, die angespannte Situation aufzulockern. Immerhin wollten sie von der Frau den Aufenthaltsort ihres offensichtlich sadistischen Enkels erfahren.

»Sind Sie schwul?«

*Was hat denn das eine mit dem anderen zu tun?*, wollte Milan das homophobe Miststück schon anfahren, da sah er das Foto am Kühlschrank. Es war erst vierzehn Jahre her, aber auf dem Polaroid wirkte Solveig mindestens zwei Jahrzehnte jünger, und jetzt erkannte er sie endlich.

»Sie sind Yvones Mutter?«

Er hatte sie nur zwei-, dreimal gesehen, wenn er Yvonne von zu Hause abholte, und da hatte er sie immer »Frau Schlüter« genannt. Der Vorname hatte ihn nie interessiert.

*Das gibt es doch nicht.*

Auf der Suche nach der Frau von Zoes Entführer war er auf die Mutter seiner ersten großen Liebe gestoßen.

In seinem Kopf fühlte es sich an wie in einem Bienenstock, gegen den man von außen geschlagen hatte.

*Aber ... dann kann Solveig unmöglich die Großmutter von Jakob sein.*

Und bei näherem Hinsehen kam das wirklich nicht hin. Sie war zwar alt und verbraucht, konnte aber allenfalls dessen Mutter sein. Nicht ohne Grund hatte der alte Ende eben im Hotelzimmer so dreckig gelacht. »Wohl eher seine Oma.«

Er hatte nicht den Verwandtschaftsgrad gemeint. Er hatte sich über die Beziehung seines Sohnes zu einer älteren Frau lustig gemacht. Über sein Verhältnis zu Yvannes Mutter!

Die Wahrheit traf ihn noch unvorbereiteter als Andras Anblick eben in der Tür. Dabei waren die Vorboten dieser Erkenntnis überdeutlich gewesen.

*Das Buch.*

*Der Code.*

»Hilf mir, Papa.«

Woher sollte Zoe die Geheimsprache kennen, *wenn nicht von ...?*

»Yvonne nennt sie sich schon lange nicht mehr«, sagte die Mutter, aber Milan hörte ihr nicht mehr zu. Er löste das Foto vom Kühlschrank, wobei er es an der Seite etwas einriss, was Solveig gleichgültig zu sein schien.

*Das gibt es doch gar nicht.*

»Sie erkennen mich nicht mehr. Ich war mit Ihrer Tochter zusammen.«

»Wann?«

»Lange her. Vierzehn Jahre.«

»Milan? Milan Berg.«

Ein Ruck ging durch ihren Körper. Der Zorn, der sich bislang gegen Jakob gerichtet hatte, wandte sich nun mit voller Wucht gegen ihn.

»Verpiss dich!«, zischte sie und zog sich an dem Esstisch nach vorne aus der Sitzecke heraus. »Verpiss dich aus meinem Zuhause.«

»Das nennst du ein Zuhause?« Milan baute sich vor ihr auf und hinderte sie so am Aufstehen. »Für Kakerlaken und Flöhe vielleicht. Obwohl ...« Er tat so, als sähe er sich um. »Dann passt du ja hier gut rein.«

»Milan, bitte.« Andra legte ihm vorsichtig die Hand auf die Schulter, und obwohl er auch auf sie wütend war, konnte sie ihn mit dieser vertrauten Geste besänftigen.

»Yvonne hat eine Tochter?«, stellte Milan die naheliegende Frage.

*Papa.*

»Das fragst du mich? Ausgerechnet du?«

Solveig sah jetzt aus, als würde ihr gleich Schaum vor den Mund treten.

»Wie meinen Sie das?«, fragte Andra mit ruhiger Stimme.

Solveig stieß mit dem spitzen Zeigefinger Löcher in die stickige Luft zwischen ihr und Milan.

»Er hat sie vergewaltigt. Mein kleines Mädchen.«

Milan taumelte. Es war weniger die Wucht der ungeheuerlichen Anschuldigung als der Schmerz in Solveigs Worten, der ihn erschütterte.

»Er hat mir alles genommen. Danach war sie nie wieder wie zuvor.«

»Lüge!«, schrie er, woraufhin Solveig noch lauter zurückbrüllte: »Du hast sie geschändet, du verdammter Hurensohn. In derselben Nacht, in der du deine Mutter getötet hast.«

## 51.

**E**r wollte ihr an die Gurgel. Wollte ihr die Luft an der Halsschlagader abdrücken, so lange, bis die Sauerstoffzufuhr blockierte. Damit ihr versoffenes Hirn nicht mehr in der Lage war, solche Lügen zu produzieren, und ihr nikotinsüchtiges Maul diese Verleumdungen nicht weiter ausspucken konnte. Und hätte Andra ihn nicht am Arm gepackt und mit Nachdruck von ihr weggezogen, hätte Solveig womöglich ein nicht weniger schmerzhaftes Schicksal als Frank-Eberhardt Ende ereilt.

»Beruhige dich, Milan«, hörte er Andra sagen, was ihn nicht davon abhalten konnte, weitere Flüche in Richtung von Yvones Mutter zu schmettern.

»Hast du dir komplett den Verstand weggesoffen? Was redest du für einen Quatsch?«

Andererseits, was erwartete er von einer Lügnerin und Betrügerin?

Damals schon hatte es Gerüchte gegeben, dass sie ihrem Mann Hörner aufsetzte, wenn der in Rostock Spätdienst hatte. Und dass sie auf Jüngere stand. Ingo aus der Oberstufe hatte sogar damit geprahlt, an sie seine Jungfräulichkeit verloren zu haben. Eine Aussage, die er heute, angesichts des äußerlichen Verfalls von Solveig, wohl nicht mehr so laut wiederholen würde.

»Ja, klar. Als ob es mich wundern würde, dass du alles abstreitest!«, schrie sie zurück. »Du hattest damals einfach Glück, dass man dir nichts nachweisen konnte. Aber glaub bloß nicht, dass dich deine Vergangenheit nicht mehr einholen wird.«

Milans Wange wurde wieder heiß, als hätte sie ihn geohrfeigt. Unbewusst griff er sich an die brennende Stelle.

*ES TUT MIR LEID. ICH WOLLTE DAS NICHT.*

»Wo ist sie?«, wollte Andra wissen und setzte ihren Rucksack ab. In der Zeit gelang es ihm, seine Erinnerungen an den Albtraum, der ihn früher regelmäßig heimgesucht hatte, abzuschütteln.

Solveig zeigte auf Milans Brust. »Ich hoffe dort, wo sie vor ihm in Sicherheit ist.«

»Ich ...«

Andra unterbrach ihn. »Hören Sie, Solveig ... Frau Ende. Wir haben Grund zu der Annahme, dass Ihre Enkelin in großer Gefahr ist.«

»Milans Bastard?« Sie spuckte tatsächlich auf das Sofa. »Kümmert mich nicht. Die kleine Schlampe ist Abschaum. Krank, genau wie ihr Vater.«

Milan ballte jetzt beide Fäuste, bereit, sie einzusetzen. Es ging um ein Mädchen, das irgendwie in diese wahnsinnige Familie von Psychopathen hineingeraten war. Entführt, verschleppt und verstümmelt. Und jetzt sollte sie ermordet werden.

*Nur, weshalb?*

Diese Frage ließ ihn innehalten. Die Unterhaltung hier war Zeitverschwendung. Solveig war verwirrt. Verletzt. Ein seelisches Wrack. Mit ihr zu diskutieren kam dem Versuch gleich, mit einem Schlafenden über Philosophie zu debattieren.

»Was kann ich tun?«, fragte er erschöpft, weil er nicht mehr weiterwusste. Selbst wenn er die Lüge gestehen und vor ihr auf die Knie fallen und um Vergebung für eine Tat bitten würde, die er nie begangen hatte, würde es nichts ändern.

»Was in aller Herrgotts Namen kann ich machen, damit du hilfst?«

*ICH MACH ES WIEDER GUT.*

Zu seinem Erstaunen schien Solveig über die Frage nachzudenken. Dann zog sie übertrieben laut die Nase hoch und gab ihm tatsächlich eine Antwort: »Du meinst, du kannst mich kaufen?«

»Nein«, wehrte er ab.

»Oh doch. Das tust du. Alle Männer tun das. Na schön.«

Sie beugte sich nach vorne über den Tisch, legte ihre Brüste regelrecht auf die Platte.

»Dann nenne ich dir mal meinen Preis. 162366 Euro und 42 Cent.«

## 52.

Woher kennst du diese Summe? Was weißt du von Jakobs Plan?«

Milan ballte erneut die Faust, die er vorhin schon Ende ins Gesicht gedroschen hatte. »Wo ist der Psycho?«

Sie stieß ein abfälliges Grunzen aus. »Dieser Psycho, wie du ihn nennst, mag ein komplettes Arschloch sein, aber er hat mehr Grips im Hoden als du in deinem gesamten Kopf. Und er hat sich um deinen Bastard besser gekümmert, als du es jemals geschafft hättest.«

*Psycho.*

*Grips.*

*Bastard.*

Milan wollte irgendetwas erwidern, aber er hatte einen Gedankenstau. Einen Knoten im Kopf, der sich nur langsam entzerre und dabei in seine einzelnen Informationsbrocken zerlegte:

*Jakob ist nicht mit Yvonne, sondern mit deren Mutter Solveig zusammen und entführt ein Kind (Zoe), das nicht von Jakob, sondern von einem anderen Mann sein soll. Entstanden nach einer Vergewaltigung. Gezeugt von dem Mörder meiner Mutter.*

*Von mir.*

Es ergab alles keinen Sinn, und doch reihte es sich harmonisch in das ein, was der Chor der Wahnsinnigen, dem er die letzten Stunden gelauscht hatte, von sich gab.

»Was hat das alles zu bedeuten?«, fragte er Andra, die ihn mit einer seltsamen Mischung aus Mitleid und Zweifel ansah, dabei hatte er bis vor wenigen Minuten doch sehr viel mehr Gründe gehabt, misstrauisch ihr gegenüber zu sein.

*Was geht hier vor sich? Wie hängt das alles zusammen?*

Milan fühlte sich mit einem Mal zu kraftlos, um zu stehen, wollte mit Solveig aber nicht an einem Tisch sitzen, und eine andere Sitzgelegenheit gab es nicht.

»Ein letztes Mal. Wieso diese Summe?«

»Sie ist das Schmerzensgeld, das mir zusteht.«

»Schmerzensgeld wofür?«

*162366 Euro und 42 Cent.*

»Was ist euer verdammter Plan?«

Sie lächelte. Zum ersten Mal, seit er den Wohnwagen betreten hatte. Es war ein ehrliches, boshafes Lächeln, das auch die Augen erfasste.

»Du hast Angst. Gut, sehr gut. Ich hoffe, du kackst dir in die Hosen, Milan Berg. Denn dazu hast du allen Grund. Du denkst, Jakob ist der, vor dem du Angst haben musst? Du liegst so was von falsch. Jakob ist nur der Versager, dem ich mein Leben in dieser Hölle verdanke. Ihm und dir, Milan.«

»Mach mich nicht für dein Leben verantwortlich, du erbärmliches, selbstmitleidiges Stück Elend.«

»Oh doch, das tue ich. Denn mit dir hat alles angefangen. Du hast mein Baby vergewaltigt. Ihre Seele zerstört. Du hast meine Yvonne getötet und aus ihr einen anderen, kaputten Menschen gemacht. Und weil der Bastard, den du ihr aufgezwungen hast, keinen Vater hatte, musste Jakob einspringen. Und das hat ihn meiner Tochter nähergebracht.«

Ihre Stimme erstarb, die letzten Worte hingen wie kalter Tabak in der staubigen Luft.

*Zu nahe*, dachte Milan, der langsam zu verstehen glaubte, in welches Hirngespinnst Solveig sich verrannt hatte.

Sie wollte die Wahrheit nicht akzeptieren, dass sie sich mit Jakob auf den falschen Mann eingelassen hatte, der erst sie verführte, um sie später gegen die eigene Tochter auszutauschen. Und wer sagte, dass er bei Yvonne aufgehört hatte? Psychopathen, die Kinder misshandelten, schreckten sicher nicht davor zurück, diese auch zu missbrauchen.

Er schloss die Augen und rief aus seinem fotografischen Gedächtnis noch einmal das Bild vom Vortag auf. (*Gott, war es wirklich erst so kurz her, dass an der Gotzkowskybrücke der Wagen mit dem weinenden Mädchen gehalten hatte?*)

Er hatte nur Zoe gesehen, später vor der Villa auch Jakob. Wer aber war die Frau, mit der Jakob das Mädchen entführt hatte?

Ein ebenso schrecklicher wie abwegiger Gedanke kam ihm.

*Yvonne?*

Nein.

Gut, er hatte die Entführerin nie richtig gesehen. Nur ihren Rücken. Sie war ja schon halb im Haus verschwunden gewesen.

*Verdammt noch mal*, Yvonne war seltsam, aber doch keine Psychopathin, die es zuließ, dass ihrem eigenen Kind ein Finger abgeschnitten wurde. Selbst wenn es von so einem Drecksack wie Jakob stammen sollte.

Wer also hatte auf dem Beifahrersitz gesessen? Mit welcher Frau war Jakob unterwegs?

»Ohne dich wäre meine Tochter nicht auf die schiefe Bahn geraten.« Solveigs Stimme riss ihn aus seinen Überlegungen. »Nach der Entbindung war sie ein Wrack. Änderte täglich ihren Namen, versuchte, sich das Leben zu nehmen. Ich musste meinen Job aufgeben, um mich um das Baby zu kümmern, das du zurückgelassen hast.«

Milan nickte nur. Ließ die falschen Anschuldigungen und Lügen an sich abprallen, um ihren Redefluss nicht zu unterbrechen. Er würde Solveig ohnehin nicht davon überzeugen können, dass ihr sozialer Abstieg nicht ihm, sondern vermutlich vor allem ihren eigenen fatalen Entscheidungen anzulasten war. Dass sie überhaupt mit ihm kommunizierte, bewies für Milan, dass sie vor allem ein Ventil brauchte. Sie musste mit irgendjemandem reden, und wenn es der vermeintliche Vergewaltiger ihrer Tochter war. Das hatte offenbar auch Andra erkannt, die es noch einmal mit dem Argument versuchte, mit dem sich die meisten Menschen dazu überreden ließen, Dinge gegen ihren erklärten Willen zu tun. *Geld*.

»Wir haben nicht genug für einen neuen Wohnwagen. Aber für eine Renovierung müsste es reichen.«

Falls Solveig die Gier in ihren Augen verbergen wollte, war sie eine sehr schlechte Schauspielerin.

»Wie viel?«, fragte sie wie aus der Pistole geschossen. Es fehlte nur noch, dass sie sich die Lippen leckte.

Andra öffnete ihren Rucksack, und Milans Blick fiel auf ein Bündel druckfrischer Banknoten.

*Woher zum Teufel ...?*

Er musste die naheliegende Frage nach der Quelle gar nicht stellen, ihm genügte Andras knapper Blick, mit dem sie ihm angesichts seiner offenkundigen Fassungslosigkeit ein »später« signalisierte.

Sie reichte Solveig zwei Scheine.

»Wie ich schon sagte, Jakob ist ein Arsch. Was wollen Sie wissen?«

»Wo steckt er?«

»Ich habe keine Ahnung.«

»Aber Sie wissen, was er vorhat?«

»Er hat einen Plan, wie er an das Geld des Professors kommen will. Vor acht Wochen hat er seinen Umzug organisiert und dabei festgestellt, dass er einen Haufen Kohle hat«, sagte Solveig und griff nach den Scheinen.

»Professor Karsov?«, fragte Andra und ließ das Geld erst los, als Solveig nickte.

»Genau. Jakobs Vater hat ihm den Job besorgt. Immerhin.«

Sie faltete die Scheine und zog den Kragen ihres Pullis vom Hals, um sich das Geld in ihren BH zu stecken.

»Schließlich war es ja sein Haus.« Solveig blickte spöttisch zu Milan. »Muss komisch sein für dich, dass ausgerechnet Frank die Hütte gekauft hat, in der du deine Mutter angezündet hast.«

Milan konnte nicht mehr an sich halten. »Wenn du nicht sofort mit deinen Lügen aufhörst, tränke ich die Scheine mit Benzin und zünde sie an, nachdem

ich sie in dein Lügenmaul gestopft habe. Hast du verstanden?«

Solveig nickte zu Andra. »Sehen Sie, was ich meine? Welcher normale Mann sagt so was?«

»Welche normale Frau verdient Geld mit dem Leben ihrer Enkelin?«

Statt einer Antwort hielt Solveig nur die Hand auf. Ein weiterer Hunderteuroschein wechselte die Besitzerin. Aus dem Rucksack in den BH.

»Wie auch immer, der Professor muss einsam oder redselig gewesen sein«, fuhr sie fort. »Er war misstrauisch, aber mein Jakob kann sich nützlich machen, wenn er will. Er hat alle möglichen Besorgungen für ihn erledigt, ihn zum Einkaufen, zur Apotheke gefahren – und zur Bank. Tatrig, wie der Alte war, hat er einmal einen Auszug im Kontoauszugsdrucker vergessen.«

»Lass mich raten«, höhnte Milan. »Jakob hat aus Versehen einen Blick drauf geworfen.«

»Na klar. Er wollte auch was von dem Kuchen des Professors. Sein eigener Vater hat ihm nicht einen Cent vom Hausverkauf abgegeben und lässt sich im Luxushotel die Eier föhnen, während Jakob die Drecksarbeit für ihn verrichtet. Kann ihm seine Neugier nicht verübeln. Aber bei dem Alten war nichts mehr zu holen.«

Die Hand schnappte wieder auf. Mit Andras weiteren Scheinen musste Solveig jetzt um knapp sechshundert Euro reicher sein, vorausgesetzt, sie hatte ihr kein Falschgeld untergejubelt, was Milan auch nicht weiter verwundert hätte.

Seit der gestrigen Nacht traute er seiner Freundin (*ist sie das überhaupt noch?*) fast alles zu.

»Karsovs Girokonto war im Minus, und der Auszug seines Festgeldkontos zeigte knapp zweihundert Euro im Plus.«

»Wie viel war denn vorher drauf?«

Solveig schenkte Andra ein anerkennendes Grunzen.

»Intelligentes Mädchen. Nicht so blöd wie du, Milan. Das ist die richtige Frage.«

»162366 Euro und 42 Cent«, sagte Milan mehr zu sich selbst.

»Ganz genau. Das war die letzte Abbuchung.«

*Und die will Jakob sich jetzt zurückholen?*

*Aber wieso von mir?*

*Für ein Kind, mit dem ich nichts zu tun habe, auch wenn diese Hexe ihre Anschuldigungen noch so oft wiederholt.*

Und selbst wenn die Verleumdungen wahr wären, selbst wenn Milan Zoes Vater wäre, hätte er dieses Geld nicht. Ihm war von dem lebensmüden Professor nichts überlassen worden.

*Nur Pillen, mit denen Sie wieder lesen können.*

Wie kam Jakob bloß darauf, Milan könnte das Geld für ihn beschaffen? Mehr noch: Was trieb ihn zu der aberwitzigen Annahme, er habe diese Irrsinnssumme bei sich und könne sie in weniger als zehn Stunden übergeben?

*Ich habe niemals eine Überweisung bekommen. Wieso auch?*

*Ich kenne den Professor ja gar nicht.*

*Doch, korrigierte er sich. Er hat mich operiert. Vor vierzehn Jahren.*

»Ich nehme an, er hat Sie falsch behandelt, und diese Schuld nagt an seinem Verstand«, hatte Karsovs Frau gemutmaßt.

Nur, welche Schuld? Laut Solveigs Worten war doch er das Monster. Ein Vergewaltiger und Mörder.

Nicht nur seine Gedanken, Milan selbst drehte sich im Kreis. Als er die 360-Grad-Wende abgeschlossen hatte und es sich anfühlte, als würde sein Gedankenkarussell eine neue Runde drehen wollen, streifte sein Blick die Geldnoten in Solveigs Händen. Andras Rucksack. Das Bündel der Scheine darin. Ihm kam ein Gedanke, den er bislang nicht zu denken gewagt hatte. Getreu dem Motto, dass nicht sein kann, was nicht sein darf.

»Wie viel?«, fragte er Andra und zog sie von Solveig weg. Packte sie gemeinsam mit ihrem Rucksack, um sie unsanft durch die geöffnete Tür die kleine Treppe hinunter in die Kälte des Campingplatzes zu stoßen.

»Wie viel hast du da drin? Und mit wem steckst du unter einer Decke?«

## 53.

Er hatte nicht sehr fest zugestoßen, doch auf dem nassen Boden verlor Andra das Gleichgewicht und fiel der Länge nach in den Dreck. Sie stand umgehend wieder auf und warf Milan einen Klumpen Matsch an die Brust. »Was ist los mit dir?«, rief sie.

»Mit mir?« Milan trat zwei Schritte näher.

»Was?« Andra reckte ihm furchtlos das Kinn entgegen. »Willst du mich schlagen? So wie die Frau da drinnen?«

»Ich hab ihr kein Haar gekrümmt.«

»Aber du *wolltest* es. Du standest kurz davor, die Kontrolle zu verlieren. So wie im Hotel.«

Er wich mit dem Kopf zurück, ohne die Beine zu bewegen, wie ein Boxer, der einem Schwinger ausweicht.

»Woher weißt du ...«

Sie drehte sich von ihm weg. Milan versuchte, sie am Ärmel festzuhalten, und rutschte dabei selbst fast aus, sodass sie sich ihm entwinden konnte.

Im Weggehen gab sie ihm eine Antwort. »Ich hab nach dir gesucht und die Hotels der Insel abtelefoniert, die mir wahrscheinlich erschienen. Der Typ am Empfang vom Stubbenkrug war extrem wütend.«

Er holte sie ein und entdeckte erst jetzt ihren Mini, den sie hinter dem Wohnwagen geparkt hatte.

Andra brauchte keinen Schlüssel für den Wagen zu zücken, es reichte, dass sie ihn am Körper oder in einer Tasche ihres Rucksacks trug, um die Tür zu öffnen.

»Wenn du nicht einfach abgehauen wärst, wäre ich dort nie gewesen. Wieso

hast du mich allein gelassen? Und woher zum Teufel hast du das ganze Geld. Wie viel ist es?»

Er feuerte seine Fragen ab, während Andra in das Auto stieg, ohne sich den Matsch von Händen, Kleidung oder wenigstens den Springerstiefeln geklopft zu haben.

Milan hinderte sie daran, ihre Fahrertür zu schließen, und griff nach den Gurten des Rucksacks auf ihrem Schoß.

»Du redest jetzt mit mir, Andra! Ich habe ein Recht auf Antworten!«

»Du?«, fragte sie und lachte unfroh. »Ausgerechnet du wagst es, von einem *Recht* zu sprechen, nachdem du mir zwei Jahre lang Lügen vorgespielt hast? Milan, der Kurzsichtige, Milan, der Vergessliche, Milan, der Allergiker. Aber scheiße noch mal, wo war die ganze Zeit über Milan, der Analphabet?«

Ein Laster rauschte die Landstraße entlang, und Milan sah seine Bremsleuchten aufflackern, als er in die Kurve bog, um nicht auf direktem Weg ins bewegte Meer zu fahren. Die grauschmutzige Wolkenkuppel, die sich über der Küste zusammenbraute, war nur noch an wenigen Stellen durchlässig.

»Das verstehst du nicht.«

»So wie du nicht verstehst, wieso ich so handeln muss, wie ich es gerade tue. Milan, vertraust du mir? Ich will dir nichts Böses.«

»Dann zeig mir das Geld. Wie viel verdammt noch mal ist da drin?« Er riss ihr den Rucksack aus der Hand, und da er noch geöffnet war und Andra ihn nicht widerstandslos hergeben wollte, drehte er sich einmal an den Gurten um seine eigene Achse, und sein Inhalt ergoss sich neben dem Mini in den Matsch.

*Das gibt es doch nicht.*

Er blinzelte, als hätte er einen Fremdkörper auf der Pupille, dabei steckte das, was seine Augen reizte, nicht unter seinen Lidern, sondern im Schlamm vor seinen Füßen. Drei dicke Geldbündel, mindestens zehntausend Euro. An dem geöffneten Bündel fächerte der Wind die Noten auf. Doch Milan bückte sich nicht, weil er verhindern wollte, dass das Geld über den ganzen Campingplatz verteilt wurde.

Sondern er bückte sich wegen eines Pfennigartikels: einer unbeschrifteten weißen Kaugummidose, die in Wahrheit keine Kaugummidose war, sondern exakt jenes Tablettenbehältnis, das Professor Karsov am Tag zuvor auf den Tisch des Diners gestellt hatte.

»*Ein Geschenk.*«

»Wieso hast du das wieder aus dem Müll geholt?«

Er drehte die Dose in der Hand. Hörte den Inhalt klackern und sah das aufgebrochene Siegel.

»*Wenn Sie diese Tabletten nehmen, Herr Berg, werden Sie vielleicht wieder lesen können.*«

»Was hast du getan?«

Er kniete in der geöffneten Fahrtür und sah in Andras unbewegtes Gesicht.

»Hast du mich vergiftet?«

*Auf dem Weg hierher?*

Mit dem Ingwertee, der nicht zu lange gezogen hatte, sondern aus einem ganz anderen Grund so schlecht geschmeckt hatte.

*Ich habe die ganze Thermoskanne getrunken. Und bin danach eingeschlafen.*

»Das ist kein Gift. Ich will dir nichts Böses, Milan«, hörte er Andra noch einmal sagen. Ihr Satz klang wie Hohn in seinen Ohren, jetzt, da er einen weiteren tödlichen Gegenstand in ihrem Rucksack entdeckt hatte.

»Und deshalb brauchst du das hier?«

Er erhob sich und richtete die kurzläufige, silberne Schusswaffe auf ihre Brust. »Weil du mir nichts Böses willst?«

Andra startete den Motor und legte den Gang ein, dann drehte sie das Gesicht wieder zu ihm. Sah erst der Waffe in den Lauf, dann ihm direkt in die Augen.

»Steig ein.«

»Wieso sollte ich das tun?«

»Weil ich dich zur Wahrheit fahre. Sie wartet auf dich.«

## 54.

Milan wunderte sich. All die Jahre, die verlorenen Monate und Wochen, in denen er darum gekämpft hatte, dass ihm niemand die Maske herunterriss, hatte er einen ständigen Begleiter gehabt. Unsichtbar für andere wie ein Tinnitus. Eine schief klingende Stimmgabel im Ohr, die nicht aufhören wollte zu schwingen, immun gegen jeden Trick, den er anwandte, um sie zum Verstummen zu bringen.

Hin und wieder hatte der Ton Konturen bekommen, war zu einem Flüstern angeschwollen, das ihm boshaft vibrierend erklärte, wie unwert, inkompetent und unbrauchbar er sei als Analphabet. Die meiste Zeit aber war sein schräg vor sich hin summender Begleiter nur eine unterschwellige, permanente Erinnerung an seinen größten Makel.

*Rechtschreib-Spast. Buchstaben-Behinderter. Abc-Krüppel.*

Milan hatte in der ständigen Angst gelebt, einmal einem Menschen so nahe zu kommen, dass auch dieser den Tinnitus hören konnte. Deshalb hielt er Menschen auf Abstand. Hatte kaum Freunde. Deswegen hatte er sich auch Andra nicht anvertrauen wollen, sogar Angst davor gehabt, dass er nachts im Schlaf anfinge zu reden und sich zu verraten.

Doch jetzt, da er mit der Waffe in der Hand neben ihr auf dem Beifahrersitz saß, kümmerte es ihn überhaupt nicht mehr, dass er das Ziel auf dem Navigationssystem nicht lesen konnte. Gestern noch hatte er sich geschämt, das Ding nicht programmieren zu können. Heute war der summende Begleiter – und damit der Grund seines ewigen Täuschungskampfs – komplett verstummt. So schrecklich die letzten Stunden auch gewesen waren, sie hatten ein Gutes: Wie ein Schmerzpatient, der durch ein Musikkonzert oder ein spannendes Buch von seinen Leiden abgelenkt wird, hatte er nicht mehr an seinen Analphabetismus

gedacht, seit ...

*Tja, seit wann eigentlich?*

Sie fuhren durch eine kleine Ortschaft, und auch hier hatte es ihm nichts ausgemacht, das Eingangsschild nicht verstanden zu haben. Ihm reichten die bebilderten Hinweistafeln auf der Mittelinsel, die Piktogramme und Logos der Geschäfte am Straßenrand. Bank, Apotheke, Kosmetikstudio, Friseur. Viele hatten außerhalb der Saison am Samstag geschlossen, weswegen nur wenige Passanten unterwegs waren.

*Alles war zu, bis auf ...*

»Halt mal an«, sagte Milan und zeigte auf einen kleinen Parkplatz vor zwei Restaurants mit einer Biergartenbestuhlung vor der Tür. Ohne Baldachin oder Schirm, schutzlos dem Wetter ausgeliefert, saß hier bestimmt schon seit Oktober niemand mehr draußen.

Andra hielt an der Stelle, die Milan ihr zuwies, mitten in einer großen Pfütze und außerhalb der Sichtweite von zufällig vorbeikommenden Spaziergängern.

»Was tust du?«, fragte sie, als er sich nach unten in den Fußraum beugte, die Waffe weiterhin auf sie gerichtet.

»Ich löse meine Schnürsenkel.«

»Wozu?«

»Ich habe kein Tape und keine Kabelbinder dabei.«

Sie sah ihn an, als hätte er den Verstand verloren, gehorchte ihm aber, als er von ihr verlangte, die Hände aufs Steuer zu legen.

»Bin gleich wieder da«, sagte er, nachdem er sie am Lenkrad festgebunden hatte. Er griff nach seiner Jacke auf dem Rücksitz, steckte die Waffe in die Innentasche und wollte aussteigen. *Halt!* Um ein Haar hätte er vergessen, Andra den elektronischen Wagenschlüssel abzunehmen. Als er ihn schließlich in der Vordertasche des Rucksacks gefunden hatte, konnte er zumindest sicher sein, dass sie nicht einfach losfuhr oder hupte, um auf sich aufmerksam zu machen, während er versuchte, einem Verdacht auf den Grund zu gehen. Einem Gedanken, der bereits im Wohnwagen Gestalt angenommen hatte – und zwar, als

Solveig über Jakobs Umzugshilfe für Karsov gesprochen hatte.

Es dauerte keine fünf Minuten, aber Milan fühlte sich, als hätte er eine kräftezehrende Expedition hinter sich, als er wieder zu Andra ins Auto stieg.

»Wo bist du gewesen?« Ihr Blick fiel auf ein schmales Stück Papier in seiner Hand, graublau wie die Farbe ihrer Haare.

Ihr trauriger Blick verriet sie. Er musste ihr nicht sagen, was er herausgefunden hatte. Sie hatte es vor ihm gewusst.

»Weißt du jetzt, wohin wir fahren?«, fragte sie.

Müde zerknüllte er den Zettel und seufzte. »Ich fürchte, ich kann es mir denken.«

## 55.

Zu dem kleinen Haus gehörte eine Garage, die wie ein Fremdkörper wirkte. Nachträglich war sie lieblos an die Ostseite drangeklatscht worden. Ein zweckmäßiger Quader mit Spritzbetonwänden und Aluminiumdach, ohne die Patina und Seele des reetgedeckten, gemütlichen Einfamilienhauses, zu dem sie gehörte. Ihr elektrisches Tor stand offen und senkte sich hinter dem Mini, nachdem Andra und Milan hindurchgefahren waren.

Eine Lichtschranke löste ein schwaches Deckenlicht aus, aber außer einem Satz in Plastikhüllen verstauter Winterreifen und einem an der Wand aufgehängten Damenfahrrad gab es hier nichts, was beleuchtet werden konnte. Abgesehen von dem Mann in der Tür, die ins Haupthaus führte.

Schon bevor das Garagentor sich gesenkt hatte, hatte sein Gesicht im Schatten gelegen.

Der dunkle Freizeitanzug des Mannes beulte sich an seinem hageren Körper aus, ein austauschbares Stangenmodell, wie es Millionen anderer Kunden von Billigmodeketten trugen; und dennoch erkannte Milan auf den ersten Blick, wer da auf ihn wartete.

Und obwohl er damit gerechnet hatte, ihn hier zu sehen, kribbelte es unangenehm in seinem Hals, als habe er ein lebendiges Insekt verschluckt.

Einen Käfer mit spitzen Krallen, der auf den Namen »Verrat« hörte.

»Die Hände!«, befahl Milan, fesselte Andra erneut, und diesmal zog er die Schnürsenkel noch fester um ihre Handgelenke und das Lenkrad.

»Weißt du, weshalb ich dir gehorche?«, fragte sie. Ihre Nasenflügel bebten so heftig, dass der Ring darin wackelte.

»Weil ich die Waffe habe?«

Sie biss sich auf die Unterlippe und schüttelte den Kopf. »Weil ich zum ersten Mal Angst vor dir habe, Milan. Du hast dich verändert.«

»Kannst du es mir verübeln?«

»Ich bin nicht dein Feind, Milan.« Sie nickte in Richtung der wartenden Gestalt. »Er wird es dir erklären.«

Milan stieg aus.

Auch in den Mann kam Bewegung. Er drückte das Kreuz durch, fuhr sich durch die schütterten Haare.

»Wir sollten uns beeilen.« Der Alte klang müde und erkältet, was ihn noch älter wirken ließ. Ein Pensionär, der eigentlich im Bett liegen und Kreuzworträtsel lösen sollte und nicht wie ein Spion dem eigenen Sohn über Hunderte Kilometer bis ans Meer folgen, um ihm hier in der Dunkelheit aufzulauern.

»Frau Karsov ist bei ihrem Mann im Krankenhaus. Ich habe keine Ahnung, wann sie zurückkommt.«

»Was soll das hier?«, fragte Milan. »Was willst du von mir, Papa?«

Sein Vater hielt ihm die Tür auf. »Du kennst dich ja aus. Ich meine, sie haben viel verändert. Allein die Garage, eine Schande. Aber der Grundriss ist noch wie früher. Abgesehen davon, dass der Durchgang hier bei uns damals die Speisekammer war.«

»Ich war erst gestern hier«, sagte Milan. Genauer gesagt heute früh.

Sie betraten gemeinsam die Küche. Auch hier waren noch unausgepackte Umzugskartons. Nur ein Teller und zwei Kaffeebecher standen in der Spüle. Die alten, bunt zusammengewürfelten, gemütlichen Küchenmöbel vom Flohmarkt hatten den Brand wohl nicht überlebt und waren durch eine cremeweiße Einbauküche im Landhausstil ersetzt worden.

»Ich weiß. Andra hat es mir erzählt.«

Sein Vater wischte mit den Fingern über den Küchentisch, an dem sie einst morgens ihr Frühstück eingenommen hatten, bevor es mit dem Fahrrad zur Schule ging. Er war das einzige Möbelstück, das sich aus der Vergangenheit

hinübergerettet hatte.

»Andra hat mir alles erzählt.«

Milan zögerte, das Holz des Tisches zu berühren. Sein Unbehagen wuchs mit jedem Atemzug, und das lag nicht an der neuen Einrichtung um ihn herum. Es waren die Bewohner, die nach ihnen gekommen waren. Franz-Eberhardt Ende, der es gekauft hatte, aus welchem Grund auch immer. Der Vater dieser psychopathischen Bestie, die ihn gerade in den Wahnsinn trieb. Seine negative Energie, sein Hass und all das Schlechte in ihm hatten auf das Haus abgefärbt und ihm eine unangenehme Aura verpasst, die Milan zu ersticken drohte.

Kurt trat an die Spüle, drehte den Hahn auf und füllte einen Becher mit Wasser.

»Was spielt ihr hier für ein Spiel mit mir?«

»Das ist kein Spiel, Junge. Ich schwöre es dir. Keine Inszenierung, kein Test oder irgend so was. Es ist eine Katastrophe.«

Sein Vater trank einen Schluck, danach klang seine Stimme etwas weniger belegt, aber nicht minder angespannt. »Ich wollte nie hierher zurückkommen. Hatte mit diesem Haus, mit der verdamnten Insel abgeschlossen.«

»Und doch stehst du jetzt hier.«

»Und doch bin ich heute in aller Frühe mit der Bahn aufgebrochen, nachdem ich gehört habe, was passiert ist.«

»Warum?«

Das Summen des Kühlschranks stoppte für einen Moment, und erst dadurch wurde Milan bewusst, dass das klobige Ding überhaupt Geräusche von sich gegeben hatte.

»Was hat dich dazu gebracht, mir zu folgen, Papa? Die Frauenleiche auf der Raststätte oder der abgetrennte Finger des Mädchens in ihrem Mund?«

Kurts Blick schien nach innen zu gehen. »Meine Schuld hat mich dazu gebracht. Ich kenne seit vierzehn Jahren kein stärkeres Gefühl mehr in mir.«

*Schuld.*

Schon wieder dieses Wort.

Milan beobachtete die fahrigen Bewegungen, mit denen sein Vater den Becher zum Mund führte, und fragte sich, was aus dem Mann geworden war, den er früher mit einem Wellenbrecher verglichen hatte. Kurtchen, ein gutmütiger, starker, selbstsicherer Kerl, der selbst in der größten Krise noch Zeit für einen albernen Witz fand.

Vielleicht war die Verwandlung so deutlich, weil Milan sie am Ort seiner Kindheit sah. Auch wenn die Kulisse sich verändert hatte, standen sie dennoch auf dem Fleckchen Erde, das früher seine Heimat gewesen war. An dem Tisch, an dem Kurt mit ihm gelacht, gealbert und ihn getröstet hatte. Die glatte Platte zeigte kaum Spuren des Verfalls. Im Gegensatz zu seinem Vater.

»Was hast du getan?«

»Junge, wenn ich es dir einfach sagen könnte, hätte ich zum Telefon gegriffen. Ich hab mich hierhergequält, um es dir zu zeigen.«

Kurt wandte sich ab und lief zur Tür hinaus in den Flur.

»Wo willst du hin?«

Sein Vater blieb stehen, eine Hand am Knauf des Treppengeländers.

»Nach oben. In dein ehemaliges Kinderzimmer. Dorthin, wo das Böse seinen Anfang nahm.«

## 56.

### Jakob

Was hast du ihm gesagt?«

»Wem?«

»Verkauf mich nicht für blöd. Er hat unsere Adresse nicht zum Spaß aus Papa herausgeprügelt. Was hast du ihm über uns verraten?« Jakob drosch mit der Faust gegen die Wohnwagenwand.

Solveig zuckte nicht einmal. Ein süßlicher Duft überlagerte den Mief, den Jakob über all die Jahre selbst produziert hatte. Dabei hatte er Solveig verboten, hier drinnen ihre Joints zu rauchen. Ihr ewiges Gekiffe hatte den Ausschlag gegeben und ihn vor einem Jahr zum Auszug aus ihrem Mecki getrieben. Blöd nur, dass er sich nicht mehr als dieses Drecksloch auf vier Rädern hatte leisten können.

»Na was wohl?«, sagte Solveig. »Er wollte wissen, wo du steckst.«

»Und?«

»Und scheiße. Ich wusste doch nichts. Oder wären sie schon wieder weg, wenn ich ihm gesagt hätte, dass du hierher zurückkommst?«

Solveig sprach ruhig, sehr entspannt. Die Wirkung des Joints hielt noch an.  
»Er hatte noch ein Mädchen bei sich.«

»Ich weiß.«

»Hübsches Ding, aber zu selbstbewusst für dich, Jakob.«

Wieder hämmerte er gegen die Wand, diesmal hinterließen seine Knöchel sogar einen Abdruck in der laminierten Wohnwagenhülle.

»Nur zu. Zerhau deinen Wagen. Hauptsache, du hast meinen Mecki nicht so

behandelt, sonst klatscht es, aber keinen Applaus.« Sie hielt ihm die Hand hin.  
»Gib mir die Schlüssel.«

Jakob sah durch das zerkratzte Kunststofffenster nach draußen zu Solveigs Wohnwagen. Dunkle Schmutzschlieren und Salzverkrustungen zeugten von der nächtlichen Fahrt von Berlin bis hierher.

»Ich brauch ihn noch. Du kriegst ihn heute Abend wieder.«

»Und meinen Anteil.«

Jakob löste sich vom Fenster. »Welchen Anteil?«

Solveig war von ihrem Platz in der Sitzecke aufgestanden und plusterte sich vor ihm auf.

»Ich bin immer noch deine Frau, auch wenn du deine Finger mittlerweile woanders reinsteckst. Aber ich habe Rechte.«

»Rechte?«

»Ja. Wir haben keinen Ehevertrag, mir gehört also die Hälfte von allem, was du verdienst.«

Er lachte, ehrlich amüsiert. »Wie bescheuert bist du eigentlich? Glaubst du wirklich, ich gebe das Lösegeld bei der Steuer an? Was willst du denn dem Familiengericht erzählen? Ich hätte gerne das Plastikgeschirr, den kaputten Fernseher und die achtzigtausend Euro aus der Entführung?«

Solveig überlegte kurz, dann sagte sie: »Wenn du mir nichts abgibst, gehe ich zur Polizei.«

*Alter, was hat die denn für ein Zeug geraucht? Die ist ja noch unzurechnungsfähiger als sonst.*

Jakob seufzte. »Lynn hat recht gehabt.«

»Womit?«

»Es nicht länger aufzuschieben.«

Solveig reckte das Kinn vor und stemmte beide Hände in die Seiten. Herausfordernd sagte sie: »Was? Willst du die Scheidung einreichen?«

»Ganz genau«, antwortete Jakob, griff sich an die hintere Hosentasche, zog das Springmesser hervor und rammte es ihr ins Auge.

57.

## Milan

Das Kinderzimmer war leer. Nicht einmal Kartons standen hier.

Dennoch war dies der erste Raum des Hauses, der eine wahre Flut an Erinnerungen auslöste.

Allein, dass die Magnolie noch zu sehen war. Der Baum im Nachbargarten, auf den Milan geschaut hatte, wenn er am Fenster saß, der im Frühjahr so wunderschön blühte und dessen kahle Krone jetzt vom Wind geschüttelt wurde. Wie oft hatte er seine Gedanken schweifen lassen und sich in fremde Welten, ferne Länder und in die Arme von Mädchen wie Yvonne geträumt, immer mit der Magnolie im Blick. Ihr Geäst hatte sich wie ein Wasserzeichen auf seine Erinnerungsbilder gelegt.

»Hier ist es passiert?«, fragte sein Vater. Er war in der Tür stehen geblieben, während Milan den quadratischen Raum mit den Dachschrägen betrat.

»Was?«

»Sag du es mir.«

Milan schüttelte den Kopf. »Papa, was geht hier vor? Was hast du mit dem Irrsinn zu tun, in dem ich nun seit vierundzwanzig Stunden stecke?«

»Seit vierzehn Jahren«, korrigierte Kurt.

»Bitte?«

»Mindestens. Wenn nicht schon länger. Der Irrsinn, wie du es nennst, begann an dem Tag, als deine Mutter starb. Hier in diesem Zimmer.«

Milan blinzelte. Es war erst Mittag und schon so dunkel wie an einem späten Sommerabend. In der Fassung in der Zimmerdecke steckte keine Glühlampe,

was seinem Vater vermutlich zupasskam. Allzu helles, aggressives Licht würde womöglich die Erinnerungen wegspülen, die sich in der Dämmerung vor Milans geistigem Auge formierten.

»Du warst nicht allein«, sagte sein Vater.

»Yvonne war hier, richtig, aber ...«

»Bitte sag mir, was ihr getan habt.«

»Wir waren Teenager in der Pubertät, was denkst du denn?«

»Habt ihr ...?«

Er winkte ab. Noch immer, nach all den Jahren, war es Milan peinlich, darüber zu reden. »Nein. Dazu ist es nicht gekommen. Das weißt du doch.«

»Und wieso ist sie schreiend aus dem Haus gerannt, mit nacktem Oberkörper?«

Milan sah zu der Magnolie, die damals in voller lila Blütenpracht gestanden hatte.

*ES TUT MIR LEID.*

»Ich bin mir nicht sicher. Nach der Nacht, nach meinem Sturz, ich kann mich nicht mehr an alles erinnern.«

»Aber ihr habt euch gestritten.«

Sein Vater trat einen Schritt ins Zimmer hinein.

»Ja, soweit ich weiß, ja. Sie hatte mich ausgelacht. Ich war verletzt. Ein Wort ergab das andere. Sie wollte gehen, hat dann auf der Treppe noch das Sweatshirt ausgezogen.«

»Wieso?«

*ICH HAB DAS NICHT GEWOLLT.*

Milan schloss die Augen, und die Bilder wurden klarer. Auf einmal meinte er sogar den Kaugummiatem von Yvonne zu riechen. Sein Mund, immer noch wund vom vielen ungeübten Küssen.

»Es war meins, sie wollte es nicht mehr.«

»Und dann?«

»Ich bin ihr hinterher. Und ...«

»Was dann?«

Milan öffnete wieder die Augen, doch der Geruch blieb. Nicht der von Yvones Kaugummi. Sondern der des Qualms. In seiner Rückblende hatte er den angenehmen Duft bereits ersetzt.

*ICH MACHE ES WIEDER GUT.*

»Ich kann mich nicht mehr erinnern«, sagte er.

»Kannst du nicht oder willst du es nicht?«

Milan wurde wütend. »Fängst du jetzt auch schon so an? Wie Solveig?«

Kurt zuckte erstaunt mit dem rechten Mundwinkel. »Yvones Mutter? Was hat sie dir gesagt?«

*Dass ich ihre Tochter vergewaltigt und geschwängert habe.*

Kurt trat noch einen weiteren Schritt auf ihn zu. »Du traust dich nicht, es auszusprechen, weil du Angst hast, es könnte stimmen.«

»Ich sage es nicht, weil ich keine Lügen wiederholen will. Ich weiß, was ich getan habe und was nicht.«

»Ach ja?«, antwortete Kurt. »Eben noch hast du mehrmals behauptet, du könntest dich nicht mehr an alles erinnern. Wie bist du in den Keller gekommen?«

Milan drehte sich von ihm weg, sah wieder aus dem Fenster, dorthin, wo früher ein Fahrradschuppen gestanden hatte. Er war durch ein Beet ersetzt worden.

»Keine Ahnung. Ich muss wieder nach oben gegangen, eingeschlafen und vom Rauch geweckt worden sein. Dann habe ich auf dem Weg nach draußen die Türen verwechselt. Ich bin gestürzt.«

»Von Rauch wird man nicht geweckt«, hörte er seinen Vater hinter sich sagen. »Das ist ein weitverbreiteter Irrtum. Deswegen sterben ja so viele Menschen im Schlaf.«

*Wie Mama.*

»Du glaubst mir nicht?«, fragte Milan. Ein Schwarm schwarzer Vögel flog vom Meer her übers Dach, und als sie es überquert hatten, schien es draußen

noch dunkler geworden zu sein.

Milan drehte sich zu seinem Vater um und hatte Mühe, sein Gesicht auszumachen.

»Es geht nicht darum, was ich glaube. Sondern darum, was ich getan habe, Milan.«

*Schuld.*

*Was zur Hölle wollte sein Vater ihm beichten?*

»Ich gestehe es dir. Gleich. Wenn du mir vorher sagst, was mit Tinka passiert ist.«

»Mit unserer Katze? Ist das jetzt dein Ernst?«

»Ich bitte dich, tu es, mir zuliebe.«

Milan stöhnte auf.

»Himmel, sie wurde von einem Mähdrescher aufgegabelt und zerfetzt.« Tiere hatten sich bereits an ihr gütlich getan, als sie gefunden wurde. Was zum Teufel hatte das hiermit zu tun?

*Geschieht hier überhaupt irgendetwas aus irgendeinem Grund?*

»Das hast du mir damals so erzählt. Allerdings erst, nachdem deine Lehrerin die Katze in Yvones Schulspind gefunden hatte.«

»Denkst du immer noch, *ich* hätte sie da reingelegt?«

*Nach all den Jahren?*

»Yvonne hatte sie gefunden und wollte sie nicht am Straßenrand liegen lassen. Sie wusste, was Tinka uns bedeutete. Sie wollte, dass wir sie beerdigen können, bevor die Müllabfuhr sie einsammelt.«

»Welches Mädchen schleppt eine halb verweste, von Vögeln zerplückte Katzenleiche in die Schule?«

»Aber dein Sohn tut so etwas, ja? Papa! Auch das habe ich dir wieder und wieder erklärt: Du kanntest Yvonne. Sie war komisch. Sie tickte anders. Sie wäre das typische Pausenhof-Opfer gewesen, wenn die anderen nicht ein bisschen Angst vor ihr gehabt hätten. Einige dachten, sie wäre langsamer, nicht so helle, aber sie war einfach nur sehr oft in ihrer eigenen Welt. Und in der war es okay,

die Katze in eine Plastiktüte und erst mal in den Spind zu stopfen, wenn man zur Matheklausur nicht zu spät kommen wollte.«

»Das erklärt immer noch nicht, weshalb die Lehrerin gesehen hat, wie *du* die Katze da reingelegt hast.«

»Ich hab sie nicht reingelegt. Ich hab sie rausnehmen wollen. Nachdem Yvonne mir davon erzählt hat. Dabei bin ich erwischt worden. Das hat Yvonne dir damals doch auch alles bestätigt.«

»Und daran kannst du dich so detailliert erinnern? Aber ob deine Mutter dir vorgelesen hat oder ob du selbst deine Liebesbriefchen entschlüsseln konntest, das ist dir entfallen! Findest du das nicht seltsam?«

»Womit wir wieder am Anfang wären: Du glaubst mir nicht.«

Milan wollte das Zimmer verlassen. Nichts wie raus hier, der fauligen Erinnerungsblase entkommen. Doch sein Vater packte ihn erstaunlich fest am Arm. Der erste Körperkontakt seit seiner Ankunft. »Ich habe dir sehr lange geglaubt, Milan. Deine Mutter auch. Aber wir waren damals die Einzigen. Die Lehrerkonferenz hat überlegt, dich von der Schule zu schmeißen. Du durftest wegen des Vorfalls mit Tinka nicht mit auf Klassenfahrt nach Walsrode, weißt du noch? Zum zweiten Mal!«

»Willst du jetzt alle Peinlichkeiten meiner Kindheit auskramen? Bei der ersten Fahrt ins Schullandheim bin ich freiwillig zu Hause geblieben.«

»Weil du deine Blase nachts nicht halten konntest. Du hast dich geschämt. Niemand sollte das wissen.«

»Worauf willst du hinaus?«

Noch immer hielt sein Vater ihn fest, doch der Griff hatte sich gelockert. Als hätte er gemerkt, dass Milan sich mit jeder Sekunde der Unterhaltung schwächer fühlte und immer weniger Widerstand zu erwarten war.

»Das Sweatshirt lag in diesem Kamin, Milan. Erinnerst du dich?«

*Yvonne. Der Streit. Die Katze. Die Klassenfahrt.*

»Ich verstehe den Zusammenhang nicht«, sagte er leise.

»Die Brandexperten haben es gründlich untersucht. Es hat den Funkenflug

und damit den Wohnzimmerbrand ausgelöst.«

Kurt berührte ihn jetzt nur noch vorsichtig, beinahe zärtlich.

»Dein Sweatshirt, Junge. Einfach ins Feuer geworfen. Doch ein Ärmel hing wohl noch draußen. Kannst du mir das erklären?«

*Bettnässen.*

*Tierquälen.*

*Zündeln.*

Darauf also wollte er hinaus. Die Dreifaltigkeit der Psychopathie. Die eindeutigen Erkennungszeichen heranwachsenden Wahnsinns.

»Du denkst, ich bin wie Opa Willy?«

*Pervers. Abartig. Böse?*

Milan wich einen Schritt zurück.

»Du denkst, ich habe Mama getötet?«

Kurt nickte. Tränen quollen ihm aus den Augen.

»Deshalb bist du hier? Um mich anzuklagen?«

Milan wollte schlucken, aber eine unsichtbare Schlinge schnürte ihm die Kehle zu.

»Nein. Ich habe mich auf den Weg gemacht, um dir zu gestehen, was *ich* dir angetan habe. Bevor du es von einem perversen Entführer erfahren musst.«

»Was?«

Sein Vater drehte sich zur Tür. »Lass uns in den Keller gehen. Dort fällt es dir leichter, mich zu töten, sobald du es weißt.«

## 58.

### Jakob

Gott, war die Alte schwer.

War der Tod so etwas wie ein Gewichtsverstärker? Solveig war doch schlank gewesen?

*Scheiße.*

Es war, als müsste er ein mit Wasser gefülltes Planschbecken über eine Tartanbahn ziehen. Lynn war ihm keine Hilfe. Sie weigerte sich, Hand anzulegen, dabei war es ihre Idee gewesen, Solveig zu erledigen.

»Aber doch nicht so!«, hatte sie ihn beim Anblick der Leiche angeschrien. »Wie kann man nur so blöd sein. Wieso hast du sie nicht erst rausgelockt und dann kaltgemacht? Jetzt sieh mal zu, wie du sie aus deinem Scheißwohnwagen wieder rausbekommst.«

Liegen lassen war keine Option.

Übermorgen war Montag, und da kassierte die Standwache die Monatsmiete. Außerdem passte das nicht zu Lynns Plan, Milan die ganze Scheiße hier anzuhängen. Also musste Solveig wohl oder übel neben Zoe gefunden werden.

»Wieso bringen wir Zoe nicht einfach zu ihr rüber?«, hatte er noch gefragt und sich von Lynn einen Blick eingefangen, der sich nicht anders angefühlt hatte, als wäre er angespuckt worden.

»Bist du völlig degeneriert? Wir müssen gleich weiter. Das geht nicht mit dieser Papphütte auf Rädern. Die fällt auseinander, sobald wir sie nur einen Meter bewegen. Nein, Solveig muss in Zoes Wohnwagen, nicht umgekehrt.«

Wo Lynn recht hatte, hatte sie recht.

Dennoch ärgerte Jakob sich noch immer, dass er dem nichts entgegenzusetzen gehabt hatte. Jetzt musste er in doppelter Hinsicht die Drecksarbeit erledigen. Erst, indem er Solveig kaltmachte, dann, indem er die Leiche huckepack nahm und mit quietschenden Bandscheiben zur Tür rauswuchtete.

Immerhin hatten sie den Mecki so dicht geparkt, dass Jakob dabei weder von der Straße noch von der Zufahrt aus beobachtet werden konnte. Dafür wurde das Wetter immer schlechter. Der Regen ging in Schnee über.

»Leg sie in den Kofferraum vom Volvo«, sagte Lynn durch die heruntergelassene Beifahrerscheibe, ohne den Schutz des Wagens zu verlassen.

»Scheiße, kann ich sie nicht einfach hinten in den Mecki werfen?«

»Nein. Ich will nicht, dass Zoe komplett durchdreht. Wir brauchen sie noch.«

»Okay.«

*Was immer du willst, Babe. Aber wenn du denkst, nach all dem Scheiß hier mache ich halbe-halbe, hast du dich geschnitten.*

Nachdem er Lynns Befehle ausgeführt hatte, setzte er sich hinters Lenkrad und brauchte eine Weile, bis er wieder bei Atem war.

»Und jetzt?« Er zog sich die Handschuhe aus und wischte sich den Schweiß und die Nässe von der Stirn. »Wohin geht's?«

»Richtung Prora.«

Er startete den Motor. Die Reifen drehten beim Zurücksetzen durch, dann fanden die Profile endlich Griff, und sie drückten den ächzenden Wohnwagen langsam nach hinten.

»Wohin genau?«

Sie nannte ihm die Adresse.

»Verdammt, da kommen wir doch nie wieder weg, wenn wir da bei dem Mistwetter festhängen.«

»Müssen wir auch nicht.«

»Hä?«

»Du wirst es verstehen, wenn wir da sind«, antwortete Lynn und aktivierte vom Beifahrersitz aus die Freisprecheinrichtung für Jakobs Handy.

## Milan

Beim zweiten Mal kam ihm Karsovs Kellerzimmer noch unwirklicher vor. Als würde er einen Blick in das verwirrte Hirn des Professors werfen. Schlimmer noch, als würde er in der chaotischen Kammer seines Verstands stehen und sich umsehen können.

Noch immer konnte er die Wörter, Zeichen und Buchstaben in keinen logischen Zusammenhang bringen. Die Artikel an den Wänden, die Zeitungsausschnitte und Notizen ergaben weiterhin keinen Sinn für ihn. Auch wenn Andra ihn vermutlich mit Karsovs Tabletten gefüttert hatte. Aber alles andere wäre auch ein Wunder gewesen. Womit immer sie ihn hatte vergiften wollen, es war kein Heilmittel gegen Analphabetismus.

»Du kennst Karsovs Steckenpferd?«, fragte sein Vater.

Wieder war Milan vorangegangen, die Kellertreppe hinunter. Das Knarren der drittletzten Stufe war das Einzige, was wenigstens den Anflug einer Erinnerung auslöste – ein Bild davon, wie ein Feuerwehrmann ihn griff und nach oben trug.

Und wieder stand er als Einziger im Raum, diesmal aber trampelte er ungeniert mit seinen schnürsenkellosen Schuhen auf den Post-its herum, während Kurt sich in den Rahmen der offen stehenden Tür lehnte, das Gesicht erneut im Halbschatten der fahlen Deckenbeleuchtung.

*Kurt.*

Milan fiel auf, dass er seinen Vater nun beim Vornamen nannte. Eine Distanzierung, die ihm früher seltsam erschienen war, wenn er gehört hatte, wie Kinder zu ihren Eltern nicht Mama oder Papa sagten.

Die Vorstufe zum Siezen. Die Ereignisse der letzten Stunden hatten ihre Beziehung erschüttert, die Nähe und Vertrautheit, die sie einst verbunden hatten, womöglich unwiederbringlich zerstört.

»Die Savant-Forschung«, antwortete Milan. »Seine Frau hat uns davon erzählt.«

»Sind Sie hochbegabt?«

»Und, hast du ihr von deinem fotografischen Gedächtnis erzählt?«

Milan schüttelte den Kopf, was sein Vater zum Anlass für einen Vortrag nahm. »Karsov hatte eine Theorie. Viele Inselbegabte haben ihre unglaublichen Fähigkeiten einem Unfall, meist einer Hirnschädigung zu verdanken. Ein Schlag gegen den Kopf, ein Tumor in einer speziellen Region, und der Patient kann auf einmal eine Fremdsprache in nur einer Stunde lernen oder gesamte Straßenzüge detailgetreu nachzeichnen, nachdem er einmal mit dem Hubschrauber darübergeflogen ist. Das Problem: Meistens können diese Savants nur diese eine Sache und versagen auf vielen anderen Gebieten. Manche pullern sich sogar ein, während sie die Blätter an einem Baum zählen.«

»Kurt. Ich will Antworten von dir.«

*Karsov. Andra. Die Entführung. Du. Wie hängt das alles zusammen?*

Kurt sprach weiter, als hätte er Milans Zwischenruf nicht gehört.

»Erst dachte man, die neu gewonnene Fähigkeit nähme die Savants so in Anspruch, dass sie auf anderen Gebieten geistig und seelisch verkrüppeln. Aber es ist natürlich die Schädigung als solche. Das Trauma selbst schließt sie davon aus, ein normales Mitglied der Gesellschaft zu sein. Ihre Begabung, die Überkompensation, ist nur das Symptom der Störung.«

»Du klingst wie ein Professor«, sagte Milan, der sich bei dem Wort »Trauma« unwillkürlich an den Kopf gefasst hatte.

»Ich habe mich lange mit einem darüber unterhalten.«

Sein Vater zeigte auf die Wandcollagen des Professors. Die Zetteltapete eines Besessenen.

»Karsov forschte ursprünglich auf dem Gebiet der forensischen

Neurochirurgie. Seine These: Die massive Störung von Psychopathen kann nicht durch Therapien geheilt, allenfalls durch Medikamente unterdrückt werden. Aber das Leben der zukünftigen Todes- und Vergewaltigungsoffer dürfe nicht davon abhängen, ob der Geisteskranke brav seine Pillen schluckt.«

Kurt räusperte sich. Die Luft hier unten war staubig und trocken, doch das war nicht der Grund für seine plötzliche Heiserkeit. Milan ahnte, dass sein Vater auf dem Weg zur Wahrheit auf die Zielgerade eingebogen war. Und je näher er seinem Geständnis kam, desto schwerer fiel ihm das Sprechen.

»Karsov suchte nach einem Weg, mit einem einmaligen chirurgischen Eingriff das Böse auf Dauer zu eliminieren.«

»Es herauszuschneiden?«

Kurt seufzte. »Das funktioniert nicht, weil es keinen Sitz des Bösen gibt, den man in unserem Kopf lokalisieren könnte. Karsov wählte einen anderen Weg. Von der Savant-Forschung inspiriert, führte er im Gehirn des Patienten künstliche Traumata herbei. Eine Störung, die noch gravierender war als die ohnehin schon bestehende. Er nannte es die Minus-Plus-Methode. Weil er ein Minus, also einen Schaden, benutzen wollte, um ein Plus entstehen zu lassen.«

Die Haarwurzeln auf Milans Kopf kribbelten, als stünde die Kopfhaut unter Strom.

»Seine Theorie lautete: Das Hirn eines Psychopathen wird keine Kraft mehr haben, gewalttätige Pläne zu fassen und umzusetzen, wenn es einen existenziellen Dauerkonflikt zu lösen hat.«

»Was hat er mit mir gemacht?«, fragte Milan, dessen Stimme nun ähnlich schwach geworden war wie die seines Vaters.

»Nicht viel.«

Kurt atmete schwer und schwieg, doch Milan hütete sich, die Lücke des Schweigens zu füllen. Er wusste, sein Vater war so weit. Er nahm nur etwas Anlauf für die eigentliche Beichte.

»Karsov ist zu mir gekommen. Du warst nach dem Brand operiert worden, aber es gab Komplikationen. Blutungen. Eine zweite OP war notwendig. Er

kannte mich, wusste, dass du der Sohn des Hausmeisters bist. Und er kannte die Gerüchte: dass du wegen Tierquälerei fast von der Schule geflogen wärst. Dass dein Sweatshirt den Brand auslöste. Er fragte mich, ob du Bettnässer wärst. Ob du intelligent wärst, aber eine Lese-Rechtschreib-Schwäche hättest. Ob es schon andere Fälle von Geisteskrankheit in der Familie gegeben habe. Etwa zur gleichen Zeit begann Yvones Mutter, das Gerücht von der Vergewaltigung zu verbreiten.«

Milan taumelte wie ein angezählter Boxer. Jeder Satz, jedes Wort hatte ihn an einer anderen empfindlichen Stelle getroffen.

Kurts erste Unterbrechung kam ihm wie eine Pause zwischen den Runden eines Kampfes vor. Mit größter Mühe presste er seine Frage hervor, jedes Wort einzeln betonend:

»Was. Hat. Er. Getan?«

»Karsov erzählte mir, dass du mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit ein Mörder werden würdest. Und dass unser Zeitfenster sehr begrenzt sei.«

»Wofür?«

»Um sie herbeizuführen.«

»Was?«

»Die Hirnblutung.«

Ohne hinzusehen, griff Milan nach einem Bündel von Zetteln an der Wand, riss sie ab und zerknüllte sie, einfach um irgendetwas anderes zu tun, als tumb glotzend dazustehen und das ungeheuerliche Geständnis seines Vaters anzuhören.

»Hirnblutung?«

»Karsov sagte, er könne nicht vorhersagen, welche Auswirkung die Schädigung habe, aber die Chancen stünden gut, dass du zum Beispiel blind werden würdest. Und wenn das geschähe, wärst du keine Gefahr mehr.«

*Gefahr? Für wen ...?*

»Nach der ersten Operation gab es, wie gesagt, Nachblutungen im Gehirn.

Sie wären durch Abwarten vermutlich folgenlos geblieben. Aber Karsov hat dir extra blutverdünnende Medikamente verabreicht. Die Blutung wurde stärker und drückte aufs Hirngewebe, was Komplikationen hervorrief. Als du aus der Narkose aufgewacht bist, war ein Teil deiner Erinnerungen verschwunden. Ich bin Laie, ich weiß nicht, ob ich alles richtig verstanden habe. Du warst nicht erblindet. Auch dein Sprachzentrum blieb trotz der Schädigung intakt, nur war es nicht mehr mit deinem visuellen Zentrum verbunden. Deshalb kannst du nicht mehr lesen und schreiben.«

»Ihr habt mich verkrüppelt?«

Milan wollte schreien, aber die Stimme versagte ihm.

»Es tut mir leid.«

»Es tut dir *leid*? Na, dann ist ja alles geklärt, kein Problem. Was gibt's zum Mittagessen?«

Der Versuch eines sarkastischen Lächelns schlug fehl. Milan spürte selbst, wie sich seine Mundwinkel zu einer Fratze verzogen.

»Junge, es vergeht kein Tag, an dem ich mich nicht selbst zerfleische für das, was ich dir angetan habe. Deshalb habe ich das Geld nie angerührt.«

»Welches Geld?«

Milan wusste nicht, ob er noch mehr ertrug. Er sehnte sich nach einer letzten, ewigen Ringpause, nach einem Ende der Tiefschläge, ahnte aber, dass sein Vater noch nicht mit ihm fertig war.

»Für meine Einwilligung in dieses verbotene Experiment wollte mir der Professor fünfundsiebzigtausend Euro bezahlen. So teuer wäre die Brandsanierung des Hauses geworden. Doch ich wollte nicht mehr auf Rügen bleiben. Und ich wollte kein Blutgeld auf dem Konto.«

»Und doch platzt es jetzt aus allen Nähten.«

*162366 Euro und 42 Cent.*

»Karsov hat es für mich angelegt«, erklärte Kurt.

»Wieso?«

»Auch ihn plagen Schuldgefühle, weil er damals zu weit gegangen ist.«

Milan hatte seine Stimme wiedergefunden und schrie: »Ich meinte: WIESO hast du es mir all die Jahre verschwiegen?«

»Junge, gerade du müsstest verstehen, wie es ist, an einer bitteren Wahrheit fast zu ersticken. Unwissenheit ist manchmal das größte Geschenk auf Erden. Hoffentlich wirst du das irgendwann verstehen!«

Mit drei Schritten war Milan bei seinem Vater, griff ihn am Kragen und riss ihn hoch, sodass Kurt auf Zehenspitzen stehen musste.

»Ihr habt mich zu einem geistigen Krüppel gemacht!«, spuckte er ihm ins Gesicht.

»Wir haben dich geheilt.«

»Bitte? Was redest du denn da? Eben noch wolltest du dich entschuldigen, und jetzt ...«

*Geheilt?*

»Ich habe gesagt, dass es mir leidtut. Und dass ich mich zerfleische. Aber ich habe nie behauptet, dass ich mich dafür entschuldigen will.«

Milan riss seinen Vater nach links und drückte ihn gegen die Wand, von der sich einige Zeitungsartikel lösten.

»Karsov mag mittlerweile der Meinung sein, er hätte dich damals falsch analysiert. Er denkt, du wärst der falsche Proband gewesen.«

»Wieso?«, schrie Milan.

»Das musst du Andra fragen. Sie hat ihn ausfindig gemacht. Seine Schuldgefühle haben Karsov offenbar fast in den Wahnsinn getrieben. Er will alles wieder rückgängig machen. Deshalb hat er dieses Haus hier für uns gekauft. Mir sein restliches Vermögen überwiesen. Damit wir zurückkommen.«

Milan hätte es nicht für möglich gehalten, aber er wurde noch wütender, weil sein Vater ihn schon wieder falsch verstanden hatte: »Meine Frage ist: Wieso glaubt Karsov mehr an mich als mein eigener Vater?«

»Das fragst du mich? Allen Ernstes?«

Obwohl Milan immer fester drückte und Kurt langsam die Luft wegblieb, fand sein Vater noch genügend Energie für ein hysterisches Lachen. »Sieh dich

doch mal an! Bevor du Andra kennengelernt hast, hast du dir mit Raub und Trickbetrug deinen Lebensunterhalt verdient.«

Speichel sammelte sich in Kurts Mund. »Du jagst Verbrechern auf eigene Faust hinterher und versteckst Leichen im Wald. Du schlägst Menschen zusammen, folterst sie, wirst mir gegenüber handgreiflich, deinem eigenen Vater, während in diesem Moment deine Freundin gefesselt in ihrem Wagen in der Garage hockt!«

Milan stieß sich von ihm ab, zutiefst erschrocken über die Wirkung, die diese Worte hatten.

*Dafür bring ich ihn um*, dachte er und richtete die Waffe auf den Kopf seines Vaters.

Der nickte, als habe er nur darauf gewartet, und rieb sich den Hals.

»Erzähl mir nicht, dass du dich nicht gut dabei fühlst, Junge. Jetzt, in diesem Moment. Das gefällt dir, oder?«

»Nein!«

»Andra hat mir am Telefon erzählt, dass du dich verändert hast. Und weißt du, seit wann das so ist? Seitdem du dich nicht mehr in jeder freien Sekunde des Tages damit beschäftigen musst, gegen die Windmühlen zu kämpfen, die dein Analphabetismus antreibt. Deine Gedanken sind jetzt frei. Und unter dem Druck kommt dein wahres Ich zum Vorschein. Ich meine, welchen Beweis für Karsovs Theorie brauchst du denn noch? Ich will gar nicht daran denken, was aus dir ohne deine Störung geworden wäre.«

Milan spürte ein Brennen in den Augen. Es konnte nur von Tränen herrühren, die aber keinerlei befreiende Wirkung hatten, sondern im Gegenteil seinen Zorn noch einmal steigerten.

»Normal. Ich wäre ein normaler, glücklicher Mensch geworden, Kurt.«

»Unsinn. Zähl doch eins und eins zusammen, Junge. Mein Vater, dein Opa Willy, war ein Psychopath wie aus dem Lehrbuch. Ich hab zum Glück in der Genlotterie gewonnen, und der Kelch ging an mir vorüber. Doch nachdem das Böse eine Generation übersprungen hat, wurde es an dich wie ein Staffelstab

weitergereicht.«

*Aus Minus und Minus wird Plus.*

»Ich bin nicht böse«, sagte Milan, während er gegen den Drang ankämpfen musste, abzudrücken.

»Und deshalb zielst du gerade mit einer geladenen Waffe auf mich. Sei ehrlich zu dir. Du willst mich töten, richtig? Vielleicht war das der Grund, weshalb ich so lange geschwiegen habe. Weil ich Angst hatte zu sterben, sobald du alles weißt. Aber als Karsov mich gestern besuchen wollte, wusste ich, dass ich die Wahrheit nicht länger zurückhalten kann. Ich hab dich angerufen, um dich zu mir einzuladen. Ich wollte schon in Berlin reinen Tisch machen. Doch dann kamst du mit dieser Entführungsgeschichte. Nun, jetzt ist es endlich so weit, und irgendwie passt es auch, dass hier auf Rügen alles ein Ende nimmt, wo es begonnen hat. Komm, Junge. Zeig dein wahres Gesicht. Drück ab.«

Kurt beugte sich leicht nach vorne und präsentierte ihm die Schädeldecke.

Milans Zeigefinger zuckte, so wie sein rechtes Augenlid, so wie das Blut unter seiner Narbe unter der Kopfhaut; so wie das Telefon in seiner Hosentasche.

Es ratterte und vibrierte und schickte ihm mindestens zehn Nachrichten gleichzeitig mit Signaltönen, die sich stotternd überlagerten.

Er hatte sich in den letzten Sekunden nicht bewegt, und dennoch musste sein Telefon eine Lücke in der Signalabschottung des Kellers gefunden haben. Eine winzige Empfangswolke, die ihm ein halbes Dutzend Anrufe in Abwesenheit signalisierte.

»Du bleibst, wo du bist«, sagte Milan, stieß seinen Vater zur Seite und eilte die Kellertreppe hoch, um herauszufinden, was der Killer von ihm wollte.

## 60.

### Jakob

Na endlich, wo hast du gesteckt, du Idiot?«

Sie hatten auf der L29 Binz hinter sich gelassen und fuhren nordwärts Richtung Prora. Obwohl der Wind hier durch mehrere Häuserreihen zwischen Straße und Strand gebremst wurde, musste Jakob das Steuer des Volvos mit beiden Händen halten, so stark rissen die Böen an Zugmaschine und Wohnwagen.

»Ich hatte keinen Empfang«, sagte Milan.

»Deine Nachlässigkeit hätte die Geisel umbringen können.«

»Sie lebt noch?«

»Hast du das Geld?«, fragte Jakob und erntete dafür einen lobenden Blick von Lynn, die über die Freisprecheinrichtung mithörte, während sie ihre Fingernägel mit einer weichen Feile polierte.

*Keine Diskussionen. Keine Dialoge. DU gibst den Takt an.*

»Ich weiß jetzt, auf welchem Konto es liegt«, sagte Milan.

»Gut.«

Sehr gut. Ein großer Fortschritt.

»Wir haben einen Laptop«, erklärte Jakob. Sie passierten ein Hinweisschild zum NVA-Museum. »Bring deine EC-Karte mit und die PIN, dann wird alles gut.«

Sein Atem beschlug das untere Drittel der Windschutzscheibe, da half auch das auf Hochtouren arbeitende Gebläse nichts.

»Wie wollt ihr so eine Summe transferieren, ohne aufzufliegen?«

»Deine Sorge sollte nur sein, nicht zu spät zu kommen. Jetzt brauchen wir keine Zeit mehr zu verlieren. Wir treffen uns spätestens um sechzehn Uhr am Campingstrand.«

»An welchem?«, fragte Milan, obwohl er es wusste.

Lynn drückte auf dem Touchscreen in der Mittelkonsole auf das Auflegen-Symbol und nickte zufrieden.

»Sehr gut.«

»Danke«, sagte Jakob, ehrlich erfreut über das seltene Lob. Er musste den Fuß vom Gas nehmen, da ihm ein Reisebus entgegenkam, der bei seinem Überholvorgang etwas zu lang auf ihrer Spur blieb.

»Aber er hat recht«, sagte er, als sie kurz vor Neu Mukran nach rechts einbogen und das Ziel schon fast in Sichtweite war.

»Womit?«, fragte Lynn. Der Volvo schaukelte wie ein Ruderboot im Sturm über die Unebenheiten des Heidewegs, der auf den Strand zuführte. Der davor liegende Campingplatz war noch trostloser als der, von dem sie aufgebrochen waren. Um diese Jahreszeit war er komplett verwaist.

»Ich meine, selbst wenn Milans Vater kein Überweisungslimit hat, was nützt uns die PIN? Wir brauchen mindestens eine TAN-Liste oder so ein komisches Gerät. Und haben wir hier am Arsch der Welt, mitten im Orkan, überhaupt Empfang?«

»Lass das alles meine Sorge sein.«

»Schön, aber auf welches Konto soll der Zaster denn fließen?« Jakob sah nach rechts zu Lynn, etwas länger, als die wackelige Strecke ihm eigentlich erlaubte. »Erzähl mir jetzt nichts von Bitcoins oder irgendeinem Nummernkonto in der Karibik. Das traue ich dir nicht zu.«

»Ich glaube, es gibt so einiges, was du mir nicht zutraust.« Lynn musterte ihn lächelnd. Hätte sie das Fenster geöffnet und den Schneeregen hereingelassen, wäre er nicht weniger erschauert.

»Und das wäre?«, fragte er, sah wieder nach vorn und unterdrückte den Impuls, sich zu schütteln.

Sie hatten gerade eine große, dunkle Baracke passiert, die in der Saison als Waschraum genutzt wurde, mit offenen Duschen und Toiletten.

»Dass es mir die ganze Zeit über nicht eine Sekunde lang um die beschissene Kohle ging.«

»Sondern?«

»Um die Familie«, sagte Lynn und griff nach dem Lenkrad. In ihrer anderen Hand befand sich auf einmal das Messer, das eben noch in Solveigs Auge gesteckt hatte.

»Hat Spaß mit dir gemacht, Süßer«, lachte Lynn und rammte es Jakob in den Bauch.

## 61.

### Andra

Wo sind wir?«, fragte Andra und rieb sich die Handgelenke. Die Schnürsenkel hatten sich ihr in die Haut geschnitten wie ein Ring in einen geschwollenen Finger. Seitdem Milan ihre Fesseln gelöst und sie unter vorgehaltener Waffe aus der Garage in den Keller befehligt hatte, waren erst wenige Minuten vergangen, in denen das Blut langsam wieder zu zirkulieren begann. Mit den kribbelnden, Juckreiz auslösenden Nebenwirkungen.

»Früher war das der Wäschekeller«, sagte Kurt und deutete auf unterschiedlich verfärbte quadratische Bereiche der Bodenverfliesung, wo einst Waschmaschine und Trockner gestanden haben dürften. Aktuell gab es in dem kleinen Raum nur noch ein Handwaschbecken, allerdings ohne Wasserhähne, und ein ebenso nutzloses kurzes Stück Rohr, das ohne erkennbaren Zweck von der Decke hing.

»Er war mit dem Heizungskeller verbunden, aber sie haben den Durchgang zugemauert, wieso auch immer.«

»Scheiße, ja.«

Andra, die sich mit einem Faustschlag gegen die Innenwand von deren Massivität überzeugt hatte, fragte Milans Vater, ob es noch einen anderen Ausgang aus ihrem Gefängnis gebe.

»Sie meinen außer dem, den mein Sohn verriegelt hat?«

Anscheinend hatte Franz-Eberhardt Ende vor seinem Auszug in jeder Tür die Schlüssel von außen stecken lassen, und Familie Karsov hatte sie nicht angerührt. Milan hatte daher die freie Auswahl gehabt und Andra zu seinem

Vater in den Wäschekeller gestoßen.

*Alt*, war ihr erster Gedanke gewesen, als sie Kurtchen auf dem Boden kauern sah. Sichtbar gealtert, seit sie sich das erste Mal getroffen hatten, in seinem Zimmer im Heim in Nikolassee. Und sehr viel älter als auf den Fotos, die Günther gemacht hatte, als er Milans Vater überwachte.

Schon damals war Kurt Berg blass und etwas zittrig gewesen. Heute aber schien es, als wäre sein eigener Körper ihm eine Nummer zu groß geworden. Der unrasierte Hals hing ihm faltig vom Kinn wie eine zerkrumelte Serviette. Und er hatte Angst, das konnte sie riechen. Manche Menschen reagierten auf Stress wie Hunde und sonderten süßsauerliche Ausdünstungen ab. Kurt zählte eindeutig zu ihnen.

»Wir müssen wohl warten, bis Frau Karsov zurückkommt«, meinte er.

»Wann wird das sein?«

»Schwer zu sagen. Wenn wir Glück haben, in einer halben Stunde. Wenn wir Pech haben, erst morgen früh oder noch später. Als ich kam, war sie gerade im Aufbruch, da hat sie mir erlaubt, das Haus zu betreten. Sie könne es ohnehin nicht leiden und wisse nicht, ob sie es überhaupt noch eine Nacht darin aushält.«

»Heißt das, im schlimmsten Fall werden wir hier verhungern?«

»Im schlimmsten Fall sind wir nicht die Ersten, die demnächst sterben werden.«

*Na wunderbar.*

Andra tastete nach ihrem Handy, eine reflexartige Handlung, wusste sie doch, dass Milan es ihr abgenommen hatte.

»Ist das das Abwasser?« Sie zeigte auf ein dickeres, grau angestrichenes Rohr, das in der Außenwand verschwand.

Kurt nickte. »Ja. Das ist ein Weg nach draußen. Aber wie Sie sehen, ist das Rohr nicht einmal dick genug, dass sich da eine Katze drin verstecken könnte. Und wir haben kein Werkzeug außer meinen Schlüsselbund. Falls Sie also mit dem Gedanken spielen ...«

Andra erstarrte. »Moment mal, was sagten Sie gerade?«

»Ich habe einen Schlüsselbund in meiner Tasche ...«

»Nein, ich meine etwas anderes.«

*Verstecken!*

Kurt war so verwirrt, dass er ihr nicht antwortete, aber das war auch gar nicht mehr nötig.

»Das hier war einmal die Waschküche?«

»Ja.«

Ihre Augen wanderten zur Decke, dann zu der Wand, die dem Ausgang gegenüberlag. Wegen der vielen Schmutzflecken im Gemäuer war Andra vorher nicht aufgefallen, dass an einer Stelle der Trennwand zum Heizungskeller ein feiner Riss senkrecht durch den Putz ging. Sie hatte die Einkerbung für einen der zahlreichen Spinnenfäden gehalten.

»Die Waschküche mit dem Wäscheabwurfschacht, in dem Milan als Kind stecken geblieben ist?«

»Er hat Ihnen davon erzählt?«, bestätigte Kurt nickend.

*Okay, die Chance ist nicht groß. Aber es ist unsere einzige.*

Andra ging in die Knie und öffnete die Schnürsenkel ihrer Springerstiefel.

»Was haben Sie vor?«, fragte Kurt verblüfft.

»Wonach sieht es denn aus?«, fragte sie zurück und zog sich den Pulli über den Kopf. Dann löste sie den Gürtel ihrer Hose.

»Ich zieh mich aus. Tut mir leid. Sie werden mich gleich nackt sehen müssen. Aber angezogen schaffen wir es hier auf gar keinen Fall wieder raus.«

## 62.

### Milan

Es ist 16.43 Uhr.«

Milan hatte einige Mühe, gegen das immer dichter werdende Schneetreiben anzustrampeln, während Siri ihm die Uhrzeit vorlas.

*Verdammt.*

Wäre er in der Aufregung nicht so blöd gewesen, hätte er Andras Wagen nehmen können. Immerhin hatte er ihr das Handy abgenommen. Aber den Autoschlüssel hatte er ihr gelassen. Und nachdem er mit Absicht den Schlüssel der Kellertür von außen abgebrochen hatte, war es ihm nicht mehr möglich gewesen, ihn sich nachträglich noch zu holen. Deshalb musste er sich jetzt auf einem Fahrrad durch den Sturm kämpfen. Und deshalb fühlten sich die Kopfhörer in seinen Ohrmuscheln an wie Eiswürfel, die von Sekunde zu Sekunde kälter wurden.

Mittlerweile schneite es heftig. Dicke Flocken von der Sorte, bei der man als Kind unweigerlich die Zunge rausstreckte, nahmen ihm die Sicht, je schneller er voranzukommen versuchte.

»Sie haben keine weiteren Termine heute.«

*Na klar.*

Die Programmierer von Apple, Google und Co. mochten vielleicht denken, sie hätten mit Siri, Alexa und wie sie alle hießen künstliche Intelligenzen erschaffen, die besser über ihre Nutzer Bescheid wussten als diese über sich selbst. Bei Milan aber lagen sie komplett daneben.

Er hatte sehr wohl eine Verabredung. Womöglich sogar die letzte seines

Lebens.

Zudem wusste die softwareunterstützte Frauenstimme in seinem Ohr auch nichts davon, dass er die mitteleuropäische Zeitzone in dem Moment verlassen hatte, als er das betagte Damenfahrrad aus der Garage nahm und sich auf den Sattel schwang. Von nun an richtete sich Milans Kalender nach der Zulu-Uhr.

Diese koordinierte Weltzeit nutzten die Militärs im Krieg, damit es keine Missverständnisse mit der Zeitangabe gab. Ob man in den USA, dem Irak, Russland oder Afghanistan war – Zulu-Zeit war auf dem gesamten Planeten identisch. Auch auf Rügen, wo Milan nun gegen einen Widersacher in die Schlacht zog, dessen Absichten er immer weniger verstand, je länger er sich mit ihm auseinandersetzte.

*Der Campingstrand.*

Auch das konnte kein Zufall sein. Jakob hatte den Ort für die Geldübergabe bewusst gewählt.

Hier zwischen Neu Mukran und Prora war er Yvonne nähergekommen. Hier hatte er mit ihr in dem kalten, im Sommer manchmal türkisklaren Wasser gebadet, sie zum ersten Mal unter der Dusche am Strand geküsst. Ihr bei Freddy's Strandkiosk Cola gekauft, die er mit einem geklauten Schuss Rum aus Papas Wohnzimmerbar verfeinert hatte. Und hier hatten sie es sich in einem Strandkorb gemütlich gemacht; einem alten, halb verrotteten Ding, auf das keiner mehr irgendeinen Besitzanspruch hegte, schon gar nicht im Frühling, wenn es abends so frisch wurde wie andernorts im Herbst. Für sie beide war es perfekt gewesen, sich mit dem Gesicht zum Meer in Decken einzukuscheln und gemeinsam in das Buch zu schauen, das Milan aus der Schulbibliothek geklaut hatte.

K4A3W1W20A23W17, fiel ihm wieder ein. Der Code für »Ich liebe dich«.

Hatte er ihn damals selbst entschlüsselt? Nach allem, was sein Vater gesagt hatte, war es gut möglich, dass Karsov recht hatte. Dass es tatsächlich eine Zeit gegeben hatte, in der er lesen konnte. Vor dem Brand. Vor dem Sturz.

*Bevor sie mich verkrüppelten.*

Aber sosehr er sich anstrengte, er konnte sich nicht erinnern. Dabei schien

sein Gehirn noch intensiver zu arbeiten als alle Muskeln seines Körpers, die er jetzt benötigte, um die Strecke in weniger als einer halben Stunde zu schaffen.

Früher, bei gutem Wetter, wäre das kein Problem gewesen. Zwischen Lohme und Neu Mukran lagen ja nicht einmal sechzehn Kilometer. Allerdings war er diese Strecke nie bei Schneesturm gefahren, und niemals hatte er das Gepäck tragen müssen, mit dem er jetzt beladen war: die Gewissheit, dass er von den Menschen, denen er am meisten vertraute, verraten worden war.

Von Andra.

Von seinem Vater.

Und – am schlimmsten – womöglich von sich selbst.

Hatte er sich zu früh aufgegeben? Hätte er nicht schon sehr viel früher hierher zurückkommen müssen, um den Dingen auf den Grund zu gehen?

*Wieso habe ich mich mit meinem Schicksal abgefunden?*

All die Jahre hatte er gedacht, er wäre irgendwie selbst schuld an seinem Analphabetismus. Zu dumm, zu faul, zu anders als all die »Normalen«, denen man im wahrsten Sinne des Wortes kein X für ein U vormachen konnte. Milan hatte seine Gedanken noch nicht einmal im Ansatz geordnet, als er von der Landstraße in den Weg abbog, der früher die Zielgerade für seine größten Hoffnungen gewesen war.

Hier am Strand auf seine Freunde zu treffen. Spaß zu haben. Ein Mädchen zu küssen.

Heute, vierzehn Jahre später, war die holperige Strecke zur Sackgasse geworden. Und er fuhr ungebremst auf das tote Ende zu, wenn auch nur in Gedanken.

Tatsächlich war er vom Fahrrad abgestiegen und hatte es achtlos neben sich fallen lassen.

*Zulu-Zeit*, dachte er.

*Was ist hier geschehen?*

Es sah wirklich aus wie im Krieg. Er war nicht am Campingstrand, sondern auf einem Schlachtfeld angekommen. Der Volvo hatte sich überschlagen und

war seitlich zum Liegen gekommen wie ein umgekippter Panzer. Mit aufgerissener Fahrertür und offenem Kofferraumdeckel lag er auf einer kleinen Dünenerhebung. Seine Scheinwerfer waren noch intakt und leuchteten auf das, was einmal hinter dem Zugwagen gewesen war und sich nun vor ihm befand: den Wohnwagen. Er stand längs zur Meereslinie am Strand. Etwas schräg, aber noch auf allen vier Rädern.

*Ein Hinterhalt*, dachte Milan, während sein Blick auf das fiel, was den Campingstrand endgültig zu einem Kriegsschauplatz für ihn machte: die Verwundeten. Auf dem nassen Sand, etwa zehn Meter von den Wellen entfernt.

Allerdings schien es bereits für jede Hilfe zu spät. Je näher Milan dem Frauenkörper kam, desto lebloser wirkte er. Niemand, der noch atmete, konnte so daliegen. So verdreht, der Kopf beinahe auf dem Rücken, die Beine in einer Position, in der die Hüfte mehrfach gebrochen sein musste. Und niemand, der noch lebte, ließ das einzig sichtbare Auge so weit offen, wenn Schnee- und Sandverwehungen die Pupille bearbeiteten wie Schmirgelpapier.

Milan beugte sich zu der Leiche und fand seinen Verdacht bestätigt. Er kannte die Frau. Hatte sie am Vormittag erst getroffen. Und obwohl er sie nicht mochte, obwohl sie ihn verachtet und beleidigt hatte, tat es ihm weh, sie hier so zu sehen. Solveig!

*Siehst du, Papa. Ich empfinde etwas. Ich bin nicht böse.*

*Nicht von Natur aus.*

Er hörte die Tür des Wohnwagens klappern. Der Wind musste sie zugeschlagen haben.

*Obwohl ...*

War sie nicht eben geschlossen gewesen?

Und hatte er nicht einen Schatten wahrgenommen, als er sich zu Solveig hingekniet hatte? Er hatte ihn für eine Schneeverwehung gehalten, die das Halbdunkel hier am Strand noch mehr verfinsterte.

*Vermutlich hatte er sich getäuscht.*

»Jakob?« Er drehte sich um.

*Nein, dachte er. Nicht Jakob.*

Es war nicht sein Schatten, der im Wohnwagen verschwunden war und nun die Tür klappern ließ.

Er *konnte* es gar nicht gewesen sein.

Denn Jakob stand vor ihm.

Mit triefnassen Kleidern, die nicht vom Schnee oder Regen, sondern von einer sehr viel dunkleren, zähen Flüssigkeit durchnässt waren. Einer Flüssigkeit, die sich in Striemen quer über Stirn und Wangen zog und auch über die Hand, die eine Pistole hielt.

Aus der sich ein Schuss löste.

## 63.

### Lynn

**M**ama, bitte hilf mir.«

Zoe flehte flüsternd. So leise, dass sie unmöglich zu verstehen war bei dem sturmgepeitschten Wellenrauschen, das sich durch die dünnen Wände des Wohnwagens fräste. Doch Lynn, die gerade die Tür hinter sich geschlossen hatte, konnte es ihr von den Lippen lesen.

»Was stimmt denn mit dir nicht, du Heulsuse? Bettelst du allen Ernstes um deine Mutter?«

*Wie widerlich.*

Es konnte nicht angehen, dass sie vom selben Fleisch und Blut waren, wie es immer so schön hieß. Nein, das war kaum vorstellbar.

Lynn wollte nicht, dass jemand in ihrer Blutlinie sich so benahm wie Zoe. Rotz und Wasser heulend gegen ihre Bestimmung ankämpfte. Sie stammte aus einer Familie von Kämpfern. Nicht von Verlierern, die sich im Angesicht des sicheren Todes selbst erniedrigten, indem sie wie Zoe, am ganzen Leibe zitternd, am Boden knieten. Die Hände zum Gebet verschränkt, als wäre Lynn der Erlöser und nicht die Vollstreckerin.

»Steh auf!«, befahl sie Zoe. In dem Moment peitschte ein Schuss über den Campingplatz. Zoe, die gerade versucht hatte, sich aufzurichten, zuckte viel heftiger zusammen als Lynn, die mit so etwas gerechnet hatte.

Jakob war zäh. Hatte er also doch nicht genügend von dem Blut verloren, das von ihrer Hand auf den Teppich tropfte.

*Auch gut.*

Als sie das Messer aus Jakobs Bauch gezogen hatte, war das Blut wie eine Fontäne gegen die Windschutzscheibe gespritzt. Eigentlich hatte sie gedacht, er würde einfach sterben und dabei den Fuß vom Gas nehmen. Aber er hatte in seinem Totenkampf völlig absurd reagiert und wie ein Irre beschleunigt.

Sie hatten die Kontrolle über den Wagen verloren und sich überschlagen. Zum Glück war der Anhänger schon vorher abgerissen und weitergerollt, sodass er nur wenige Meter von den sich am Ufer brechenden Wellen entfernt zum Stillstand kam.

Im Film wäre alles explodiert, nicht nur die beschleunigten Airbags, die das Aussteigen durch die geöffnete Beifahrertür etwas schwierig gemacht hatten. Bei dem Gedanken lächelte Lynn zufrieden, weil im Grunde dann doch alles so gut geklappt hatte. Weil ihr die blauen Flecken und Schrammen zupasskamen. Weil der Volvo noch nicht komplett hinüber war, sondern seine Scheinwerfer ihr den Weg zum Wohnwagen geleuchtet hatten. *Zu Zoe.*

Und weil so viel von Jakobs Blut an ihrem ganzen Körper klebte, als hätte sie darin gebadet.

Alles lief nach Plan.

»Bitte, bitte tu das nicht«, flehte Zoe entsetzt, als sie sah, dass Lynn den Elektrotacker mitgebracht hatte. Das Messer in ihrer hinteren Hosentasche blieb ihr ja noch verborgen.

»Hat Jakob dich rechts oder links erwischt?«, wollte Lynn von Zoe wissen. »Ich hab vergessen, ihn zu fragen, und kann das leider nicht mehr nachholen, jetzt, wo er tot ist.«

»Er ist tot?«

»Ja«, sagte Lynn und sah, dass die Fetzen des Behelfspflasters an Zoes linkem Daumen hingen. »Eigentlich ist es ja auch egal, ob rechts oder links.«

Lynn biss die Zähne zusammen und jagte sich eine Heftklammer unter den linken Daumnagel, wie Jakob es bei Zoe getan hatte.

Es brannte kurz, als hätte sie sich einen glühenden Dorn unter die Haut geschossen, dann, als der erste Schreck überstanden war, rollte eine

Schmerzwelle durch ihren Körper, die sie nicht ohne einen lauten Schrei durchstehen konnte.

*Verdammt, vielleicht noch nicht einmal, ohne das Bewusstsein zu verlieren.*

»Warum tust du das?«, schrie Zoe, die immer noch auf dem Boden kniete.

»Damit es nicht so aussieht, als hätte Jakob nur dich allein gefoltert«, gestand sie freimütig. Ihre Zähne klapperten beim Sprechen. Der Schmerz wütete wie ein Fieber in ihr.

*Aber für die Familie muss man Opfer bringen, oder etwa nicht?*

Sie betrachtete ihren Daumen und wunderte sich, dass er nicht so groß war, wie er sich anfühlte. Wenigstens so groß wie ein Medizinball. Aber nein, nicht einmal wie eine Bowling-Kugel.

*Egal.*

Sie hielt kurz die Luft an, versuchte dann, gegen den Schmerz zu atmen, ohne genau zu wissen, was das eigentlich bedeutete, dann entschied sie, dass sie – Qualen hin, Qualen her – keine Zeit mehr hatte, und kniete sich zu Zoe hinunter.

»Und jetzt zu dir«, sagte Lynn, warf den Tacker weg und zog das Messer aus ihrer Hosentasche.

## 64.

### Jakob

**E**r konnte sie verstehen. Alle, die er früher als Idioten und Lügner abgetan hatte.

Jetzt wusste er, was sie meinten, wenn sie erzählten, sie hätten sich geärgert, wieder »zurückgeholt« worden zu sein. Die eigentlich Todgeweihten, die Reanimierten, die schon das Licht gesehen und ihre verstorbenen Verwandten und Freunde begrüßt hatten, die am Rand des letzten Weges Spalier standen.

Als der Schmerz in Jakobs Magen plötzlich in einem hellen Licht vor seinen geschlossenen Augen explodiert war und er nichts mehr fühlte außer einer kompletten, friedlichen Ruhe, hatte er eine Nahtoderfahrung gehabt, die ihn zurück zu einer seiner schönsten Jugenderinnerungen brachte.

*Und jetzt ist es wieder vorbei.*

Jetzt, wo er wieder die kalte, nasse Hässlichkeit des Lebens ertragen musste, den Sturm direkt im Gesicht, die Hand noch taub von dem Rückstoß der Pistole, kam es ihm in den Sinn, dass womöglich der Wind der Trigger dafür gewesen war, sich in den vermeintlich letzten Sekunden seines Lebens ausgerechnet an diese Rollerfahrt zu erinnern. An Solveig, die sich an ihn presste; seine Schenkel beim Fahren streichelte, die Hand ganz nah an der Stelle, wo seine Erektion die Hose ausbeulte. Sie waren gemeinsam auf dem Weg nach Lohme. Zu ihrer Tochter Yvonne. Die sich so sehr mit Milan amüsierte, dass der nicht ans Telefon ging, weswegen Solveig ihrer Tochter nicht sagen konnte, dass sie sich ausgesperrt hatte.

*Was für ein Glück!*

Jakob sah zur Seite. Zu dem umgekippten Volvo und den blutverschmierten,

aufgeplatzten Airbags. Vermutlich hatte der Geruch des Schwarzpulvers, das sie explodieren ließ, die Erinnerung an den Rauch ausgelöst. Und deshalb hatte der Film seiner Nahtoderfahrung einen Sprung gemacht zu der Sekunde, in der Yvonne ihnen auf der Straße entgegenlief.

»Halt mal, Süßer«, hatte Solveig ihn gebeten und selbst dann noch rattig geklungen, als sie erkannten, dass mit der Tochter etwas nicht stimmte.

Yvonne war nicht nackt, das wohl nicht, aber sie trug keine Bluse. Nur BH, was nicht schlecht war bei den knackigen Titten, aber im Grunde viel zu kalt. Außerdem weinte sie.

Während Solveig sich unter »Was ist denn los, meine Kleine«-Geschnatter (»Ist was passiert? / Hat er dir wehgetan?«) um ihre Tochter kümmerte, war Jakob den kurzen Weg zum Haus gegangen, dessen Nummer Solveig ihm genannt hatte.

*Das Heim von Kurt und Jutta Berg.*

Ein komisches Licht flackerte im Wohnzimmer, und die Tür war angelehnt. Es roch nach verbranntem Holz, als Jakob in den Flur trat, aber da war noch kein Qualm, zumindest nicht in seiner Nahtoderinnerung. Dafür stand Milan in der Tür. Picklig, die Haare sehr viel länger als heute. Er wollte anscheinend Yvonne hinterher, barfuß, die Jeans halb aufgeknöpft.

»Wer bist du?«, fragte er Jakob.

»Hau ab!«, sagte er, als Jakob nicht reagierte. Eine Beleidigung, die er nicht auf sich sitzen lassen konnte, weswegen er Milan die Faust ins Gesicht schlug.

Und dann passierte das Beste: Milan fiel nach hinten. Ohne sich abzustützen, ohne irgendeine Abwehrbewegung, direkt durch die geöffnete Kellertür in diesem verflucht winzigen Haus. Und es knackte und krachte und knirschte so herrlich, gefolgt von einem dumpfen Poltergeräusch, als Milans Körper am Fuß der Kellertreppe liegen blieb.

Doch leider wiederholte sich diese wunderschöne Sequenz nicht in Dauerschleife. Oder ging in eine andere Erinnerung über. *Oder in den Tod.*

Anscheinend wollte der Tod Jakob noch nicht haben. Leider hatte ihn der

Wind wie mit einem nassen Waschlappen wieder wach geklatscht. Und mit ihm auch die Schmerzen zum Leben erweckt, die so unerträglich waren, dass er sich nicht vorstellen konnte, sie auch nur noch eine weitere Sekunde auszuhalten. Noch weniger vorstellbar aber war ein Leben in Gefangenschaft.

Lynn, *diese geldgeile Schlampe*, wollte die Kohle für sich allein. *Okay*. Doch dazu hätte sie es richtig durchziehen müssen. Ihn zwei-, dreimal abstechen sollen. Nicht nur kampfunfähig kratzen. *Scheiße*.

Wenn er im Wagen geblieben wäre, hätten sie ihn gefunden und womöglich gefängnistauglich wieder zusammengeflickt.

*Auf gar keinen Fall.*

Dieser Gedanke hatte ihm die Kraft verliehen, es Lynn gleichzutun und aus dem Wagen zu klettern.

Und Milans Anblick, wie er sich über Solveigs Leiche beugte, hatte das Wunder der Wiederauferstehung bewirkt. Wenigstens für einen kurzen Moment und in dem Sinne, dass Jakob sich tatsächlich aufrichten konnte, die Pistole aus seinem Holster am Gürtel löste und Milan in die Brust schoss, kaum dass dieser sich zu ihm umgedreht hatte.

Den Analphabeten riss es nach hinten. Als hätte ihn keine Kugel, sondern eine unsichtbare Faust gepackt, angehoben und rückwärts geworfen.

»Wieso?«, fragte Milan mit qualvoll verzerrtem Gesicht, als Jakob sich zu ihm hinunterbeugte.

Er verstand sein Schicksal nicht. Wenigstens diese Genugtuung blieb Jakob.

»Weil ich mich so nicht von Lynn behandeln lasse«, antwortete Jakob und drückte Milan die Waffe direkt auf die Stirn. »Wenn ich nichts kriege, kriegt sie auch nichts.«

Er sah den Blitz, bevor er abdrückte, und das war ein Fehler. Das konnte nicht sein.

Jakob sah erst hoch, dann nach hinten. Er trat einen Schritt zur Seite und erkannte, dass der Blitz keine elektrische Entladung gewesen war.

Dann musste er lächeln.

Es ging wieder los. Das Nahtoderlebnis hatte nur eine kurze Pause gemacht. Zwar wüteten die Schmerzen, die von seinem Magen ausgingen, unvermindert weiter. Aber er sah wieder das Licht.

Nur ging er diesmal nicht darauf zu. Diesmal kam es ihm entgegen.  
Schnell. Unbarmherzig. Aufjaulend.  
Und diesmal gab es kein Zurück mehr.  
Denn diesmal war es wirklich tödlich.

65.

## Andra

Sie erfasste Jakob frontal. Er war regungslos stehen geblieben. Als hätte er Bleifüße verpasst bekommen.

Und Bleimanschetten an den Armen. Denn er hob nicht einmal die Hand, um mit der Waffe auf sie zu zielen. Oder wenigstens einen Schuss auf die Reifen abzugeben. Weswegen Andra unmittelbar vor dem Aufprall, der ihre Scheibe zerbersten ließ, noch überlegte, ob sie nicht abdrehen, einen Schlenker fahren oder bremsen sollte. Doch sie hatte gesehen, wie er Milan die Waffe an die Stirn setzte.

*Er ist es. Der Killer. Er will ihn töten.*

Was immer den Irren mit dem blutverschmierten Gesicht davon abgehalten hatte, es sofort zu tun, es hatte ihr eine einzige Chance eröffnet. Ein winziges Zeitfenster vor dem sicheren Ende.

Es nicht zu nutzen wäre einem Todesurteil gleichgekommen.

*Wenn nicht für mich, dann auf jeden Fall für Milan.*

Zumal Jakob ihr sogar den Gefallen getan und einen Schritt zur Seite gemacht hatte, weshalb sie tatsächlich nur den Killer, nicht aber ihren Freund überfahren hatte.

Jakobs Knie waren zersplittert, sein Oberkörper wie der einer Puppe in der Hüfte abgeknickt, dann war sein Kopf auf die Windschutzscheibe geschlagen. Und während im Inneren des Minis sämtliche losen Gegenstände nach vorne geschossen kamen – ihre Handtasche, eine leere Seltersflasche, das verdammte Buch, mit dem Milan die Codes entziffert hatte –, rutschte Jakob unter die

Vorderräder. Mit einem lauten Knirschen kam der Wagen zum Stehen.

»Milan?«

Andra schnallte sich ab, riss die Tür auf und brüllte seinen Namen wieder und wieder gegen den immer stärker aufbrausenden Wind. Auf dem Weg zu ihm stolperte sie über Beine.

Beine, die nicht Jakob gehören konnten, denn der lag ja unter ihrem Wagen.

*Großer Gott, wie viele hab ich denn hier überfahren?*

Die Beine steckten in einer Jogginghose, die ihr vage vertraut vorkam, dann erkannte sie, dass es Solveig war. Auch sie war tot. Sie konnte sich nicht mit ihr aufhalten. Nicht in diesem Moment. In dem vielleicht ...

»MILAN?«

Sie warf sich vor ihm in den Sand. Barfuß, denn in der Eile hatte sie nur das Nötigste wieder angezogen.

»Scheiße, tu mir das nicht an.«

Sie sah die Einschusswunde in der Brust. Nein, eher in der Schulter, zudem rechts, was ein gutes Zeichen war. Wie der Puls, den sie spürte. Wie die Lippen, die sich bewegten.

»Wie ...? Woher ...?«, fragte Milan. Seine Lider zitterten.

*Wie ich aus dem Keller rausgekommen bin? Woher ich wusste, wo ich dich finde?*

»Später.« Jetzt war nicht die Zeit, ihm zu erklären, dass sie sich an seine Geschichte von dem Wäscheabwurfschacht erinnert hatte, in dem er sich als Elfjähriger versteckt und sich die Schulter ausgekugelt hatte. Das Rohr war hinter einer dünnen Rigipswand versteckt worden. Kurt hatte es unter dem Putz wieder freigekratzt. Sie hatte sich für ihren Aufstieg in dem Schacht, der die einzelnen Stockwerke verband, bis auf die Unterwäsche ausgezogen, damit sie nicht wie Milan damals stecken blieb.

»Woher ...?«, setzte Milan erneut an.

»Ich hab die Fahrradspuren vor der Garage im Schnee gesehen«, gab sie ihm doch noch eine Antwort, als sie sah, dass Milan ihr zu entgleiten drohte. Sie

musste verhindern, dass er einschlief.

»Euer Treffpunkt musste also in der Nähe sein. Ich war mir sicher, der Killer lenkt dich zu einem Ort, der dir etwas bedeutet. So wie jeder Ort, an dem wir in den letzten Stunden waren, immer eine Bedeutung hatte.«

Kurt hatte ihr drei Stellen genannt, die für Milan in seiner Kindheit wichtig gewesen waren. Und eine davon hatte er, sooft es ging, mit dem Fahrrad aufgesucht.

»Hier hast du dich immer mit Yvonne getroffen?«, fragte Andra sanft.

Er nickte und wollte sich aufrichten.

»Nein. Bitte. Bleib liegen. Ich hab schon die Polizei gerufen. Sie werden jeden Moment mit einem Rettungswagen ...«

Andra sprach nicht weiter.

Wie Milan hatte auch sie den Schrei gehört.

Spitz, sich überschlagend. Voller Todesangst.

Der Schrei eines jungen Mädchens, der wohl noch viel, viel lauter und gequälter geklungen hätte, wäre er nicht in etwa zehn Meter Entfernung durch die Wände eines Wohnwagens gedämpft worden.

66.

## Milan

Andra schrie bei dem Anblick, der sich ihnen im Wohnwagen bot.

*Verdammt, wir sind zu spät gekommen*, dachte Milan, während Andra geschockt wieder zur Wagentür zurückwich, durch die er sich eben geschleppt hatte.

*Sie erträgt es nicht.*

Und Milan wollte ihr am liebsten hinterher. *Raus hier*. Aus dem Wohnwagen. Raus aus der Hölle.

*Blut.*

In einem Schlachthof konnte es nicht mehr davon geben.

Milan sah Körper, Messer, Haare und Blut. Viel zu viel davon. Als wäre es eimerweise über die reglosen Gestalten gekippt worden, die übereinanderlagen. Im Totenkampf vereint.

»Zoe?«, fragte er. Zaghafte. Er wollte nicht, dass sie ihn hörte. Denn hätte er geschrien, und sie würde ihm nicht antworten, wüsste er, dass es wirklich keine Hoffnung mehr gab. Weder auf Erlösung noch auf Aufklärung. Die Fahrt durch den Wahnsinn hätte ihr Ende in einem unerklärlichen Albtraum gefunden.

Doch obwohl er nur geflüstert hatte, ging ein Ruck durch eine der Gestalten. Durch die, die oben lag. Sie bewegte sich. Hob den Kopf, rollte sich von dem anderen Körper weg, der eindeutig eine Leiche war. Ein Messer steckte der leblosen Gestalt bis zum Anschlag in der linken Brustseite.

Unwillkürlich griff Milan sich an seine eigene Wunde. Ein Durchschuss. Sie schrie danach, endlich versorgt zu werden, aber im Moment gab es Wichtigeres.

Im Moment gab es hier einen Menschen, der sich noch bewegte. Atmete. Blinzelte. Und ihn ansah.

»Zoe?«

Sie war es. Eindeutig. Trotz des vielen Bluts. Trotz der Tränen und dem Speichel vor dem Mund, trotz all der Qualen, die ihr Gesicht verzerrten.

Milan hätte sie unter Tausenden mit einem Blick erkannt.

Sie sah genauso aus wie auf dem Foto, das er in der leer stehenden Villa neben dem Telefon gefunden hatte.

*Zoe, Sommer am See.*

Natürlich war sie älter; allein heute in wenigen Stunden um viele Jahre gealtert.

*Äußerlich dreizehn.* Innerlich hatte sie das Leid mehrerer Leben ertragen müssen.

Doch in der gequälten Hülle steckte unverkennbar noch immer das kleine blonde Mädchen mit dem melancholischen Blick und diesem Ausdruck in den Augen, der ihm eine seelische Verbundenheit signalisierte.

*Dieses gemeinsame Band, gewebt aus psychischen Grausamkeiten.*

Milan hatte es in dem Moment gespürt, als er sie das erste Mal gesehen hatte. Gestern. Auf dem Rücksitz des Volvos an der Gotzkowskybrücke. Ohne zu wissen, was auf dem Zettel stand, den sie gegen die Scheibe presste, hatte er die Not in ihrem Gesicht gelesen. Dass sie allerdings so groß werden würde, so grausam und brutal, hatte er nicht vorhergesehen.

»Ich bin da. Ich bin da!«, sagte er, kniete sich zu ihr, hob ihren Oberkörper vom Boden hoch und presste sie an sich. Der Schmerz in seiner Schulter wurde von dem spürbaren Herzschlag, der unter dem Brustbein des Mädchens galoppierte, angenehm betäubt.

»Jetzt wird alles gut.« Auch diese Floskel hätte er gerne vermieden, aber was sollte er sonst sagen? Welche Worte hätten in diesem Moment das Leid mildern, das Elend betäuben können? Keine.

»Gott, was hat er euch nur angetan?«

»Jakob«, weinte das Mädchen.

Er nickte.

Dieses Schwein hatte sie alle ermordet.

*Die Frau auf dem Behinderten-WC am Rastplatz. Solveig. Und zum Schluss ...*

»Ist das deine Mutter?«, fragte er und blickte zur Leiche.

Sie nickte. Und schluchzte. Und nickte. Und brüllte ihm all ihren Schmerz in die Schulter.

»Ich habe ... ich habe ...«

»Schhh.« Er versuchte, sie zu beruhigen. Genauso gut hätte er sie zum Tanz auffordern können.

»Was hast du? Was willst du mir sagen?«

Milan wollte den Griff lockern, um zu sehen, ob Zoe selbst verletzt oder nur mit dem Blut ihrer Mutter besudelt war.

Oder mit seinem eigenen.

»Ich musste ... mit dem Messer ...«

Sie hyperventilierte fast beim Sprechen. Ihr Atem ging wie nach einem Sprint. Oder wie nach einem Marathon gegen einen Psychopathen.

»Was hast du mit dem Messer gemacht? Was willst du mir sagen, Zoe?«

Das Mädchen schüttelte den Kopf.

Dann sagte sie den Satz, der alles veränderte, nur dass Milan es in dieser Sekunde nicht begriff. Gar nicht begreifen konnte:

»Ich heiße nicht Zoe«, sagte sie.

## 67.

Milan blinzelte. Sein Magen zog sich zusammen, Schweiß trat ihm auf die Stirn. Er führte diese Reaktionen seines Körpers auf die Schusswunde zurück, die er nicht mehr lange würde ignorieren können.

»Mein Name ist Lynn.«

»Aber ...«

*Wie kann das sein?*

Für einen Moment glaubte Milan, vor einem neuen unlösbaren Rätsel zu stehen, doch diesmal kam er selbst auf die Lösung.

*Das Foto!* Sie hatten angenommen, auf seiner Rückseite hätte der Name des Kindes gestanden. Aber wieso etwas vermerken, was ohnehin jeder sehen kann? Deswegen war die Schrift so kindlich gewesen. Das Mädchen hatte den Namen der Fotografin auf der Rückseite vermerkt: ihrer Mutter Zoe.

Milan löste sich von dem Mädchen, rutschte auf den Knien seitlich weiter. Zu dem Frauenkörper am Boden.

Griff nach der Hand der Leiche. Strich ihr die blutnassen Haare aus dem Gesicht, die es wie ein Vorhang bedeckt hatten. Hob den Todesschleier und erkannte sie.

*Nein!*, dachte er, unfähig, es laut zu schreien, so sehr war er von seiner eigenen Trauer überwältigt.

Er hatte sie vierzehn Jahre lang nicht gesehen, und die Jahre hatten sie verändert. Doch trotz der im Tod weit aufgerissenen Augen – erstaunt, fragend, schreiend offen wie ihr Mund – erkannte er sie: Yvonne. Seine erste große Liebe. Das Mädchen, das er hatte küssen, streicheln und berühren dürfen. Yvonne, die ihren eigenen Namen ablegte und sich einen neuen gab. *Zoe*. So wie die Heldin in dem Buch. Das die Vorlage für den Liebescode ihrer Jugend lieferte, den sie

Jahre später als Rettungsruf benutzt hatte.

»Yvonne«, sagte er und zog das Mädchen wieder an sich. »Ich kannte deine Mutter unter einem anderen Namen.«

»Ich weiß«, schluchzte Lynn. »Sie hat mir viel von dir erzählt.«

»Oh Liebes! Lynn, es tut mir so leid«, sagte Milan, von seinen Gefühlen völlig überwältigt. Er sehnte sich danach, die Augen zu schließen und sich der Ohnmacht hinzugeben, die immer lauter gegen die Tür seines Bewusstseins klopfte. Aber jetzt, nachdem er das Mädchen zum ersten Mal bei ihrem richtigen Namen genannt hatte, sprudelte es aus Lynn heraus. Erst stammelnd, dann stotternd und schließlich mit ungezähmter Wut sagte sie: »Jakob hat uns gefoltert. Er hat meiner Mutter den Finger abgeschnitten, mir in den Daumen getackert. Hier.« Sie hob ihre blutige Hand.

»Er ist böse, nur böse.«

»Ich weiß.«

»Heute hat er meine Oma Solveig abgestochen. Und Mama.«

Lynn wollte sich aus Milans Armen lösen, aber der gab sie nicht frei.

»Ich sollte vorne bei ihm sitzen«, weinte sie. »Da hab ich das Messer im Wagen entdeckt. Ich hab es ihm in den Magen gerammt, deswegen sind wir umgekippt. Als ich nach Mama gesucht habe, sah ich sie hier liegen. Ist sie tot?«

Sie stemmte sich mit den Ellbogen gegen seine Brust. Der Schmerz in der Wunde war zu groß. Milan musste sie wegschieben.

»Ist Mama tot?«, fragte sie wieder, und es zerriss ihm das Herz. »Oh Gott, war ich das? Hab ich sie getötet, weil wir verunglückt sind?«

»Nein«, sagte Milan. Er dachte nach. Die folgenden Worte waren unendlich wichtig. Sie mussten glaubhaft und überzeugend sein, wenn das Trauma, das sich unweigerlich einstellen würde, nicht unüberwindbar werden sollte.

Sie brauchte Hoffnung. Und die Gewissheit, dass ihr jemand glaubte. Dass sie keine Schuld trug.

»Nein, Lynn«, sagte er, während er Sirenen näher kommen hörte. Eine Kavallerie an Einsatzfahrzeugen, die zu spät kam. Die Schlacht war geschlagen.

»Du hast alles richtig gemacht.«

Rot-blaues Flackerlicht zuckte von außen über den Campingplatz durch die dreckigen Wohnwagenfenster. Es wurde heller, als die Tür hinter ihnen aufgerissen wurde.

»Deine Mutter ist von Jakob ermordet worden«, schaffte Milan es zu sagen, bevor er eine Hand auf der Schulter spürte. »Sie war leider schon tot, als du sie hier in diesem Wohnwagen entdeckt hast.«

»Dich trifft keine Schuld«, brachte er gerade noch hervor. Dann hatte er das Bewusstsein verloren.

## Lynn, 3 Stunden später

Die lockenköpfige Polizistin, die das Behandlungszimmer betrat, tat dies in Begleitung einer Duftwolke aus frischem Tabakrauch und feuchter Luft.

»Es tut mir leid, dich zu belästigen, Lynn«, sagte sie, nachdem sie sich mit zwei Vornamen vorgestellt hatte, von denen der letztere wohl ihr Nachname war. Annegret Frauke. Ermittlerin der Mordkommission. Bistlang war Lynn von allen wie ein rohes Ei behandelt worden. Von dem niedlichen Sanitäter, der sie vom Rettungswagen zur Notaufnahme der Klinik begleitet hatte, bis zu der übergewichtigen Ärztin mit der rauchigen Stimme, die ihren Daumen versorgte und die sich dann das Blut vom Körper hatte duschen lassen. Und auch Tabacco-Lockenkopf-Annegret schien sichtlich bemüht, so behutsam wie möglich mit der Befragung zu beginnen.

»Es wird nicht lange dauern, dann kannst du endlich schlafen.«

Offenbar roch die Polizistin selbst, dass sich der Rauch einer erst kürzlich inhalierten Zigarette in ihrer Lederjacke und den Haaren verfangen hatte. Sie öffnete ein Kippfenster, durch das Lynn noch gar nicht geschaut hatte. Es war ohnehin dunkel draußen und sie viel zu sehr von ihren eigenen Gedanken abgelenkt. Positive Gedanken, die Lynn mit Glück erfüllten.

»Darf ich?«

Die Kommissarin zog sich einen Stuhl heran, stellte dann aber fest, dass das eine schlechte Idee war. Lynn saß beinebaumelnd und nur mit einem Nachthemd bekleidet auf der Untersuchungsliege, und wenn Annegret sich setzte, würde sie Lynn auf die Knie statt in die Augen schauen. Also hängte die Polizistin nur ihre

Jacke über die Lehne und blieb stehen. Mit einfühlsamer Miene begann sie vorsichtig formulierte, aber im Grunde völlig lächerliche Fragen zu stellen.

»Wie geht es dir?«

»Hm, muss mal kurz überlegen. Offiziell habe ich meine Mutter Zoe und meine Großmutter Solveig verloren, abgeschlachtet durch meinen psychopathischen Opa Jakob. Was soll ich darauf deiner Meinung nach sagen?«

»Können wir jemanden anrufen?«

»Klar. Es ist ein freies Land, ruf an, wen du willst.«

»Hast du Verwandte, die wir verständigen können?«

»Oh ja. Aber wenn ich euch den Namen verrate, könnte ich auch gleich gestehen, dass ich es war, die meine Mutter getötet hat. Und nicht Jakob.«

Lynn hatte ihre Antworten auf all diese Fragen der Polizistin selbstverständlich für sich behalten, bis auf die folgende:

»Weißt du, wo wir deinen Vater finden?«

Hier konnte sie sich nicht zurückhalten. Traurig flüsterte sie:

»Ich schätze dort, wo ihr alle Leichen hingebracht habt.«

Die Augen der Kommissarin weiteten sich, gleichzeitig zupfte sie mit einer unbewussten Geste an einer Locke über ihrem linken Ohr. *Sie könnte niedlich aussehen*, dachte Lynn, wenn sie sich mit dem Rauchen nicht ihre Haut und Zähne so schädigen würde. Arbeit und Stress konnten ja kaum so schnell für den trüben Teint gesorgt haben. Lynn verwettete alles darauf, dass Annegret so etwas Nervenaufreibendes wie diesen Fall noch nie zuvor in ihrer Karriere als Inselpolizistin erlebt hatte.

»Willst du damit sagen, dass ...?«

»Jakob Ende ist mein Vater. Ganz genau. Meine Mutter ...«

Lynn musste mitten im Satz abbrechen, um sich nicht durch ihr Gekicher zu verraten. Die Polizistin deutete ihre bebende Unterlippe und die zittrige Stimme wohl als Anzeichen eines bevorstehenden Heulkampfes und griff beruhigend nach ihrer Hand.

»Meine Mutter hat es mir erzählt«, setzte Lynn wieder an. »Jakob hat sie

damals vergewaltigt. Das Ergebnis sitzt vor Ihnen.«

Lynn schniefte und zeigte ein schiefes Lächeln. Kalte Luft wehte durch den Spalt des Kippfensters, was gut war, weil Lynn dadurch frösteln musste. Es passte zu ihren Schilderungen.

»Jakobs Vergewaltigung und was danach kam, ich meine, dass sie mit ihm unter einem Dach leben musste, hat sie völlig fertiggemacht. Mama drehte irgendwann durch, so hat es mir jedenfalls Oma Solveig gesagt. Wollte von einem Tag auf den anderen nicht mehr Yvonne, sondern Zoe genannt werden, warum auch immer. Ich glaube, das nennt man Realitätsflucht«, ergänzte sie altklug.

Die Polizistin atmete tief aus und füllte die Luft mit weiterem Tabakatem. Dann entschuldigte sie sich und verließ den Raum. Lynn fing an zu kichern, kaum dass sie die Tür hinter sich geschlossen hatte, dann biss sie sich in ihren Handballen, um ja nicht zu juchzen.

Unglaublich, dass ihr Plan aufgegangen war. Von dem Moment an, als sie in Berlin auf dem Rücksitz den Zettel an das Seitenfenster des Volvos gedrückt hatte, bis zu dem Augenblick, als Milan ihr sagte, dass sie keine Schuld träfe. Okay, einmal hatte sie es mit ihren Spielchen übertrieben und damit fast alles vergeigt. Im Autobahn-Motel, als sie Milan aus dem Badezimmer heraus angerufen und ihm das arme entführte Mädchen vorgespielt hatte. Damit hatte sie Jakob bis aufs Blut gereizt, *aber was musste der Idiot auch heimlich lauschen?* Wie hieß es doch so treffend: Eifersucht ist eine Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft. Hatte er sich selbst zuzuschreiben, *der Blödmann*.

Im Großen und Ganzen, das musste Lynn selbstzufrieden sagen, hatte sie alles erreicht, was sie wollte.

Die Tür öffnete sich, und Mrs Kommissarin-Tabacco-Lockenkopf kam wieder zurück. Gemeinsam mit Dr. Paulsen, der Ärztin, die sie zuvor versorgt hatte, ein eher mütterlicher Typ mit sehr viel Hüftgold und einem faltigen Doppelkinn. Beide lächelten das beschämte Lächeln besorgter Bezugspersonen,

die versuchen wollen, ihren Schützling zu etwas zu überreden, was nur zu seinem Besten, aber nicht nach seinem Geschmack ist.

»Wärst du mit einem Vaterschaftstest einverstanden?«, fragte die Kommissarin.

»Wieso nicht?«, sagte Lynn und musste schon wieder ein Grinsen unterdrücken.

Watte im Mund. Der Abstrich ging schnell und war völlig schmerzlos.  
*Schade.*

Auch in dieser Hinsicht war Lynn wohl anders als andere, denn ihr machte es nichts aus, auf Papier, Watte oder gar Wolle zu kauen. Ihr gefiel es sogar, wenn sie beim HNO-Arzt die Zunge rausstreckte und der Würgereiz mit dem Holzspatel ausgelöst wurde. Am liebsten hätte sie es gehabt, dass Dr. Paulsen mit dem Q-tip für die Speichelprobe in ihrem Rachen herumgestochert hätte.

»Es wird eine Woche dauern, bis wir das Testergebnis haben«, sagte die Ärztin und sortierte das Wattestäbchen in einen Ständer. Lynn zuckte mit den Achseln.

»Was geschieht jetzt mit mir?«, fragte sie, nur weil sie dachte, dass man so eine Frage von einem Waisenkind erwartete. Beide Frauen, sowohl die Ärztin als auch die Polizistin, sahen sie traurig an, und Lynn musste schon wieder der Versuchung widerstehen, ihnen nicht lauthals ins Gesicht zu lachen. Nur zu gerne hätte sie ihre Reaktionen erlebt. Dieses entsetzte Unverständnis, das auch in Jakobs Augen kurz aufgeblitzt war, als sie ihm das Messer in den Bauch ramnte.

»Ach meine Kleine«, seufzte Dr. Paulsen und fuhr ihr durchs Haar. »Ich kann mir gar nicht vorstellen, was du durchmachen musstest.«

*Worauf du einen lassen kannst.*

»Und ich fürchte, es ist noch nicht vorbei«, ergänzte die Polizistin.

*Das hoffe ich doch.*

»Vermutlich wird sich jetzt erst einmal das Jugendamt um dich kümmern. Wir haben es schon informiert.«

Lynn nickte. Nach außen hin am Boden zerstört, zersprang sie innerlich vor Freude.

Selbst jetzt noch lief alles weiter nach Plan. Sie konnte es kaum erwarten, ihn endlich zu vollenden. *Und dazu ist gar nicht mehr so viel nötig*, dachte sie, während Dr. Paulsen ihr noch einmal durchs Haar wuschelte.

*Gar nicht mehr viel.*

Nur ein einziger Mensch musste noch sterben.

## Milan, 32 Stunden danach

*Aber was ist es, was die Welt im Innersten zusammenhält?«*

In seinem Traum lag Milan mit eingedrücktem Schädel am Fußende der Kellertreppe und war wieder vierzehn Jahre alt.

Eine Gestalt beugte sich über ihn, in der Hand ein Buch, das genauso aussah wie das, das er aus der Schulbücherei entwendet hatte.

Doch wie sooft in seinen Träumen überkam Milan bei dem Anblick des grauen Bandes große Angst. Denn hier und jetzt in der Bewusstlosigkeit gelang ihm etwas, was seinem Gehirn im normalen Leben nicht möglich war. Er konnte lesen.

»Das Geschenk«, stand auf dem Einband. »Ein Abenteuerroman.«

Er erinnerte sich an den abschließenden Satz auf der Rückseite des Buches, den sein Vater, vielleicht unwissentlich, in ihrem letzten Gespräch zitiert hatte: »*Manchmal ist Unwissenheit das größte Geschenk auf Erden.*« Darum ging es in dem Buch. Deshalb hatten die Kinder die Geheimsprache entwickelt. Damit alle anderen im Ungewissen blieben und nur sie die Geheimnisse teilen konnten, die sie verbanden.

Die Geschichte endete traurig. Denn das letzte Geheimnis, das Zoe von ihrem besten Freund erfuhr, war, dass er sterbenskrank war und von ihr gehen würde. Und auf einmal ging es nicht mehr um die Unwissenheit der anderen. Am Ende hätte sie sich selbst das Geschenk der Unwissenheit gewünscht.

»*Milan?*«

Die Frau (die Gestalt war eindeutig eine Frau) schlug das Buch auf und hielt

es ihm vor die Nase. »*Faust, der Tragödie erster Teil*«, las Milan vor. Dabei hörte er seine eigene Stimme, und die war spitz und scharf wie eine Glasscherbe, die an seinem Verstand kratzte. »*Zoe hatte keine Lust auf den Deutschunterricht und auf so banal einfache Fragen, was denn die Welt in ihrem Innersten zusammenhalte.* ›*Es ist das Böse*«, würde sie Goethe antworten, wenn sie die Gelegenheit dazu bekäme. ›*Und unser Kampf dagegen, der uns vereint.*«

»Yvonne?«, fragte Milan, denn das Gesicht der Frau hatte bekannte Konturen angenommen. Wie er selbst war seine Freundin wieder ein Teenager. Sie lächelte, schüttelte aber den Kopf.

»Ich heiße Zoe«, sagte sie und schlug das Buch zu, ein dumpfer Schlag, der ein Donnerrollen auslöste. Lawinengleich schwoll es an, wurde lauter und lauter, und die Schwingungen erschütterten Milans Körper, rüttelten und schüttelten ihn, bis sein Kopf und seine Schusswunde vor Schmerzen schrien, etwa so heftig wie Milan selbst – der von seinem eigenen Gebrüll geweckt wurde.

»Herr Berg?«

Schweißgebadet öffnete er die Augen. Über ihm schwebte ein unbekanntes Gesicht. Es verschwand aus seinem Blickfeld, und Milan musste die Augen schließen, weil er direkt in eine Lampe starrte, die der Kopf seines Besuchers eben noch verdeckt hatte.

»Wo bin ich?«

Er spürte, dass er auf einem Bett lag und bis auf ein Nachthemd unter der Decke nackt war. Schon die kleinste Bewegung löste ein Gefühl aus, als würde ihm jemand den Verband vom Brustkorb reißen und Säure auf die Wunde kippen.

»In der Sana-Klinik. Sie sind operiert worden. Alles ist gut verlaufen.«

»Sind Sie Arzt?«, fragte Milan ungläubig, denn der hochgewachsene Mann mit den grauen, leicht gewellten Haaren trug einen teuren, maßgeschneiderten Nadelstreifenanzug. Seine Manschettenknöpfe, bestimmt aus Platin und nicht aus schnödem Silber, glänzten frisch poliert. Er roch nach einem hölzernen

Aftershave, und nur die Sorgenfalten auf der Stirn sorgten dafür, dass er trotz seiner frisch manikürten Fingernägel nicht wie ein gelackter Schnösel wirkte. Hinzu kamen die beinahe depressiven Schatten unter den Augen.

»Mein Name ist Robert Stern. Ich bin Strafverteidiger.«

»Ich habe nach keinem verlangt.«

Und so wie der Kerl aussah, konnte er ihn sich ganz sicher auch nicht leisten.

»Ihr Arbeitgeber hat mich beauftragt. Harald Lampert.«

*Hulk.*

Milan schloss die Augen und dachte nach.

Dachte an seine Fingerabdrücke auf der Frauenleiche, die er im Kofferraum ihres Autos in die Brandenburger Wälder verschleppt hatte. An Zeugen, die ihn bei Solveig gesehen haben konnten, bevor sie ermordet wurde. An Andra, die womöglich nicht seine beste Entlastungszeugin sein würde, nachdem er sie gefesselt, bedroht und gemeinsam mit seinem Vater im Keller eingeschlossen hatte. Er dachte an all das Blut an seiner Kleidung. Und natürlich an Jakob, der auf ihn geschossen hatte.

»Wie tief stecke ich in der Scheiße?«, fragte er den Anwalt.

»Nicht so tief, dass ich Sie nicht wieder herausziehen könnte. Ich hab schon ganz andere Klienten gehabt.«

*Abwarten*, dachte Milan. Er presste das Kinn auf die Brust, die einzige Bewegung, die halbwegs erträglich war, und vergewisserte sich, dass er ein Einzelzimmer hatte. Der Blick durch das Fenster brachte keine weiteren Erkenntnisse. Die Scheibe war schwarz wie die eines ausgeschalteten Fernsehers. In dieser Jahreszeit konnte es früher Morgen, später Nachmittag oder tiefste Nacht sein.

»Hören Sie, ich verstehe das alles noch nicht«, sagte Milan. »Vielleicht wäre es besser, wenn Sie mir zunächst Antworten geben, bevor ich Ihnen meine Version schildere.«

»Was wollen Sie denn wissen?«

Der Anwalt zog sich einen Stuhl heran und öffnete einen ledernen

Aktenkoffer. »Fangen wir mit der wichtigsten Frage an: Wer ist Jakob?«

*Wer ist der Sadist, der mich zum Spielball seiner Perversionen gemacht hat?*

»Ich habe den Mann zum ersten Mal gesehen, als er plötzlich vor mir stand und auf mich geschossen hat.«

Stern zog einen braunen Papphefter aus seiner Tasche, warf einen kurzen Blick hinein, referierte dann aber frei.

»Jakob Ende zog im Alter von siebzehn Jahren nach dem Tod seiner Mutter mit seinem Vater von Berlin nach Rügen – kurz bevor Sie es genau umgekehrt machten und die Insel verließen. Nach dem Brand kaufte und renovierte Jakobs Vater Frank-Eberhardt Ende Ihr Elternhaus, was die erste Verbindung zwischen Ihnen darstellt. Das Eigenkapital für die Finanzierung kam aus einer Lebensversicherung nach dem Tod seiner Frau.«

»Welche Verbindung gibt es noch?«

»Jakob Ende hat vor zwölf Jahren Solveig Schlüter geheiratet, was für großen Gesprächsstoff sorgte. Einmal, weil Solveig sich dafür von ihrem Mann scheiden ließ, der am Ort sehr beliebt war, aber vor allen Dingen wegen des Altersunterschieds. Jakob war sein Leben lang ein Tagelöhner. Lebte von der Hand in den Mund. Alkohol und Drogen führten dazu, dass die gesamte Familie abstürzte. Solveig hatte ihre Halbtagsstelle im Supermarkt aufgegeben und sich als Hausfrau und Mutter um ihre schwangere Tochter Zoe gekümmert, die Ihnen ja bekannt ist.«

»Sie hieß Yvonne«, flüsterte Milan, halb in Gedanken.

»Laut Geburtsurkunde, ja. Aber niemand nannte sie mehr so. Angeblich bestand sie seit der Geburt ihrer Tochter Lynn darauf, Zoe genannt zu werden. Mit fünfzehn wurde sie beim Klauen von Windeln erwischt, übrigens ihre erste und einzige Anzeige. Bei der damaligen Vernehmung gab sie zu Protokoll, dass nur der Vater ihrer Tochter den wahren Grund verstehen würde, weshalb sie sich ab sofort Zoe nannte.«

*Zoe. Die Heldin des Büchereibuchs.* Altgriechisch für »Die einfache Tatsache des Lebens, welche allen Lebewesen gemein ist«.

Nun musste Stern einen Blick in die Akte werfen, um seine Erinnerungen aufzufrischen.

»Zuerst lebten sie noch eine Weile in Sassnitz, doch nach der Scheidung von ihrem ersten Mann musste Solveig ausziehen. Der soziale Abstieg führte schließlich zu einem Leben auf dem Campingplatz. Jakob, Solveig, ihre Tochter Yvonne alias Zoe mit ihrer eigenen Tochter Lynn. Die desolaten Verhältnisse blieben dem Jugendamt nicht verborgen, aber anscheinend war es nie so schlimm, dass man die Kinder in Obhut gegeben hätte.«

Auf dem Gang quietschten die Rollen irgendeines Geräts, das von einer Abteilung in die nächste gebracht wurde. Vielleicht eine Beatmungsmaschine, ein portables EGK oder auch nur der Essenswagen.

»Wie es aussieht, ist Jakob mit den Jahren endgültig auf die schiefe Bahn geraten«, fuhr Stern fort. »Ich kenne einen Ermittler bei der Polizei, und der hat mir unter der Hand den vorläufigen Kenntnisstand verraten.«

»Und der wäre?«

Ein weiterer Blick in die Akte. »Jakob Ende hat Zoe und Lynn gezwungen, bei seinem Plan mitzumachen, von Ihnen, Herr Berg, eine absurd hohe Summe Geldes zu erpressen. Um Sie zur Kooperation zu bewegen, musste er beweisen, dass es ihm ernst war. Er begann, seine Geiseln abwechselnd zu foltern. Zoe amputierte er einen Finger. Lynn und Zoe zwang er eine Tackernadel unter den Daumennagel.«

Milan biss wütend die Zähne zusammen. Einmal hatte er dabei zuhören müssen.

»Den abgetrennten Finger versteckte er für Sie auf einer Raststätte, wo er sich einer Zeugin entledigen musste. Der Plan, Sie nach Rügen zu locken, ging auf, die Geldübergabe jedoch schlug auf den letzten Metern fehl. Als Jakob sich seiner Opfer entledigen wollte, kam es zu einem Kampf zwischen Lynn und ihrem Stiefvater. Das Mädchen schaffte es, Jakob eine empfindliche, allerdings nicht tödliche Verletzung beizubringen. Der Täter verlor die Kontrolle über das Fahrzeug. Mit allerletzter Kraft schleppte sie sich zu ihrer Mutter in den

Wohnwagen, doch deren Verletzungen waren zu schwer. Sie verstarb in den Armen ihrer Tochter.«

Milan ballte die rechte Faust. »Die Kleine muss die Hölle durchgemacht haben«, sagte er wütend und traurig zugleich.

»Das muss sie. Neben vielen Detailfragen, zu denen die Ermittler Sie sehr bald vernehmen werden, sticht eine besonders hervor.«

»Und die wäre?«

»Haben Sie eine Ahnung, weshalb Jakob Ende ausgerechnet auf Sie gekommen ist?«

*Ja. Die hab ich. Leider.*

»Solveig dachte, ich wäre Lynns Vater«, sagte Milan.

Stern bewahrte sein Anwalts-Pokerface. »Nicht nur Solveig. Meine Kanzlei beschäftigt private Ermittler, Herr Berg. Wir haben die Zeit, in der Sie hier behandelt wurden, genutzt, um uns umzuhören. In der Nachbarschaft leben einige, die sich an den Brand erinnern können. Zum Beispiel Ihr ehemaliger Schulkamerad Martin Spokowski.«

*Spucke. Oh ja, dachte Milan sarkastisch. Nach meiner Übernachtung im Stubbenkrug wird er jetzt mein bester Leumundszeuge sein.*

»Er sagt, es habe Gerüchte gegeben. Yvonne, also Zoe, habe behauptet, Sie hätten sie am Tag des Brandes vergewaltigt.«

Milan versuchte, sich auf dem Ellbogen abzustützen. Die Schmerzwelle, die er damit lostrat, verbesserte seine Laune nicht gerade.

»Das glaube ich nicht. Gibt es dafür offizielle Dokumente? Ich meine, ist Yvonne zur Polizei gegangen?«

»Nein. Und es gab auch keine Ermittlungen. Anders als bei dem Brand. Hier ging man anonymen Hinweisen nach, dass Sie womöglich für das Feuer und damit für den Tod Ihrer Mutter verantwortlich sein könnten. Die Untersuchungen konnten jedoch nur zweifelsfrei feststellen, dass der Brand von einem Sweatshirt herrührte. Von wem es eventuell absichtlich in den Kamin geworfen worden war, zudem so, dass bewusst ein Ärmel noch außerhalb der Feuerstelle lag, konnte nie

geklärt werden.«

*Kein Wunder.*

»Es war ein Unfall«, sagte Milan. »Ich trage keine Schuld an dem Tod meiner Mutter. Und ganz bestimmt bin ich nicht der Vater des Kindes.«

»Sehr gut.«

Stern steckte die Akte zurück in seinen Koffer und stand auf.

»Was an alledem ist bitte schön *sehr gut?*«

»Dass sich der Teil Ihrer Aussage mit der von Professor Karsov deckt.«

»Karsov?«

Verwirrt sah Milan, dass Stern sein Krankenzimmer schon wieder verlassen wollte.

»Was hat der verrückte Kerl behauptet?«, rief er ihm hinterher.

Stern ging zur Tür, öffnete sie und nickte jemandem im Flur zu. »Kommen Sie bitte rein«, sagte er und drehte sich wieder zu Milan ins Zimmer. »Professor Karsov hat mich gebeten, es Ihnen persönlich sagen zu dürfen.«

## 70.

Der alte Mann musste von Stern gestützt werden. So zerbrechlich, wie er aussah, war es ein Wunder, dass die Ärzte ihm gestattet hatten, sein Krankenlager zu verlassen.

Noch bevor er auch nur ein Wort gesagt hatte, war Milan klar, dass Karsovs Schwäche nicht allein von dem versuchten Suizid herrühren konnte. Etwas höhnte ihn von innen aus. Ein Bandwurm namens Schuld, der sich durch alles fraß, was diesem Mann einst Kraft und Willensstärke verliehen hatte.

Folgerichtig war »Es tut mir leid« der erste Satz, mit dem er auf den Besucherstuhl neben dem Bett sank. Stern hielt Abstand und lehnte sich an die Tür zur Toilette.

»Was zum Teufel haben Sie hier zu suchen?«, presste Milan hervor.

»Ich habe einen Fehler gemacht. Es tut mir leid. Unendlich leid.«

»Sie haben mich verkrüppelt.« Ihm fiel auf, dass er längst nicht so wütend war, wie er sich anhörte. Nur noch erschöpft und müde.

»Ja. Ich war verblendet, berauscht von meinen eigenen Theorien.«

Das war das Problem mit den Menschen, dachte Milan. Sie wussten nicht, weshalb sie überhaupt in diese Welt hineingeboren waren, aber sie waren sich einig, dass das Leben einen Sinn ergeben musste. Und um dieses hoffentlich sinnvolle Leben zu wahren, zerstörten sie das der anderen. Nicht einmal böswillig, und dennoch planvoll. Denn der Weg zur Hölle war eben nicht nur mit guten Vorsätzen, sondern auch mit den verblendeten Taten derer gepflastert, die sie umsetzten – und dabei in gutem Glauben Leid verursachten.

»Ich dachte wirklich, Sie wären ein geeigneter Kandidat.«

*Tierquälen.*

*Zündeln.*

*Bettnässen.*

»Damals zählte ich eins und eins zusammen, und es ergab drei.«

Karsov atmete, doch der Pulli, den er über das Nachthemd gezogen hatte, bewegte sich nicht. Er war ihm mehrere Nummern zu groß. Wie das Leben, in das er nicht mehr passte.

»Ich weiß, es war unethisch. Und nichts entschuldigt jemals meine Taten. Dass ich die Hirnblutung verstärkt habe, ist ...« Er rang um Worte und setzte neu an.

»Ich habe wirklich geglaubt, dass ich Ihnen helfe, Herr Berg. Dass die Störung, die ich hervorrief, eine andere kompensiert. Ich wollte Schlimmes verhindern und tat noch Schlimmeres.«

*Aus Minus und Minus wird eben doch nicht Plus.*

»Wieso haben Sie Ihre Meinung über mich geändert?«, fragte Milan.

*Anders als mein Vater.*

Sterns Handy piepte, aber er stellte es sofort leise und ignorierte den Anrufer.

Karsov sprach einfach weiter: »Zoe ist Anfang August zu mir gekommen. In meine Praxis. Sie litt unter Schwindel und Gleichgewichtsstörungen, nichts Dramatisches. Ich vermute inzwischen, dass das ein Vorwand war.«

»Wofür?«

»Zu dem Zeitpunkt hatte sie begriffen, dass Jakob sich die angebliche Vergewaltigung zunutze machen wollte, um zu Geld zu kommen. Sie sagte zu mir, er wolle Unterhalt einklagen. Und wenn das nicht funktioniere, werde er schon einen anderen Weg finden. Das wird in ihr den Impuls ausgelöst haben, endlich reinen Tisch zu machen. Mir scheint, sie konnte Sie über all die Jahre nicht vergessen, Herr Berg.«

*Wie auch,* dachte Milan bitter. Sie wurde durch den Anblick ihrer Tochter Lynn ja Tag für Tag an ihre Lüge erinnert.

»Die Schuld lastete damals auf ihr wie heute auf mir. Sie sagte mir das, was ich im Laufe der Jahre wohl schon geahnt, aber verdrängt hatte. Sie gestand,

damals gelogen zu haben. Yvonne, wie sie ja eigentlich hieß, hatte sich die Vergewaltigung nur ausgedacht.«

Karsov leckte sich über die trockenen, aufgesprungenen Lippen.

»Ich war wie vom Donner gerührt, schließlich war nach all den Indizien die Behauptung, Sie hätten sie gegen ihren Willen geschwängert, der Auslöser gewesen, der mich hat handeln lassen. Sie hatte es mir persönlich gesagt. Und jetzt musste ich erfahren, dass das alles erfunden war.«

Milan musste den Kopf nach rechts und nach links drehen, um die Anspannung im Nacken zu lindern. Dabei loderte der Schmerz unter seinem Verband wieder auf.

»Warum hat Yvonne Sie damals belogen?«, fragte er.

Er hatte immer gedacht, sie hätte wegen des Streits an ihrem letzten Abend nichts mehr mit ihm zu tun haben wollen. Aber dieser war doch nicht so heftig gewesen, dass sie ihn deshalb überall auf der Insel verleumdete?

Eine Träne schimmerte in Karsovs Augenfalte. »Nicht nur mich hat sie belogen. Ihren Vater, ihre Mutter. Alle. Ihre Liebe zu Ihnen war in Wut umgeschlagen. Sie war impulsiv und jähzornig. Sie sagte, Sie hätten sich gestritten, weil Sie dachten, Yvonne hätte Sie ausgelacht. Dabei hatte sie es gar nicht so gemeint. Sie war auf sich selbst wütend, die romantische Situation durch ihr albernes Lachen zerstört zu haben, und rannte voller Zorn aus dem Haus.«

»Und warf davor das Sweatshirt in den Kamin«, sagte Milan. Eine Feststellung. Keine Frage.

Karsov nickte.

»Sie hatte wohl Angst, dass das rauskommt. Im Grunde ist sie ja schuld an dem Tod Ihrer Mutter.«

»Und bevor man sie überführte, belastete sie lieber mich?«

Der Professor zuckte mit den Schultern. »Sie wurde dazu gedrängt. Als ihre Periode ausblieb, zwang ihre Mutter Solveig sie dazu, die ›Schande‹, wie sie es nannte, auf Sie abzuwälzen, Herr Berg. Es war bestimmt nicht Yvones eigener Wille. Sie hat Sie geliebt. Aus Liebe wurde Verzweiflung. Erst über sich selbst,

dann über Sie, weil Sie weggezogen sind.«

*Von Rügen nach Berlin.*

»Rückblickend hätte ich die Zeichen wohl erkennen müssen. Nach Ihrem Fortgang hat sie sich vermutlich in einem Akt der Selbstaufgabe dem Nächstbesten hingegeben. Yvonne ging immer davon aus, sie wäre schuld. Nicht nur an Ihrem Streit, sondern vor allem am Tod Ihrer Mutter. Denn ohne den Streit wäre es nie dazu gekommen.«

Karsovs Unterlippe zitterte. Er rang nicht nach Worten, sondern um Fassung. So wie Milan selbst.

»Die Schwangerschaft verstärkte ihre Depression, und dann gab sie dem Druck der Mutter nach. Ich vermute, sie tat es auch, um sich selbst zu bestrafen.«

Milan blinzelte. »Das verstehe ich nicht.«

»Sie verbaute sich damit den Rückweg zu Ihnen. Und dennoch hielt sie durch die Lüge eine Verbindung.«

Milan hatte den Tod seiner Mutter und den anschließenden Fortgang von Rügen immer als tiefen Einschnitt in seinem Leben angesehen. Ihm war bewusst gewesen, dass er mit Yvonne und seiner Kindheit etwas Wichtiges zurückgelassen hatte. Aber nie hätte er gedacht, dass es seine eigene Identität gewesen war.

Er ballte die Fäuste, fühlte, wie die quälenden Selbstzweifel ein Ventil suchten, und fand es in seinem Ärger auf Karsov.

»Was sollte das mit den Pillen in Berlin?«, fragte er den Arzt, der sich gerade nach Stern umsah. Offenbar hielt er das Gespräch für beendet.

»Sie sollten sie nehmen«, sagte Karsov, die Stimme etwas fester. Jetzt, wo es um medizinische Themen ging, schien er sich auf sicherem Terrain zu bewegen. »Wirklich. Studien aus der Stammzellenforschung, die sich ursprünglich mit der Behandlung von Querschnittsgelähmten beschäftigten, haben gezeigt, dass eine Mixtur aus Proteinen zerstörtes Hirngewebe erneuern kann. Und ich habe die Hoffnung, dass auch in Ihrem Fall die betroffenen Hirnareale wieder aktiv

werden.«

»Wenn Sie diese Tabletten nehmen, Herr Berg, werden Sie vielleicht wieder lesen können.«

»Es ist ein Strohhalm, an den ich mich klammere. Neben der finanziellen Wiedergutmachung, die ich Ihnen und Ihrem Vater zuteilwerden lassen wollte, habe ich eben auch nach einem Weg gesucht, meinen medizinischen Fehler rückgängig zu machen.«

*Proteine?*

Fast hätte Milan gelacht. *Wiedergutmachung*. Auch das ein Trick, den sich die Menschen ausgedacht hatten, um nicht den Verstand zu verlieren. Es gab sie nicht. Niemals. Ein Mensch konnte nicht unvergewaltigt, unverletzt oder ungetötet werden.

»Bitte, ich fühle mich etwas schwach, ich würde jetzt gerne gehen«, sagte Karsov und erhob sich.

Mit der Frage »Was hat Andra mit dem Ganzen zu tun?« brachte Milan ihn dazu, wieder auf den Stuhl zurückzusinken.

»Das Mädchen ist ein Gottesgeschenk«, sagte er und schien sogar ein wenig zu lächeln.

»Weil sie mir heimlich Ihre Pillen unterjubelte?«

»Nach allem, was ich gehört habe, hat sie Ihnen am Strand das Leben gerettet«, widersprach Karsov und fügte leise hinzu: »Mir in gewisser Weise auch.«

»Wie meinen Sie das?«

»Ich hatte meine Antidepressiva abgesetzt. Nachdem weder Ihr Vater noch Sie meine Wiedergutmachungsversuche akzeptieren wollten, sah ich keinen Sinn mehr darin, weiterzumachen.«

Karsov sah seine Hand an, als habe er eben erst bemerkt, dass sie ihm gewachsen war. Mit einer zittrigen Bewegung fuhr er sich durch die Haare, leckte sich erneut über die Lippen und sprach dann weiter.

»Ihre Freundin hat mich hier an meinem Krankenbett besucht. Sie wollte sich

noch einmal vergewissern, dass ich wirklich von Ihrer Unschuld überzeugt bin. Und sie schob mir eine Citalopram in den Mund. Für die Ärzte ließ sie die Medikamentenschachtel offen stehen mit einem Zettel, dass ich diese seit Jahren nähme und nicht absetzen dürfe.«

Er machte einen Spitzmund, als wolle er gleich pfeifen, aber an dem Zucken in seinen Augenwinkeln sah Milan, dass er die Gesichtsmuskeln anspannte, um die aufsteigenden Tränen zurückzuhalten.

»Woher kennen Sie einander? So gut, dass sie über Ihre Medikamente Bescheid weiß?«

Karsov winkte ab. »Oh, wir haben uns getroffen. Geredet. Sie kann gut zuhören. An ihr ist eine hervorragende Psychologin verloren gegangen. Ich hab ihr vieles anvertraut, was man einem Fremden eigentlich nicht sofort sagt, aber es tat mir gut, mit ihr zu reden.«

»Aber wie haben Sie sich kennengelernt?«

Er lächelte sanft. »Es tut mir leid. Aber das kann ich Ihnen nicht sagen. Das darf ich nicht. Ich habe es Andra versprochen, und ich will nicht schon wieder das Vertrauen eines Menschen missbrauchen. Mein Fehlerkonto ist übervoll, was das angeht.«

Er erhob sich, und obwohl es noch eine Million weiterer Fragen gab, sah Milan wortlos zu, wie der alte Mann von Stern gestützt das Krankenzimmer verließ.

»Und? Wie geht es jetzt weiter?«, fragte Milan den Anwalt, nachdem dieser die Tür hinter dem Professor geschlossen hatte.

Stern trat ans Bett. »Nun, Karsov wird eine Aussage machen und sich einem Strafprozess wegen schwerer und gefährlicher Körperverletzung stellen müssen.«

»Ich meine mit mir.«

»Wir geben Ihnen noch einen Tag, dann werden Sie polizeilich vernommen, weiter kann ich es nicht hinauszögern, Herr Berg.«

Er legte eine mit erhabener Silberschrift bedruckte Visitenkarte auf den

Nachttisch und erklärte Milan, dass sein Büro zu jeder Tages- und Nachtzeit zu erreichen sei.

»Ach, noch etwas«, sagte er, die Hand bereits an der Türklinke. »Zum Abgleich wurde der Leiche von Jakob Ende eine DNA-Probe entnommen. Würden Sie den Beamten ebenfalls eine Speichelprobe zur Verfügung stellen? Nur damit wir ganz sicher sein können, wer Lynns Vater ist.«

## Sechs Wochen später, 22. Dezember

Die Sonne strahlte an diesem schönen Wintermorgen durch die großen Fenster des Moabiter Altbaus und füllte das hohe Praxiszimmer mit warmem, hellem Licht.

Während es die meisten Gegenstände der Einrichtung zum Leuchten brachte – die roten Einzelsessel, auf denen er und Andra saßen, die bronzefarbene Frauenskulptur neben der Tür, die laminierten Umschläge der zahlreichen Fachbücher im Regal –, hatte es bei Henriette Rosenfels die gegenteilige Wirkung. Die Paartherapeutin war weiß wie eine Kalkwand. Mit ungläubiger Miene lauschte sie nun schon seit einer halben Stunde den Ausführungen der wohl merkwürdigsten Patienten, die sie je gehabt hatte. Und wie schon beim ersten Treffen gelang es ihr nicht mehr, eine professionelle, unbewegte Miene zu wahren.

»Lassen Sie mich zusammenfassen«, sagte sie am Ende von Milans langem Monolog. »Sie sind Analphabet, was Sie Ihrer Freundin jahrelang verschwiegen haben. So wie sie Ihnen«, ihr Blick wanderte zu Andra, »verschwiegen, Mitglied einer Gemeinschaft zu sein, die sich – wie war das noch mal? – nennt.«

»Schuldengel«, antwortete Andra. »Wir versuchen, einen Schuldausgleich herzustellen.«

Milan lächelte. Er musste ähnlich verwirrt ausgesehen haben wie die Paartherapeutin jetzt, als Andra es ihm erklärt hatte.

Vor fünfeinhalb Wochen. Sie hatten sich in einem Café am Ludwigkirchplatz getroffen, um sich dort in einer Nische ungestört zu unterhalten. Geraume Zeit

hatten sie einander angeschwiegen, dann – ihr Kaffee war schon kalt, der Schaum seines Latte macchiato aufgelöst – griff sie nach seiner Hand.

»Ich hab dir doch erklärt, weshalb ich mich nie wieder in ein Taxi setzen werde.«

»Du hast einmal eines einer Schwangeren vor der Nase weggeschnappt, die sich daraufhin selbst hinters Steuer setzte. Wegen einsetzender Wehen baute sie einen Unfall und starb.«

»Richtig. Das erklärt, weshalb ich mich schuldig an ihrem Tod fühle. Was ich dir nicht erzählt habe, ist, wessen Frau das war.«

*Großer Gott.*

Andra versuchte, seine Hand noch fester zu drücken, aber Milan wusste mit einem Mal, was sie ihm sagen wollte, und die Erkenntnis hatte ihn reflexartig zurückzucken lassen.

»Hulk?«

»Deswegen geht Lampert jeden Freitag auf den Friedhof.«

Alle Laute im Café schienen verstummt.

Andra und er saßen wie unter einer unsichtbaren Glocke, die das Gemurmel der anderen Gäste, das kreischende Mahlwerk der Kaffeemaschine und das Geschirrklappern herausfilterte.

»Er hat mich ja damals ausfindig gemacht. Aber nicht, um mich anzuschreien, zu schlagen oder mir eine Klage anzudrohen. Sondern um mir eine Möglichkeit zu geben, es wiedergutzumachen.«

Sie erklärte ihm, dass Lampert ein Vermögen mit seinen Immobilien und Restaurants mache.

»Er will sein Geld nutzen, um Menschen zu helfen, die unverschuldet in Not geraten sind. Und zwar so, dass diese nichts davon mitbekommen. Dabei sollen ihm Menschen helfen, die sich etwas haben zuschulden kommen lassen. Nicht unbedingt in rechtlicher, aber in moralischer Hinsicht. Weswegen er uns seine Schuldengel nennt.«

»Uns?«, stellte Milan die erste einer unendlichen Reihe von Fragen, die er

hatte.

»Die meisten Angestellten seiner Restaurants haben eine Vorgeschichte. Er hat uns eingestellt. Aber meine Beschäftigung als Kellnerin zum Beispiel ist nur ein Vorwand für die Steuer. In Wahrheit bezahlt er mich dafür, dass ich Kandidaten überprüfe. Ich soll die Augen und Ohren nach Seelen offen halten, die es verdient haben, dass wir sie retten.«

»Menschen wie mich?«

Die Geräusche des Cafés kamen langsam zurück und mit ihnen das Bewusstsein, für Andra nur eine Aufgabe gewesen zu sein. Kein Partner, sondern ein Opfer.

»Nun, ehrlich gesagt hatte Hulk eher an Stalking- oder Missbrauchsfälle gedacht. Menschen, die unter häuslicher Gewalt leiden. Arme Schlucker, die sich nicht wehren können. Eben Leute, die unverschuldet in Not kommen und die hin und wieder auch in seine Restaurants gespült werden. Ganz legal, durch die Vordertür. Nicht wie du mit einer Skimaske über dem Kopf.«

Milan tastete nach seinem Glas, nahm es in die Hand, trank aber nicht daraus.

»Sind wir der Meinung, einen hilfsbedürftigen, ehrlichen und anständigen Kandidaten gefunden zu haben, fühlen wir ihm auf den Zahn. Ohne dass er es mitbekommen soll, checkt Günther den Background.«

*Günther.* Das war also seine eigentliche Profession. Ein Privatdetektiv, der nicht nach dem Bösen suchte, sondern nach dem Guten im Menschen.

»Und wenn wir dann feststellen, dass sie wirklich keine Schuld an ihrer Misere tragen, greifen wir ihnen unter die Arme. Aber eben so, dass sie nichts davon merken.«

»Dann hast du an mir deine Schuld am Tod von Hulks Frau und dem Ungeborenen abgearbeitet?«

Obwohl Milan sich schon wieder von Andra betrogen fühlte, konnte er nicht leugnen, dass von ihren Ausführungen eine gewisse Faszination ausging. Immerhin waren ihre Motive, wenn sie denn die Wahrheit sagte, selbstlos und gut.

»Nein. Zumindest war das anfangs nicht mein Ziel. Ich hab dich gemocht. Hab mich wirklich gefragt, wieso jemand, der so kreativ ist, seine Intelligenz verschwendet und zum Kriminellen wird. Als ich mich bei Lampert für einen Job für dich einsetzte, war er dagegen. Immerhin warst du ein Räuber und damit so ziemlich genau das Gegenteil von dem, was wir normalerweise als geeignete Kandidaten ansehen.«

»Ihr nennt Menschen wie mich Kandidaten? Wie in einer Game-Show?«

»Wäre dir der Begriff ›Opfer‹ lieber?«

*Nein*, dachte Milan und fragte sich, wann es so weit gekommen war, dass »Opfer« zum Schimpfwort wurde und »Täter« eine Netflix-Serie bekamen.

»Lampert ließ bei dir einen Routinecheck durchlaufen, so wie bei jedem seiner Angestellten. Deine Überprüfung haben Günther und ich gemeinsam übernommen, und die Recherche führte uns mehrmals nach Rügen. Zu Professor Karsov und damit zu deiner Vergangenheit. Ich habe ihn wiederholt getroffen. Zuletzt im Sommer. Und ja, durch unsere Recherche wussten wir, dass du auch ein Opfer bist. Und wir haben dir geholfen.«

Das waren Andras letzte Worte gewesen. Kurz danach war Milan aufgesprungen und hatte sie im Café sitzen lassen. Zwei Stunden war er ziellos durch Charlottenburg geirrt und hatte sich am Ende als einziger Gast in einem leeren Kinosaal wiedergefunden, in dem ein spanischer Film gezeigt wurde, Original mit Untertiteln, ausgerechnet, aber der Inhalt war ihm ohnehin egal.

Er hatte zwei Wochen gebraucht, bis er sich wieder bei Andra meldete, um weitere Fragen zu stellen. Und weitere zehn Tage, bis er gemerkt hatte, dass er immer noch zu viel für sie empfand, als dass er einen Schlussstrich unter die Beziehung setzen konnte, ohne es wenigstens noch einmal versucht zu haben. Als er einem Neuanfang bei der Paartherapie zustimmte, war ihm allerdings bewusst gewesen, dass sie Dr. Rosenfels heillos überfordern würden. Wenn er ehrlich war, hatte er sich zu einem Teil auch deshalb darauf eingelassen, weil er die Reaktion der Therapeutin mit eigenen Augen sehen wollte. Bislang hatte sie sich erstaunlich gut geschlagen, wenn man von den Hitzeflecken am Hals und

ihrer flatternden Stimme absah.

»Und Ihren Klienten, wie Sie sie nennen, denen greifen Sie also unter die Arme, ohne dass diese davon wissen?«, fragte sie Andra.

»Ganz genau.«

»Bei mir tat Andra das mit einem anständigen Job und weniger anständigem Sex«, sagte Milan. »Letzterer geschah allerdings nicht ganz unbemerkt.«

»Arschloch. Der Sex hat dich beinahe wieder von der Liste gekickt. Lampert hat eine ungeschriebene Regel: Keine Beziehung zwischen Engel und Klient.«

Sie zeigte mit dem Finger auf Milans Brust, ungefähr dort, wo Jakobs Kugel eingeschlagen war. Die Verletzung war gut verheilt und tat nur noch weh, wenn er zu viele Tüten auf einmal schleppte.

»Wenn du es genau wissen willst, haben wir dir mit einem Job und deinem Vater mit einem Platz im Heim geholfen.«

»Bitte was?«

»Jetzt schau nicht so wie ein Pavian beim Kacken. Hast du wirklich gedacht, die Luxusanstalt an der Rehwiese räumt Rabatt für ehemalige Krankenhausmitarbeiter ein? Das zahlt alles Lampert.«

Eine bleierne Stille füllte das Praxiszimmer.

Milans Wangen brannten, er fühlte sich wie geohrfeigt.

»Tja. Ich traue es mich kaum zu fragen«, sagte Dr. Rosenfels und tat es dann doch: »Gibt es noch mehr Geheimnisse, die Sie voreinander haben?«

»Nein«, antwortete Andra und hob abwehrend beide Hände.

»Nein«, sagte auch Milan, räusperte sich dann jedoch verlegen. »Abgesehen von dem Ergebnis des DNA-Tests vielleicht, den ich seit Tagen mit mir rumschleppe.«

## 23. Dezember

*Geschlossene Gesellschaft*, verkündete das Schild am Eingang des Diners, und das, obwohl Samstag war und die drei Männer an Tisch 19 niemals den Umsatzverlust ausgleichen konnten, den Hulk mit der vorzeitigen Schließung seines Restaurants heute erlitt. Zumal zwei der Gäste seine eigenen Angestellten waren.

Milan war als Letzter gekommen und hatte auf dem Absatz kehrtmachen wollen, als er sah, wen Lampert als dritte Partei zu dem Gespräch hinzugebeten hatte.

»Setz dich!«, rief der Geschäftsführer und zeigte auf die Stelle der Bank, auf der er selbst gesessen hatte. »Nimm Platz. Ich lass euch alleine.«

Der für Hulk ungewöhnliche Redeschwall ließ keine Widerrede zu, und so tat Milan, wie ihm von seinem Chef befohlen. Auch wenn er keine Lust auf dieses Gespräch hatte.

Die Wunden waren noch zu frisch. Vor allem jene, die nicht in seiner Schulter, sondern in seiner Seele saßen.

»Ich weiß nicht, was ich schlimmer finde«, sagte Milan, als sein Vater den Kopf gehoben hatte und ihm in die Augen sah. »Dass du es zugelassen hast, was Karsov mir angetan hat. Oder dass du noch immer glaubst, du hättest richtiggelegen.«

Kurt rieb sich mit den Händen das Gesicht wie ein Junge bei der Katzenwäsche kurz vor dem Schlafengehen. Er sah noch müder aus, als Milan sich fühlte.

»Das tue ich doch gar nicht mehr. Junge, ich bin vielleicht ein Narr. Aber ich bin kein Idiot.«

»So wie ich?«

Er sog geräuschvoll die Luft ein. »Sag das nicht. Sag so etwas nicht.« Kurt sah sich um, doch wenn er etwas zum Trinken bestellen wollte, hatte er Pech. Hulk hatte sich in sein Büro verzogen. Milan wusste zwar, dass Günther draußen eine Zigarette rauchte, aber der würde sich eher den Kaffee direkt aus der Maschine in den Mund laufen lassen, als den Kellner zu spielen.

»Andra hat mich angerufen«, sagte Kurt.

»Ihr hattet ja offenbar schon immer einen guten Draht.«

Die Lippen seines Vaters zuckten. Eine Träne löste sich aus dem Augenwinkel.

»Sie hat mir von dem Vaterschaftstest erzählt. Es tut mir leid.«

»Es tut dir leid zu wissen, dass ich nicht Lynns Vater bin?«

Keine Überschneidung. Der Test war negativ. Im Gegensatz zu dem von Jakob. Lynn war dessen Tochter. Sein Anwalt, Robert Stern, hatte es ihm verraten. Der Mistkerl hatte schon vor Jahren seine eigene Stieftochter geschwängert. Vermutlich sogar vergewaltigt.

»Es tut mir leid, dass ich all die Jahre an dir gezweifelt habe. Ich dachte wirklich, du hast ...«

Ein heftiges Beben in der Brust seines Vaters, gefolgt von einem lauten Schluchzer, machte ihm das Weitersprechen unmöglich.

»Sprich es aus. Du dachtest, dein eigener Sohn wäre ein Vergewaltiger und Brandstifter. Und Tierquäler. Und Bettnässer. Ein Psychopath, dem man am besten die Augen aussticht, damit er seine Opfer nicht sehen kann. Und wenn das nicht geht, dann, hey, machen wir ihn eben zum Analphabeten. Ich kann von Glück sagen, dass ich nur das Problem hatte, mich durch die Welt der Lesenden zu kämpfen. Ich meine, ihr hättet mir ja auch eine Querschnittslähmung verpassen können.«

Milans Stimme hallte umso lauter in seinen Ohren nach, je länger die darauf

einsetzende Stille andauerte. Normalerweise schallten wenigstens alte Sixties- und Seventies-Hits aus der Jukebox am Eingang, aber selbst die hatte Hulk abgestellt.

»Ich bin nicht gekommen, um zu streiten.«

»Weswegen dann?«

»Um dir ein Geschenk zu geben. Morgen ist Weihnachten, Junge.«

Gleiche Stelle. Sogar derselbe Tisch.

Und wieder wollte ihm ein alter Mann etwas geben, worum er nicht gebeten hatte.

»Ein iPad?«, fragte Milan. Sein Vater hatte es neben sich auf der Bank liegen gehabt und es jetzt auf den Tisch gelegt.

»Das kannst du auch behalten. Aber eigentlich ist das nur die Verpackung. Ich hab das damals selbst aufgenommen. Weißt du, mit der Kamera, die mir Jutta zum Geburtstag geschenkt hat. Wollte euch überraschen. Einen Scherz machen. Versteckte Kamera oder so ähnlich.«

Kurtchen, der Witzbold, der für einen Scherz gerne auch mal die Grenzen des guten Geschmacks überschritt. Milan erinnerte sich an eine Zeit, zu der er ohne seinen Apparat nicht aus dem Haus gegangen war. Er musste schließlich Material für seine »lustigen« Videoabende sammeln. Peinliche Aufnahmen der Mutter beim Haarewaschen oder ein Video, wie er ihm morgens die Bettdecke wegriss.

Kurt schälte sich mit der Bemerkung, dass er kurz aufs Klo müsse, hinter dem Tisch hervor. Milan sah ihm nach, dann berührte er den Touchscreen. Ein Pfeil zeigte sich in der Mitte des Bildschirms.

Play.

Milan schaffte es zu widerstehen. Zehn Sekunden etwa, dann drückte er auf das Wiedergabe-Symbol.

Der Film startete mit einem Ruckeln, ein heller Fleck wanderte über den Bildschirm wie eine Flamme, die sich über eine Fotografie frisst. Als Nächstes wurde deutlich, wo die Kamera stand und was sie einfing, und Milan wurde

übel.

Seine Knie zitterten unter dem Tisch ebenso wie seine Hände, die das Tablet nicht mehr halten konnten, sodass er es vor sich auf den Tisch legen musste.

*Also doch.*

Der Film musste über vierzehn Jahre alt sein. Yvonne sah aus wie am letzten Tag ihrer jungen Beziehung. Sie trug wieder die gepunktete Bluse. Dieselbe, die sie Tage später gegen sein Sweatshirt tauschen würde. Milan saß neben ihr, einen Arm um sie gelegt, in dem alten Strandkorb am Campingstrand.

Kurt hatte vermutlich gehofft, sie beim Knutschen zu erwischen. Wahrscheinlich war er enttäuscht gewesen, nur ein aufgeschlagenes Buch im Schoß von Yvonne gesehen zu haben. Und er hatte auch kein Geschmatze und Geküsse aufgezeichnet, sondern neben dem leisen Wellenrauschen und dem Geschrei einer Möwe im Hintergrund lediglich die jugendliche Stimme von Milan.

»... und mit dem Wissen fühlte sie sich glücklich und frei«, sagte er auf der Aufnahme. Stockend, etwas unbeholfen und ohne die passende Betonung, wie jemand, der eine Lese-Rechtschreib-Schwäche hat. *Unglaublich*. Milan tat das, was ihm heute, vierzehn Jahre später, einen eiskalten Schauer den Rücken hinunterlaufen ließ. Was ihm die Tränen in die Augen trieb und seinem Innersten ein gequältes Stöhnen entriss.

*Wie kann es sein, dass ich mich daran nicht mehr erinnere?*

In dem Video führte er keine Unterhaltung mit Yvonne. Er äußerte keinen eigenen Gedanken, und die Kamera hatte auch keinen Gesprächsfetzen eingefangen. Sondern einen Halbsatz, den Milan *vorgelesen* hatte.

*Karsov hatte recht*, dachte Milan.

Es hatte tatsächlich eine Zeit gegeben, da er des Lesens mächtig gewesen war.

»Papa?«

Er sah auf, doch sein Vater war noch nicht wieder zurück.

Stattdessen löste sich Günther von der Theke. Mit ihm näherte sich auch der

Geruch seiner bis vor Kurzem draußen inhalierten Zigaretten. Die Hände in den Taschen des maßgeschneiderten Jogginganzugs vergraben, trat er so dicht an den Tisch, dass Milan am liebsten etwas von ihm abgerückt wäre.

»Dein Vater ist nicht auf dem Klo.«

Milan nickte. Hatte es geahnt.

*Er ist gegangen.*

Er war so vertieft in den Film gewesen, dass er weder mitbekommen hatte, wie Kurt gegangen, noch, wie Günther zurück ins Restaurant gekommen war.

»Willst du drüber reden?« Günther zeigte auf das Tablet. Für einen Moment überlegte Milan, ob er damit eine Textzeile aus einem Popsong zitierte, aber selbst Günther hatte wohl erkannt, dass Milan jetzt nicht der Sinn nach Musikrätseln stand.

Er schüttelte den Kopf.

*Nein. Ich will mit niemandem reden.*

»Okay, dann nicht. Frohe Weihnachten.«

Fast hätte Milan vergessen, worum er Günther letzte Woche gebeten hatte. Doch jetzt, da er ihm das kleine Paket auf den Tisch legte, fiel es ihm wieder ein.

»Für Lynn?«

»Ihr feiert morgen doch noch gemeinsam?«, fragte Günther.

»Das ist der Plan.«

»Dann passt es ja. Ich hab dir das Geschenk für sie besorgt. So, wie du es wolltest.«

Als Milan wieder zu Hause gewesen war und die Schrecken der Tage auf Rügen noch einmal Revue passieren ließ, war ihm der Gedanke gekommen. Die Erinnerung an einen von Jakobs Sätzen hatte ihn darauf gebracht.

»Bist du sicher, dass Lynn dieses Geschenk gebrauchen kann?«, fragte Günther.

»Keine Ahnung«, antwortete Milan und stand auf. »Ich entscheide mich erst kurz vor der Bescherung, ob ich es ihr wirklich gebe.«

## 24. Dezember, Heiligabend

Sie hatten sogar einen Baum. Zum ersten Mal. Milan hatte vorgeschlagen, einen aus Plastik zu nehmen, und Andra hatte trocken entgegnet: »Dann feierst du aber mit einer Gummipuppe und nicht mit mir.«

Und so kam es, dass Andras Maisonettewohnung lange nach der Bescherung noch immer nach Tannennadeln und frischem Harz duftete, obwohl die Blautanne, die sie ausgesucht hatten, nicht besonders groß war. Zwischen den roten Stern auf ihrer Spitze und die Stuckdecke des modernisierten Gründerzeit-Altbaus hätte gut und gerne noch der Reisekoffer gepasst, den er von Andra geschenkt bekommen hatte.

»Falls wir mal einen normalen Ausflug machen«, hatte sie gesagt und vernügte die beiden Mädchen beobachtet, wie sie eine Materialschlacht unter dem Baum veranstalteten.

Das Kinderheim, in dem Lynn untergebracht war, hatte zwar gesagt, es sei eine Ausnahme, aber tatsächlich hatte sich die verantwortliche Sachbearbeiterin nicht lange bitten lassen. Auch wenn es erst wenige Wochen her war, dass das Mädchen schwersttraumatisiert bei ihnen eingezogen war, sprach im Grunde nichts dagegen, dass sie das Weihnachtsfest mit den Menschen verbrachte, die sie gerettet hatten.

Im Gegenteil. Das Heim platzte aus allen Nähten, und gerade über die Feiertage war mit noch mehr Ehe- und Familienkrisen zu rechnen als sonst. Also mit noch mehr Minderjährigen, die aus ihren Familien genommen wurden. Da zählte jedes freie Bett.

Und jeder, der Lynn bei der Bescherung und dem anschließenden Abendessen beobachtet hätte, wäre zu dem gleichen Urteil gekommen wie Andra: »Sie ist glücklich bei uns. Sie versteht sich sogar mit Louisa.«

Anfangs hatte Andra Sorge gehabt, dass ihre Tochter in Lynn eine Konkurrenz sehen könnte. Einen Fremdkörper in der Familie, in die auch Milan nicht sofort integriert gewesen war. Aber die beiden Teenager hatten gelacht, gealbert, einander ihre Geschenke gezeigt und sich das letzte Stück Steak geteilt, das Milan auf den Grill gelegt hatte.

Das Wetter an Heiligabend war so mild gewesen, dass er den Holzkohlegrill auf dem Balkon angeworfen hatte. Noch immer füllte der würzige Geruch seine Nase, aber heute musste er nicht an den Brand denken. Zumindest nicht vordergründig.

Nach einem gemeinsam ausgewählten Film (Guardians of the Galaxy) waren die Mädchen beinahe auf dem Sofa eingeschlafen. Es war also nur folgerichtig, dass die beiden jetzt gemeinsam in Louisas Zimmer übernachteten. Sogar im selben Bett.

Auch Milan würde bald nach oben gehen, zu Andra, die sich mit leichten Kopfschmerzen vom ungewohnt vielen Wein schon zurückgezogen hatte.

Er wollte vorher noch kurz allein bleiben, mit sich und seinen Gedanken. Und mit dem Geschenk seines Vaters, das er jetzt wieder hervorgeholt hatte, nachdem der Rest seiner kleinen Familie schon ins Reich der Träume glitt.

»... *manchmal ist Unwissenheit das größte Geschenk*«, hörte er seine eigene, wie durch die Zeit gereiste Stimme.

Er stand auf, ging an das Bücherregal, in dem Andra die Autoren alphabetisch geordnet hatte, und konnte nichts davon entschlüsseln, so wie es ihm vor vierzehn Jahren anscheinend möglich gewesen war.

*Ich konnte lesen. Damals. In einem anderen Leben.*

Karsovs Pillen hatte er natürlich nicht mehr genommen. Sie waren ein Hirngespinnst. Wirkungslos. Eine verzweifelte letzte Hoffnung, an die Karsov sich geklammert hatte. Genauso gut hätte er ein Algenpräparat gegen Krebs

einnehmen können. *Und selbst wenn*, dachte er, selbst wenn sie die Durchblutung so anregen würden, dass seine Hirnareale wieder richtig verschaltet wären, *würde ich es wollen?*

Er nahm das Buch zur Hand, das einen Ehrenplatz in dem Regal einnahm, direkt neben einem gemeinsamen Foto von ihm und Andra.

Das einzige Buch, das ihm etwas bedeutete. Damals wie heute war es ein Schlüssel zur Wahrheit.

Milan liebte den Geruch beim Öffnen. Auch wenn es nicht die Ausgabe war, die er damals gestohlen hatte, so roch sie dennoch wie früher. Nach Papier, Kohlenstoff, Staub und Schule.

Ein kleiner Zettel löste sich zwischen den Seiten, und Milan musste lächeln. Er erkannte Andras Handschrift. Offenbar hatte sie geahnt, dass er es immer wieder zur Hand nehmen würde, und eine Botschaft für ihn versteckt.

K20A8W1-2K52A8W14-15K59A13W5-6

Zum Glück hatte er das Buch von der Spurensicherung zurückerhalten, nachdem es zunächst mit allen anderen Utensilien aus Andras Mini beschlagnahmt worden war, mit dem sie Jakob überfahren hatte. Sie hatten auch Zoes Ausgabe im Wohnwagen gefunden, aber die war so mit Blut verschmiert gewesen, dass die Seiten unlösbar zusammenklebten.

K20A8W1-2K52A8W14-15K59A13W5-6

Er würde den Code später entschlüsseln müssen.

»Kannst du auch nicht schlafen?«

Er erschrak so sehr, dass er das Buch mit dem Zettel darin unabsichtlich wieder zuschlug.

»Lynn.«

»Tut mir leid, ich wollte dich nicht erschrecken.«

Das Mädchen trug einen seidenen Pyjama, den sie sich von Louisa geborgt hatte. Ihr blondes, gebürstetes Haar fiel ihr lockig über die Schultern.

»Ich hab ein Geschenk für dich. Ich wollte es vorhin nicht unter den Baum legen.« Barfuß tapste sie lächelnd auf ihn zu, die Hände hinter dem Rücken

verschränkt. Milan blieb am Bücherregal stehen.

»Was ist das?«, fragte er, als sie die linke Hand ausstreckte.

»Ein Röhrchen. Nicht das Röhrchen, aber du verstehst die Symbolik.«

Sie sah zu dem Weihnachtsbaum rechts von ihr, dessen elektrische Lichterkette noch brannte.

»Ich wollte nicht, dass du es vor allen anderen auspackst.«

»Was?«

Lynn lächelte. Sie wirkte zart und zerbrechlich, und sie war freundlich und höflich, aber irgendwie passte das alles nicht zusammen. Sie trat noch einen Schritt näher, sodass sie jetzt nur noch anderthalb Meter von ihm entfernt stand.

»Damals in der Sana-Klinik haben sie von dir eine Speichelprobe genommen. Für den Vaterschaftstest.«

»Und?«

»Von mir auch«, sagte sie. »Logisch. Sie mussten es ja vergleichen.«

»Ich verstehe nicht, was du mir sagen willst.«

Milan fühlte sich in die Enge gedrängt. Hinter ihm das Regal, zu seiner Linken der Baum und vor ihm Lynn, die trotz ihrer zierlichen Gestalt mit einem Mal bedrohlich wirkte. Und das, was sie sagte, verstärkte Milans Wunsch, nach rechts an ihr vorbei aus dem Wohnzimmer zu gehen. Durch die Tür. Zur Treppe. *Nach oben, um ...*

»Sie haben mich mit den Proben alleine gelassen, und da habe ich die Röhrchen vertauscht.«

Es war wie ein Nadelstich. Jedes einzelne Wort. Das letzte punktierte einen von Milans Nerven. Den, der für das Angestempfinden zuständig war.

»Du lügst.«

Lynn lächelte. »Freu dich, Papa. Deine Probe war die von Jakob. Und umgekehrt.«

Milan wollte gleichzeitig einen Schritt nach vorne machen und sich von Lynn so weit wie möglich entfernen. Doch das Mädchen stand so, dass sie sich ihm mühelos in den Weg stellen konnte, wenn er sich bewegte.

»Du bist mein Vater, Milan. Ich wusste es von Anfang an. Nur deswegen habe ich das alles getan.«

»Was alles?«, fragte er, ohne die Antwort hören zu wollen.

Sie lachte. »Stell dich nicht dumm. Es war mein Plan. Jakob war nur mein Werkzeug. Ich hatte die Idee, den Zettel gegen die Scheibe zu pressen. Hab Jakob gesagt, wann er dich anrufen und was er sagen soll. Er dachte, es ginge ums Geld. Aber ich wollte immer nur zu dir.«

*Du Narr. Du hattest Hoffnung. Als du sie heute gesehen hast. So friedlich mit Louisa. Am Tisch. Auf dem Sofa. Da hast du gedacht ...*

»Wir sind eine Familie. Mama hat mir so viel von dir erzählt. Ich musste einen Weg finden, alle loszuwerden.«

*Alle. Jakob. Solveig. Yvonne.*

Alles in ihm zog sich zusammen. Der Schock der Wahrheit war überwältigend.

*Großer Gott, sie hat wirklich ihre eigene Mutter getötet.*

»Damit wir vereint sind. Als Vater und Tochter.«

»Du bist verrückt.«

Milan sagte es, ohne es zu meinen. Jemand, der so klar und kalt seine Taten berechnete, der so manipulativ und überzeugend war, konnte zwischen Gut und Böse, zwischen Richtig und Falsch unterscheiden.

»Ich bin so wie du«, antwortete Lynn. »Wir beide sind aus demselben Holz geschnitzt, sagt man das nicht so? Keiner versteht uns. Keiner weiß, wie wir fühlen.«

Noch immer hatte Milan das Buch in der Hand, doch jetzt war es so schwer geworden, dass er es weglegen musste.

»Ich glaube dir kein Wort.«

»Das habe ich mir gedacht. Deshalb lass uns den Test machen.«

Er blinzelte verständnislos, was sie gesehen haben musste, denn sie ergänzte: »Den Vaterschaftstest. Hier und jetzt.«

»Wie soll das gehen?«, fragte Milan, wie betäubt durch die Gewissheit, vor

der Mörderin seiner ersten großen Liebe zu stehen.

Zugleich fragte er sich, weshalb Lynn während der ganzen Zeit noch immer die rechte Hand hinter dem Rücken versteckt hielt.

»Ich habe alles arrangiert«, sagte sie. »Das ist mein Geschenk für dich. Danke übrigens noch mal für den Schal. Meine Überraschung für dich ist sehr viel persönlicher. Sozusagen handgemacht.« Sie ging zum Esstisch. »Komm.«

Milan überlegte, ob er die Chance nutzen und sie einfach stehen lassen sollte, aber Lynn hatte einen Plan. Es war sinnlos, vor ihr wegzulaufen, bevor er nicht wusste, wo die Fallstricke lagen.

»Fällt dir was auf?«, hörte er sie sagen.

Sie stand nun mit dem Rücken zu ihm, die rechte Hand vor dem Bauch, und sah durch die Tür auf den Balkon hinaus.

»Was?«

»Als du vorhin im Bad warst und alle anderen schon oben, bin ich noch einmal nach unten und hab ihn mir geholt.«

Milan trat an ihre Seite.

*Verdammt. Nein ...*

Ihm wurde heiß, obwohl er die Tür zum Balkon aufgerissen hatte und ihm ein Schwall kalter Luft entgegenschlug.

»Wo ist er?« Er drehte sich zu ihr herum.

*Wo hat sie den Grill hinggebracht?*

»Er steht in Louisas Zimmer. Und nein ...!«

Milan, der schon an ihr vorbeistürmen wollte, zur Treppe und nach oben, musste stehen bleiben, weil Lynn eine Waffe auf ihn richtete.

Die rechte Hand war nicht länger versteckt.

»Danke, dass du die Pistole in deinem Nachttisch so offen hast rumliegen lassen«, sagte sie. »Hat mir einiges an Aufwand erspart.«

»Was willst du?«, fragte er. Nur zwei Schritte von ihr entfernt.

»Einen Test machen. Sagte ich schon.«

Sie richtete die Pistole abwechselnd auf Milans Kopf und seine Brust. Ohne

dass er etwas dagegen tun konnte, meldeten sich wechselseitig seine Narben am Schädel und in der Schulter, je nachdem, wohin der Lauf zeigte.

»Lass mich überlegen«, sagte Lynn mit einem kecken Lächeln auf den Lippen. »Der Grill, dessen Kohlen ich noch einmal zum Glühen gebracht habe, steht jetzt seit etwa zehn Minuten in Louisas Zimmer. Ich schätze, ihr bleibt maximal eine Stunde, bis sie an einer Kohlenmonoxidvergiftung gestorben ist. Genau wie damals deine liebe Mama.«

*Himmel!* Milan suchte nach einem anderen Ausweg als dem, der sich ihm zeigte, aber er fand ihn nicht.

»Lynn, du willst nicht zur Waise werden. Wenn ich wirklich dein Vater bin, wirst du mich nicht auch noch erschießen.«

Sie nickte. »Dich nicht. Nein. Das ist ja gerade der Test. Und er funktioniert so.«

Sie drückte sich den Lauf der Pistole unters Kinn und sprach seelenruhig weiter. »Ich werde *mich* erschießen, sobald du auch nur einen Schritt auf mich zu machst. Das ist *dein* Test. Lass uns herausfinden, auf welcher Seite du stehst.«

»Was denn für ein verdammter Test?«, schrie Milan in der Hoffnung, oben jemanden aufzuwecken, der die Polizei rufen konnte.

»Für wen entscheidest du dich, Milan? Für mich, deine leibliche Tochter, oder für Louisa, das Kind eines Fremden?«

Lynn lächelte nicht mehr. Sie wurde ernst. Ernster, als eine Vierzehnjährige sein durfte.

»Wenn du ganz ehrlich bist, weißt du es tief in deinem Inneren. Wir beide, wir gehören zusammen. Du hast nicht gezögert, mich zu retten. Du hast die Verbindung zwischen uns gespürt, oder? Von dem Moment an, als du mich das erste Mal gesehen hast. Als ich den Zettel an die Scheibe hielt. Du hast es gefühlt, so wie ich. Wir gehören zusammen.«

»Ja«, sagte Milan, denn er sah keine andere Möglichkeit mehr als diese.

»Du weißt es, oder?«

Er nickte.

*Ja.* Er war sich nicht sicher gewesen. Nicht hundertprozentig. Aber er hatte es geahnt.

Jakob selbst hatte es ihm verraten. Schon vor Wochen.

»*Weil ich mich so nicht von Lynn behandeln lasse*«, hatte er gesagt, bevor er ihn töten wollte.

Er hatte *Lynn* gesagt. Nicht *Zoe*!

»*Wenn ich nichts kriege, kriegt sie auch nichts.*«

»Wir sind aus demselben Holz geschnitzt«, sagte Milan, und das zauberte Lynn wieder ein Lächeln ins Gesicht. Ehrlich, offen und erleichtert.

Ihr letztes Lächeln, wie sich herausstellen sollte.

Lynn drückte ab, als sie Milan auf sich zuspringen sah.

74.

## Heute JVA Tegel

*A*lso hast du sie getötet?«

Zeus' Stimme hallte von den Fliesen der Gefängniswäscherei.

Er schien fassungslos.

»Ich höre mir die ganze Zeit diese Geschichte aus Tausendundeiner Altraumnacht an, nur um am Ende zu erfahren, dass du wirklich schuld bist, *Mädchenmörder?*«

»Sie hat selbst geschossen.«

»Das soll ich glauben, ja?«

Zeus rief nach Platte und nach seinem Bügeleisen, das dieser nicht vergessen solle, aber Milan hörte nicht, dass sich draußen vor der Tür jemand in Bewegung setzte.

Dafür kam Zeus näher.

Oh Mann, wie satt er diese alten Männer hatte. Sein Vater, Karsov und nun dieser elende Gefängnismafioso. Milan nahm sich vor, dem gescheiterten Fatzke die Brille von der Rübe zu schlagen. Wenigstens das wollte er noch erledigen, bevor er ein weiteres Mal zusammengeschlagen oder vergewaltigt, vielleicht sogar getötet wurde.

»Weißt du, was ich denke?«, fragte Zeus. Sein Atem roch abgestanden, seine Stimme klang heiser, dabei hatte doch Milan die ganze Zeit um sein Leben geredet.

»Ich denke, du erzählst eine ganz große Scheiße, die mich eine Nacht meines Lebens gekostet hat, und jetzt wird Platte dir dafür den Arsch aufreißen. WO BLEIBST DU DENN?«

Mit einem »Na endlich« drehte er sich um, da sich die Tür der Gefängniswäscherei öffnete. Dann fauchte er den bierbäuchigen Justizvollzugsbeamten an, der für ihn unerwartet auf der Bildfläche erschienen war: »Was willst du denn schon hier? Ich hab den Raum noch zwei Stunden gebucht.«

Der Uniformierte griff an seinen Schlagstock, ein so oft praktiziertes Ritual zur Schau gestellter Gewaltbereitschaft, dass er sich dessen vermutlich gar nicht mehr bewusst war.

»Sein Anwalt ist da«, sagte er und kniff die Augen zusammen.

Was er sah – das blutige Handtuch, auf dem Milan saß, die offensichtlichen Verletzungen, die ihm beigebracht worden waren –, schien ihm nicht zu gefallen.

»Scheiß auf seinen Anwalt, was will er?«

»Er hat die Dokumente dabei. Robert Stern, muss ein krasser Typ sein, wenn er so früh am Morgen die Entlassung bewirken konnte.«

Der Beamte winkte Milan zu, er solle aufstehen, doch Zeus zeigte ihm einen Vogel. »Hab ich da gerade Entlassung gehört?«

»Richtig. Das Mädchen ist aus dem Koma erwacht. Offenbar bestätigt sie die Version von diesem Vogel.«

*Lynn.*

In seinen Träumen sah Milan wieder und wieder, wie er es gerade noch rechtzeitig schaffte, sodass die Kugel nur den Unterkiefer streifte. Leider war die Realität jedoch sehr viel grausamer als seine albtraumhaften Visionen im Schlaf. In der Realität hatte er die Waffe zwar von ihrem Kinn reißen können, jedoch mit dem Erfolg, dass der Lauf danach genau oberhalb der Schläfe angesetzt gewesen war, als sich der Schuss löste. Die Ärzte hatten gesagt, sie könne das nicht überleben. Offenbar hatten sie sich geirrt.

»Aber seine Fingerabdrücke!«, protestierte Zeus. »Es war seine Waffe.«

»Was weiß ich?« Zu Milan gewandt rief Bierbauch: »Aufstehen!«

Milan hatte das Gefühl, als spielte jemand mit seinem Darm Tauziehen, als er sich mühsam erhob.

»Los, los, los, Berg!« Der Vollzugsbeamte warf ihm einen Gefängnisoverall zu. »Oder wollen Sie noch länger hier unten bleiben? Wie sind Sie überhaupt hierhergekommen?«, fragte er scheinheilig.

Die Schmerzen waren heftig, und dennoch schaffte Milan es irgendwie, in den Overall zu schlüpfen. Er scheuerte im Schritt und auch überall sonst, als er erst an Zeus, dann an dem Uniformierten vorbeistakste, barfuß und wie auf rohen Eiern balancierend. Dabei raunte der Beamte ihm zu:

»Meine Leute haben Sie die ganze Nacht lang gesucht, Berg. Na, ich will mal nicht so sein und Ihnen keinen Fluchtversuch unterstellen, wenn wir das hier auf sich beruhen lassen. Haben wir uns verstanden?«

75.

## Freitag, 17.00 Uhr. Waldfriedhof

**E**s gab keinen anderen Ort, an dem er sie hätte suchen können. Und keinen passenderen Ort für den ersten Ausflug nach seiner Entlassung. Immerhin hatte er gerade dem Tod ins Gesicht gespuckt; und wo, wenn nicht auf dem Friedhof, war man sich im gleichen Atemzug sowohl seines Lebens wie seiner Sterblichkeit bewusst?

Selbst wenn Zeus und seine Schergen ihn nicht gleich heute erledigt hätten, wäre es nur eine Frage der Zeit gewesen.

Kindermörder hatten keine Schonzeit im Knast. Ob sie nun schuldig waren oder nicht.

Es war wolkig und kalt. Seit dem ersten Weihnachtsfeiertag hatte ein Tief Berlin fest im Griff, und die Temperaturen passten ausnahmsweise mal wieder zur Jahreszeit. Milan war mit dem Taxi gekommen und ging mit hochgeschlagenem Kragen auf den Eingang des Waldfriedhofs zu.

Er hatte keine Ahnung, wo sich die Grabstelle von Lamperts Familie befand, aber es war kein Problem, sie ausfindig zu machen. Günther, Hulks ständiger Begleiter, ragte schon von Weitem wie ein Monolith aus der Dreiergruppe hervor, die sich in der Nähe einer Trauerweide um einen dunklen Grabstein scharte. Von Weitem sah er aus wie ein Sargträger, der seine Kollegen nach Hause geschickt hatte, weil er die Kiste auch allein schleppen konnte.

Neben ihm wirkten Andra und Lampert beinahe wie Kleinwüchsige.

Milan hielt Abstand, etwa zehn Meter entfernt an den Stamm einer Birke gelehnt, doch Günthers Instinkte reagierten anscheinend selbst auf Blicke, die

aus einiger Entfernung seinen Rücken trafen. Er löste sich von der Gruppe und ging auf Milan zu. Seine grimmige Miene passte zu dem grauen Himmel und der Umgebung. Und sie hellte sich auch nicht auf, als er direkt vor ihm stand.

»Ich will leben bis zum letzten Atemzug«, raunte Günther.

*Warum flüsterten die meisten Menschen auf Friedhöfen? Hatten sie Angst, die Toten zu wecken?*

»Tim Bendzko. Ich bin doch keine Maschine, Sony Music 2016«, antwortete Milan. »Du ärgerst dich über den Text, weil jeder Mensch bis zum letzten Atemzug lebt. Ob er nun will oder nicht.«

»Hm«, grunzte Günther zufrieden. Er zeigte zur Grabstelle, von der er gekommen war. »Lampert will hier nicht gestört werden.«

Milan schüttelte den Kopf. »Ich will nicht zu ihm. Ich will zu dir.«

»Weshalb?«

Wenn, dann verriet höchstens ein leichtes Zucken der Augenbraue, dass Günther überrascht war.

»Ich muss mich noch einmal für das Geschenk bedanken, das du für mich organisiert hast.«

»Ich hatte gedacht, die Pistole wäre für Lynn?«

Milan bemerkte, wie Andra zu ihnen herübersah. Aus der Entfernung sah es aus, als ob sie Lampert etwas zuflüsterte, wahrscheinlich eine Verabschiedung, denn auch sie wandte sich nun von ihm ab.

»Ich bin mir nicht sicher, ob ich dir wirklich einen Gefallen getan habe«, sagte Günther und ging zu seinem Boss zurück.

Es war wie eine Wachablösung. Andras und Günthers Blicke trafen sich kurz, als sie auf dem Kiesweg aneinander vorbeiliefen.

»Hey«, sagte Andra, als sie nah genug war, um nach Milans Hand zu greifen. Sie war wärmer als seine, dabei hatte sie sehr viel länger als er hier draußen in der Kälte gestanden.

»Ich hätte dich abgeholt, aber niemand hat mir gesagt, wann ...«

»Alles gut, alles gut. Hast du einen Moment?«

»Sicher.«

Sie gingen ein paar Schritte tiefer in den Waldfriedhof hinein. Vorbei an größtenteils gepflegten Gräbern, nur ausnahmsweise sah Milan erfrorene Pflanzen oder braunes Immergrün, das seinen Namen Lügen strafte. Gerne hätte er die Inschriften auf den Grabsteinen gelesen. Auf seinem sollte »*Es musste ja mal so kommen*« stehen, hatte er vor langer Zeit einmal im Scherz beschlossen. Mittlerweile war er sich nicht sicher, ob er es nicht sogar ernst damit meinte.

»Wie geht es Lynn?«, fragte Andra. Ihr Atem bildete eine dichte Wolke vor ihrem schmalen Gesicht. Sie trug eine graublaue Mütze über den Ohren, farblich passend zu den Haaren darunter. Ihr Nasenring glänzte wie Eis und fühlte sich vermutlich auch so an.

»Sie wird es überleben, sagt Stern. Aber sie wird wohl auf Dauer blind bleiben.«

»Oh Gott.«

Andra blieb stehen und sah Milan an. »Ich weiß gar nicht, was ich sagen soll. Ich meine, sie hat ihre eigene Mutter getötet, so wie es aussieht.« Sie schüttelte fassungslos den Kopf. Ihre Springerstiefel knirschten auf dem Kies, und es hörte sich an, als würde sie Nüsse zertreten. »Und dennoch ist sie ein Kind.«

»Sie ist von Natur aus böse«, erwiderte Milan.

»Sag das nicht. Niemand ist das.«

*Oh doch. Wenn du wüsstest.*

Er blieb stehen und griff nach Andras zweiter Hand. Sie standen einander gegenüber wie unsichere Schüler bei ihrer ersten Tanzstunde.

»Ich hab es gewusst.«

»Was?«

»Ich hab gewusst, dass Lynn mich angelogen hat.«

*Mich. Die Ärzte. Die Polizei.*

*Fast wäre sie damit durchgekommen.*

Andra sagte nichts. Ließ Milan den Raum, den er brauchte, um ihr zu erklären, wie er bewusst ihrer aller Leben in Gefahr gebracht hatte.

»Weißt du, auf Rügen, als Jakob mich töten wollte. Er hatte seine Waffe schon auf meiner Stirn. Wenn du nicht gekommen wärest ...«

Er entzog ihr die Hände und ging weiter.

»Da hat Jakob es mir gesagt. Er sprach sinngemäß davon, dass Lynn ihn hereingelegt habe und nichts von dem Geld bekommen würde. Ich dachte mir nichts dabei. Konnte damals gar nicht denken. Aber später gingen mir Jakobs letzte Sätze nicht mehr aus dem Sinn.«

»Wieso hast du mich nicht eingeweiht?«

Andra war aufgebracht. Verständlicherweise. Sie hielt ihn an seinem Arm zurück, und allein diese leichte Berührung spürte er in der Schulter wie eine Brandmarke.

»Himmel, du hast sie in unser Heim gelassen. In meine Wohnung.«

»Ich hatte vorgesorgt.«

»Wie?« Ihre Unterlippe bebte. Sie schien nicht zornig. Eher verunsichert.

Sie verstand das alles nicht, denn sie *wollte* es nicht begreifen. *Das ist die Liebe*, dachte Milan. Sie bringt uns dazu, nur die Dinge zu sehen, die wir sehen wollen. So lange, bis es unmöglich ist, die Wahrheit zu leugnen. Und dann ist es meistens zu spät.

»Günther hatte mir eine Waffe besorgt. Mit Schreckschusspatronen. Ich hab dafür gesorgt, dass Lynn mich dabei sah, wie ich sie in meinem Nachttisch versteckte.«

»Das ist nicht dein Ernst.«

Milan nickte nur stumm. »Ich war mir nicht sicher. Ich musste sie in Versuchung führen.«

»Deshalb also ist sie nicht tot«, sagte sie. »Die Waffe war gar nicht mit echter Munition geladen.«

Es zerriss Milan das Herz, wie sehr Andra versuchte, selbst jetzt noch das Gute in seinen Handlungen zu sehen. Wie sehr Liebe doch verblenden konnte.

»Oh doch. Sie war genau richtig geladen, Andra. Weißt du, ich hätte Günther auch bitten können, sie mit völlig nutzloser Knallmunition zu bestücken. Aber

ich wollte ...«

*... dass sie sich verletzt. Nicht so schlimm, dass sie stirbt, aber doch so sehr, dass sie ein Leben lang beeinträchtigt ist. So stark, dass sie nie wieder einen Menschen wird schädigen können, weil sie all ihre Kraft dazu braucht, einen Malus zu kompensieren, der sehr viel gewaltiger und bestimmender ist als der Drang in ihr, Böses zu tun.*

Damit aus Minus und Minus eben doch Plus wurde.

All das sprach Milan nicht aus, weil es eine Sache war, diese schrecklichen Wahrheiten zu denken, eine ganz andere, sie mit einem Menschen zu teilen, den man liebte. Trotz allem.

Also sagte er nur: »Ich wollte, dass sie so wird wie ich.«

»Das verstehe ich nicht«, sagte Andra mit Tränen in den Augen.

»Du bist ein wundervoller, liebevoller, gütiger, warmherziger Mensch.«

»Nein. Ich bin das Gegenteil.«

*Mein Vater hatte recht. Die ganze Zeit über.*

»Sieh mich an. Du kennst mich als Betrüger, als Schläger, als jemanden, der Leichen versteckt, Menschen foltert, und ja, es hat mir etwas gegeben.«

Er sah zurück zu der Trauerweide und der Grabstelle von Lamperts Familie, an der jetzt niemand mehr stand. Hulk und Günther waren gegangen.

»Kein normaler Mensch hätte sich auf diesen Irrsinn eingelassen. Ich hätte wegschauen oder die Polizei informieren können, aber es ist genau das passiert, was Karsov verhindern wollte. Sobald mein Kopf frei war und ich nicht mehr gegen mich selbst kämpfte, eroberte sich das Böse in mir seinen angestammten Platz zurück. Ich wurde jähzornig, wollte mich prügeln, grundlos Menschen schlagen und ...«

»Hör auf. Hör auf!« Andra schrie fast. Sie zitterte und schluchzte, und sie sagte: »Ich liebe dich, Milan. Und nichts, was du sagst, kann das verändern.«

Sie ließ sich in seine Arme sinken. »Ich liebe dich.«

Milan zog ihre Mütze ab, ließ sie achtlos zu Boden fallen und küsste sie aufs Ohr. »Aber was, wenn ich es dir beweise?«, flüsterte er.

»Was?«

»Das Böse existiert, und es ist erblich.«

»Nein.«

Sie löste sich von ihm und schlug ihm gegen die Brust. Einmal. Zweimal.

»Nein!«

»Du kannst es nicht leugnen. Mein Großvater war ein Psychopath, und ich habe seine Gene.«

Ein dritter Schlag.

»Und wenn? Der Mensch hat einen freien Willen. Er kann kämpfen. Selbst gegen die größten Schwierigkeiten. Auch gegen sich selbst. Das hast du doch immer und immer wieder bewiesen. Oder hast du deinen Analphabetismus etwa akzeptiert? Nein. Er hat dich zu Höchstleistungen getrieben.«

Ein letztes Mal landete ihre Faust auf seiner Brust, dann wischte sie sich mit dem Ärmel die Nase ab. Sie weinte nicht mehr. Sie war nur noch erschöpft, so wie Milan selbst.

»Was, wenn ich versage? Wenn ich diesen Kampf gegen mich selbst verliere?«, fragte er sie.

»Dann ist es so.«

Vier Wörter. Dieser eine Satz, so schlicht und so einfach, nahm ihm den Wind aus den Segeln. Milan ließ sich in Andras Arme fallen und spürte gleichzeitig den Schmerz aller vergangenen Wunden in seinem Körper aufflammen. Die im Wäscheschacht ausgekugelte Schulter, den mehrfach gebrochenen Schädel, die vernarbte Schusswunde in der Brust und das frische Ziehen in den Eingeweiden, das von der Vergewaltigung herrührte. Eine Symphonie aus Schmerzen, die es ihm unmöglich machte, die Hand auch nur einen Millimeter zu bewegen. Von Andras Schulterblatt weg hin zu seiner Hosentasche, in der der Brief steckte, den er ihr eigentlich hatte geben wollen.

Zum Abschied.

Er hatte ihn selbst erst vor einer Stunde aus dem Briefkasten gefischt. Hatte ihn abfotografiert und sich die Ergebnisse von einer Scanner-App seines Handys

vorlesen lassen.

Das Formular hatte aus vielen Sätzen mit vielen Fremdwörtern bestanden, aber am Ende kam es nur auf eine einzige Vokabel an. Ganz unten, im letzten Abschnitt.

»Ich liebe dich«, sagte Andra bestimmt schon zum zehnten Mal, ohne zu wissen, wen sie da an sich gedrückt hielt.

Und Milan ließ sie gewähren und sagte ihr nicht die Wahrheit.

Nicht auf dem Friedhof, nicht auf dem Weg zum Wagen und auch nicht auf der Fahrt zurück in die Wohnung, wo Louisa auf sie wartete. Vor dem Fernseher, anstatt Hausaufgaben zu machen.

Und dann aßen sie gemeinsam zu Abend und redeten über die Schule, Urlaubspläne und den neuen Kurs für Erwachsene mit einem völlig neuen Ansatz, Analphabeten zu fördern, und Milan nickte und lachte und versuchte, sich selbst einzureden, dass es ihnen gelingen könnte.

Und während die Kerzen auf dem Esstisch langsam niederbrannten und der Abend in die Nacht überging, traf Milan eine Entscheidung.

Er entschuldigte sich, ließ die Frauen auf dem Sofa zurück und ging aufs Klo. Hier zerriss er den Brief, den er Andra hatte geben wollen, heute Nachmittag auf dem Friedhof, und dessen Wahrheiten er nun mit dem Wasser zusammen in die Berliner Kanalisation spülte.

*Positiv.*

Er hatte zwei Proben eingeschickt. Sein Haar und Lynns Haar, das er noch vor der Beschaffung von ihrer Bürste gestohlen hatte.

*Testergebnis: Positiv.*

Nie hätte er sich vorstellen können, dass das Wort einmal eine so negative Bedeutung in seinem Leben haben würde.

*Vaterschaft mit einer 98,7-prozentigen Wahrscheinlichkeit.*

Würde man dagegen wetten, lägen die Chancen ähnlich hoch, wie allein vom Eindringen und nur durch den Lusttropfen schwanger zu werden.

Milan wusch sich die Hände, betrachtete sein müdes, ausgezehrt Gesicht,

und mit dem Gedanken, dass er schon sehr viel schlechtere Chancen in seinem Leben gehabt hatte als 1,3 Prozent, ging er zurück ins Wohnzimmer, streichelte Andra übers Haar, lächelte ihr und Louisa zu und tat so, als wären sie so etwas wie eine Familie.

Als hätten sie tatsächlich eine Chance.

## Hintergründe und Danksagung

Ich führe keine Statistik, aber eine der meistgestellten Fragen an mich ist mit Sicherheit die, wie viel Zeit ich für Recherche aufwende. (Nach der Frage, ob ich selbst einen an der Waffel habe und wie meine Frau eigentlich nachts neben mir schlafen kann. Letztere ist mit »wie ein Baby« zu beantworten. Angesichts der Tatsache, dass neulich ein Kanister Kunstblut bei uns im Badezimmer stand, den Sandra für die Abrundung ihres »Outfits« anlässlich eines Rockkonzert-Besuchs brauchte, bin *ich* wohl eher derjenige, der mit weit aufgerissenen Augen vor dem Einschlafen darauf warten sollte, bis auf der benachbarten Betthälfte die Atemzüge langsam gleichmäßiger werden ... aber ich schweife mal wieder ab.)

Recherche folgt (zumindest bei mir) keinem standardisierten Arbeitsablauf. Tatsächlich habe ich die Erfahrung gemacht, dass der Hauptteil meiner Recherchearbeit dann passiert, wenn ich eigentlich in ganz anderer Mission unterwegs bin. So wurde ich einmal von meinem guten Freund und Fitnessquäler Karl-Heinz Raschke zu einem Boxkampf eingeladen, bei dem sein Sohn Leroy (den Kalle trainierte) einen Profikampf bestritt. Wegen meiner guten Connections zum Trainer hatte ich einen Platz in der ersten Reihe und saß dort neben sehr auffällig tätowierten jungen Männern. Da ich, wie jeder Autor, entsetzlich neugierig bin, fragte ich sie, was sie hierher in die Potsdamer Boxhalle verschlagen habe und womit sie ihr Geld verdienten. Sie sahen mich amüsiert an und murmelten etwas von »*Tätowieren und so 'n Zeugs*«. Sofort schaltete ich in den Recherchemodus und hakte nach: »*Ich habe gehört, man kann nicht einfach so ein Tattoo-Studio aufmachen, und wenn überhaupt, muss man in Berlin-Brandenburg sehr viel Schutzgeld zahlen. Müsst ihr das auch?*« Sie sahen mich an, als hätte ich sie gefragt, ob sie von dem coolen neuen Tattoo-Trend namens Arschgeweih schon gehört hätten. Und verneinten kopfschüttelnd.

In der Pause zwischen zwei Kämpfen traf ich auf meinen Kumpel Fruti (das lebendige Vorbild für Diesel in *Amokspiel* und *Passagier 23*), der mir auf die Schulter klopfte und sagte: »*Na, da haste dich ja genau neben die richtigen Patienten in die erste Reihe gesetzt.*« Ich fragte ihn, was er damit meinte, und er ergänzte: »*Na, haste nicht an den Tattoos erkannt? Das sind Hells Angels.*«

Und ich dachte mir: »Oh Backe, hast du eben die Hells Angels wirklich gefragt, was sie beruflich machen? Und ob sie sich selbst Schutzgeld zahlen?«

Worauf ich hinauswill: Ich dachte, ich gehe zu einem Boxkampf und recherchiere im Boxmilieu, ging am Ende aber mit einem Kontakt zur Rocker-Szene nach Hause, denn die Männer waren über den Schriftstellertrattel neben ihnen so amüsiert, dass sie mir ihre Visitenkarten zusteckten, falls ich mal Informationen über »die Szene« bräuchte. Oder ein Arschgeweih.

Ähnlich erging es mir auf der Frankfurter Buchmesse 2017. Ich ging davon aus, auf Autorenkollegen und Verlagsmenschen zu treffen, vor allen Dingen aber auf Sie, also Leserinnen und Leser. Womit ich nicht rechnete, war, mit Menschen in Kontakt zu kommen, die nicht lesen und schreiben können, und zwar am Stand der Alfa-Selbsthilfe. Analphabeten auf einer Buchmesse? Was sich zunächst wie ein Widerspruch anhört, entpuppte sich für mich als eine Erfahrung, die mir im wahrsten Sinne des Wortes die Augen öffnete.

Nach jüngsten Untersuchungen leben in Deutschland über 6,2 Millionen »gering literalisierte« Menschen, auch funktionale Analphabeten genannt. (Das ist eine größere Gruppe als die, die wöchentlich einmal ein Buch in die Hand nehmen!) Erwachsene, deren Lese- und Schreibfähigkeiten nicht ausreichen, um am gesellschaftlichen und beruflichen Leben so teilzuhaben, wie wir es gewohnt sind. Etwa, weil sie am Fahrkartenautomaten die Hinweistafel nicht entziffern, das Formular beim Einwohnermeldeamt nicht entschlüsseln oder die Speisekarte im Restaurant nicht lesen können. Ganz zu schweigen von Beipackzetteln, Bedienungsanleitungen, Zeitungsartikeln, Zeitschriften, Büchern, Briefen, Online-Beiträgen oder Postings in den sozialen Netzwerken. Wir Lesenden

können uns die Schwierigkeiten, die unsere Schriftwelt für diese Menschen bereithält, kaum vorstellen.

Schwierigkeiten, die die Betroffenen mit höchst kreativen Strategien meistern, denn immerhin sind 62,3% der Analphabeten erwerbstätig.

Die Methoden, mit denen Milan in *Das Geschenk* versucht, seine Arbeit als Kellner zu meistern und dabei nicht aufzufliegen, sind an einen wahren Schicksalsbericht angelehnt.

Wobei ich an dieser Stelle betonen muss, dass Milans schwere Form des Analphabetismus, also die komplette Alexie, die Ausnahme darstellt. Die wenigsten Betroffenen sind so wie er komplett unfähig, auch nur einen einzelnen Satz zu lesen. Die meisten aber wären allein mit diesem Absatz hier völlig überfordert.

Und wie Milan leben sie in Scham und der ständigen Angst, aufzufliegen und für bekloppt, dumm, krank oder unwert gehalten zu werden. Dabei ist Analphabetismus keine Krankheit, er hat keine singuläre Ursache und er ist keinesfalls ein Beleg für mangelnde Intelligenz.

Dafür ist Tim-Thilo Fellmer der beste Beweis. Wie so viele fiel er in seiner Schulzeit durchs Raster. Überforderte Erzieher, übergroße Klassen, Lehrermangel. Wenn Überforderung im Elternhaus und in der Grundschule zu spät behoben wird, kann man das auch in der späteren Schullaufbahn nicht mehr aufholen. Nach elf Jahren hatte Tim-Thilo zwar seinen Hauptschulabschluss, konnte aber immer noch nicht richtig lesen und schreiben. Heute, nach einem langen Leidensweg, hat er das nicht nur mit viel Mühe nachträglich gelernt. Er ist mittlerweile Autor und sogar Verleger geworden. Und in dieser Funktion traf ich diese bewundernswerte Person, deren Lebensweg sich wie ein Hollywood-Märchen anhört, auf der Frankfurter Buchmesse, wo er als einst Betroffener auf das Problem des Analphabetismus in Deutschland aufmerksam machen wollte.

Sofort waren mir drei Dinge klar. Erstens: Ein Analphabet ist die ideale Hauptfigur für einen Roman. Selten habe ich heldenhaftere Menschen getroffen als am Stand der Alfa-Selbsthilfe. Ehemalige und noch immer Betroffene, die

intellektuelle Höchstleistungen erbringen, um sich in einer von Lesenden gestalteten Welt zu behaupten. Zweitens: Ich will die Arbeit der ehrenamtlichen Mitstreiterinnen und Mitstreiter unterstützen und bin sehr froh, mittlerweile Schirmherr der Alfa-Selbsthilfe sein zu dürfen, die sich unter anderem dafür einsetzt, dass Betroffene gestärkt werden, ihr Recht auf Bildung aktiv einzufordern, und Zugang zu Schulungen erhalten. Und drittens ... ehm, hab ich grad vergessen.

Wenn Sie sich für das Thema interessieren, weitere Informationen haben oder die Arbeit des Verbandes unterstützen wollen, dann finden Sie weiterführendes Material und eine Spendenkontonummer auf meiner Seite [www.sebastianfitzek.de](http://www.sebastianfitzek.de).

Womit wir in guter alter Tradition bei der Danksagung angekommen wären, mit der ich mein geheimratsecken-bewehrtes Haupt, ebenfalls schon traditionell, zuerst vor Ihnen verneigen will. Stellvertretend für alle Leserinnen und Leser muss ich als Nächstes noch einmal Tim-Thilo Fellmer erwähnen, der einen frühen Entwurf des Manuskriptes probeglesen und ihn mit wertvollen Hinweisen aus seiner Erfahrung als ehemaliger Analphabet gravierend verbessert hat. Schön, dass wir uns kennengelernt haben, Tim, und dass ich dir mit den Rechtschreibfehlern in meinen Mails ein Lächeln ins Gesicht zaubern konnte.

So, und damit ist es diesmal auch schon genug mit der Danksagungs-Tradition. *Das Geschenk* ist für mich ein besonderes Buch, weil es mir als Autor die von mir so sehr geliebte Welt der Buchstaben noch einmal aus einem ganz neuen Blickwinkel zeigte. Was also liegt näher, als den weiteren Verlauf der Danksagung im Geiste dieses Thrillers zu verfassen? Also codiert und nur mit größter Mühe entzifferbar? Dafür aber immerhin in alphabetischer Reihenfolge!

Nun denn, viel Spaß mit den folgenden Hieroglyphen. Ich danke ...

K39A6W1A11W17B5-6 K3A2W11B1W2B6B4W7B3K48A16W22B3-6

K36A2W8B5-6A1W13B8-9 K50A5W30B2-5B8K51A5W25B1-3W27B2-

3

K3A2W15B8-10A3W26B1-2 K7A7W34B1W15B3-5

K1A2W3B1-2A3W4B4K13A37W11B11-14 K5A3W20A9W58B3-6

K20A7W2B1W22B5-9 K5A6W27B1-2A3W37B3-4B16B15

K4A1W4B4W5B9-10W39B5-6 K5A6W27B1-2A3W37B3-4B16B15

K21A4W6B1W5B1-5 K5A6W27B1-2A3W37B3-4B16B15

K3A2W13B1-2A1W3B3W11B2-4A5W1B3 K9A3W91B1-3W102B5-

6W1B5

K20A3W8B7-10K47A5W13B2-4 K51A1W13B1-4K54A1W51

K28A2W10 K19A13W24A6W2B4K34A2W28B4-7

K9A3W46B8-12 K42A1W34B8-13A3W9B7-8A4W3B2-4

K64A3W10B1-3K5A2W1B4-6 K35A69W15B3-8A67W6K23A23W18B3-

5B9

K3A2W11B1-3B1-2A1W8B3-4 K70A2W22B1-4A1W3

K69A4W8B10-14 K68A1W6B3A1W2B2-5

K32A1W10B5W37B1-3W41B3-5 K32A9W10 K13A14W10B3-11

K19A13W15B1-2W24B4-6A9W3B1-2A11W6B1-2 K19A3W14B2-

3A12W1B3-5

K12A11W31B8-10 K18A1W10B1-3A2W4B5

K16A4W3A1W1B2 K18A1W10B1-3A2W4B5

K35A3W3B1-3A1W27B6-7 K2A2W1A7W17B3-4A5W3B4-6

K5A4W17B1-3A3W16B10 K2A3W5B9A5W1B4A7W8B1-2

K2A1W3B3-4A3W5B11-13K6A1W9B3-4

K47A1W8B1-3K60A7W2B4-6 K67A1W4B1A7W24B10-13

K1A3W16B12-15A4W1B2K3A1W17B5-6A3W1B4-5

K9A3W1B1A1W1B2-3A2W1B2-3

K9A2W28B3-5W13B2-4W2B1 K9A3W1B1A1W1B2-3A2W1B2-3

K47A1W8B1-3K60A7W2B4-6 K56A3W2K73A3W5B5-7A4W2B1

K24A1W2B1-3K8A2W12B5-7 K10A2W1B3-5K67A7W20B3-6

K44A2W10B1-2W13B4K12A4W8B4-6K20A7W11B4-5 K54A2W21B6-9W23B4W25B21-2W27B2 – K11A7W2B2-4K12A9W33B8  
K54A5W10B1-3A1W9B3-4 K1A5W1B1A4W3B1K62A8W23B6-10K16A1W1B1W2  
K1A3W16B3-4A6W19B1-3A1W3B1-2 K75A5W8B2-4K7A2W40B6-7  
K7A5W37K61A2W25B4-6W26B2 K33A6W5B5-9W20B4-5  
K7A2W11B7-9K18A4W7B4-5 K33A6W5B5-9W20B4-5  
K61A6W12B1-5 K62A8W15B4-5A3W1B1-3 K72A7W2A1W2B4-5  
K54A2W21B6-8W23B4-5 K56A4W18B2-4B8  
K4A2W6B1A4W14B2-4A1W6B1 K15A3W1B4A4W14B3A8W23B4-6  
K39A2W28B5-9 K65A4W7B8-12A8W37B4-5  
K68A1W1W3B8K3A5W16B4-6 K7A4W7B1-8W2B2  
K19A11W2B1-3K9A3W30B2-5 K71A1W3B1-2A4W1B7-11W6B2-3  
K64A5W26B3-6K8A1W16B2-3  
K76A14W29B1-3.K74A12W38-40K51A3W13K1A2W11K23A2W15B1-5  
K20A10W13B7-9A6W7B9-12K48A22W3B1-8A1W25B4-9.W19B9-10  
K11A7W5W6B2B5W19B1 K8A2W29B6-9A1W2B3K9A3W1B5-7  
K71A2W33B1-3W47B2-4 K32A26W22B3-6W23B1-2A29W2B2-3  
K59A12W41B1-3W19B1-2W9B1 K16A7W45B1-3W27B4-5W32  
K34A23W6 K43A4W46B1-3K2A10W31B4-7

So, ich glaube, das war's. Und wenn ich jemanden vergessen habe, ist es auch egal. Welcher arme Irre macht sich schon die Mühe und überprüft diesen Buchstaben- und Zahlensalat, ob er auch wirklich darin vorkommt? Ganz wichtig, daher im Klartext: Natürlich danke ich wie immer allen Buchhändlerinnen und Buchhändlern, den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in Bibliotheken und allen anderen Institutionen, die sich auf Messen, Festivals und Lesungen dafür einsetzen, dass Menschen in den Kontakt mit dem schönsten Medium der Welt kommen.

Auf Wiederlesen, gerne auch via Mail an  
fitzek@sebastianfitzek.de

Ihr Sebastian Fitzek

Berlin, Anfang Mai bei 4 Grad Celsius.

Wie gut, dass ich gestern die Winterreifen gewechselt habe.

## Über Sebastian Fitzek

Sebastian Fitzek, geboren 1971, ist Deutschlands erfolgreichster Autor von Psychothrillern. Seit seinem Debüt »Die Therapie« (2006) ist er mit allen Romanen ganz oben auf den Bestsellerlisten zu finden. Mittlerweile werden seine Bücher in vierundzwanzig Sprachen übersetzt und sind Vorlage für internationale Kinoverfilmungen und Theateradaptionen. Als erster deutscher Autor wurde Sebastian Fitzek mit dem Europäischen Preis für Kriminalliteratur ausgezeichnet und 2018 mit der 11. Poetik-Dozentur der Universität Koblenz-Landau geehrt. Er lebt mit seiner Familie in Berlin.

# Impressum

© 2019 der eBook-Ausgabe Droemer eBook

© 2019 Droemer Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Ein Projekt der AVA International GmbH

Autoren- und Verlagsagentur

[www.ava-international.de](http://www.ava-international.de)

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit



Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Regine Weisbrod

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München

nach einer Idee von Bettina Halstrick, Giraffenladen, München

Coverabbildung: © PixxWerk®, München

ISBN 978-3-426-43982-1



A.R.T.U.R./VK-EU / <https://vk.com/id248335662>

© aboutbooks GmbH

Die im Social Reading Stream dargestellten Inhalte stammen von Nutzern der Social Reading Funktion (User Generated Content).

Für die Nutzung des Social Reading Streams ist ein onlinefähiges Lesegerät mit Webbrowser und eine bestehende Internetverbindung notwendig.

